Unterhaltungen

im

Bade.

Aus den Papieren

einer

hochgestellten Dame.

Mannheim.

In Commission bei Tobias Löffler.

1853.

Unterhaltungen im Bade.

Erster Theil.

Der Günstling des Glücks.

I.

„Im schlichten Rocke des Bürgers steckt oft eben so viel, und zuweilen sogar noch mehr Eitelkeit, als im Hofkleide! Der Mann, der unter allen Alten die schönsten Luftschlösser baute, antwortete dem drolligen Kerl, der am lichten hellen Tage mit der Laterne Menschen suchte, da er ihm seine schönen Tapeten zertrat, und dabei sagte: ich trete deinen Stolz mit Füßen! „Ja, nur mit einer anderen Art von Stolz!" und er mochte wohl recht haben. Der aus Samos verbat sich den Titel eines Weisen, wollte nur Liebhaber der Weisheit sein, und war dabei vielleicht eben so eitel, wie die Liebhaber im Allgemeinen zu sein pflegen. So verbat sich Kromwell den Königstitel, um seine Unterthanen desto königlicher scheren zu können," und wer weiß, ob es nicht aus den gleichen Beweggründen geschah, daß der Besitzer der erbärmlichen Weinschenke „la Corte," die sich noch im Jahre 1789 in einer der schönsten Straßen Madrids neben der prachtvollen Casa real de las aduanas y de los extancos (dem Hause der königlichen Pächte und Zölle), wie eine halb verfallene Stallung neben einem Palaste brüstete, — diese in so elendem Zustande geflissentlich erhielt.

Gewiß! hier hätte Sokrates dem Antisthenes zurufen können: „Freund! durch die Löcher Deines Mantels schimmert aller Orten die Eitelkeit!" Denn in der That sah es mit dem Einkommen in der Casa real oft verhältnißmäßig schlimmer aus, als in der danebenstehenden Weinschenke, deren Wirth ein munterer und behender Baske war, und unbestritten um jene Zeit den größten Zulauf in ganz Madrid hatte.

Don Felipe war aber auch ein Mann comme il faut! groß, stark, von kräftigem Körperbau, fröhlich, gutmüthig und die Ehrlichkeit selbst; eine Tugend, die ihn wahrhaft zu einem Heiligen unter den Wirthen von ganz Spanien stempelte. Berücksichtigt man dabei endlich noch die Vortrefflichkeit seiner Küche und seines Kellers, seinen excellenten Xeres, seinen vortrefflichen Malaga, seinen gelbbraunen Benicarlo, seinen Madeira sondergleichen und den köstlichen Tinto de Rota, welche allerliebste Secte, wie sie der Gourmand Sancho Pansa nennt, unter dem heiteren südlichen Himmel Sorgen und Kummer nicht aufkommen lassen; so kann es uns kein Wunder dünken, daß die unansehnliche Weinschenke, mit dem stolzen Namen „la Corte," auf deutsch: „zum Hoflager," Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abende, ja bis tief in die Nacht, wirklich wie belagert war.

Nur um die Mittagstunde wurde es zumeist öde und stille in dem kleinen und niederen Zimmer der Posada, das vollgepropft von Tischen und Bänken und über und über schwarz angeraucht, wahrlich an und für sich keinen besonders reizenden Anblick bot.

Auch heute hatte kaum der letzte Schlag der zwölften

Stunde den vollen Mittag angekündigt, als die Mehrzahl der Gäste, die sich heute besonders lebhaft über das Stiergefecht unterhalten hatten, welches Madrid in wenigen Tagen in Bewegung setzen sollte, wie auf ein Commando aufbrach und die Schenke verließ; eine Erscheinung, die sich auf den Straßen und Plätzen der Hauptstadt täglich geltend macht und Madrid nach zwölf Uhr des Mittags wie ausgestorben erscheinen läßt.

Nur drei Gäste waren es, die der allgemeinen Gewohnheit nicht Folge leisteten. Zwei davon waren junge hübsche Männer, die in jener glücklichen Zeit des Lebens standen, in welcher sich die ganze Fülle körperlicher und geistiger Kräfte entwickelt hat, und nun bei jeder Gelegenheit in jugendlichem Uebermuthe überschäumt; — in jener glücklichen Zeit des Lebens, in welcher das Herz noch nicht — von so zahllosen Täuschungen ermattet, um so viele Hoffnungen betrogen — kälter schlägt, sondern im Gegentheile mit schwärmerischem Ungestüme und glücklicher Sicherheit, darauf rechnet, daß seine kühnsten Hoffnungen noch übertroffen, seine stolzesten Wünsche erfüllt würden; — in jener glücklichen Zeit des Lebens, in welcher dem Sterblichen die Welt noch ein Himmel voll Ideale ist!

Ach! wie freudig begeistert, strahlt in dieser Frühlingszeit des Lebens das Auge des Jünglings. Steht er nicht in der Stunde der Begeisterung, im Gefühle seines thatendurstigen Herzens, im Bewußtsein seiner edlen Vorsätze, wie ein Halbgott da? Vergesse er nur nicht, wie traurig es ist, wenn mit der Zeit diese reine Flamme von der Trivialität des Lebens überschwemmt, in sich selbst zusammenbricht, so daß die Stunden der Begeisterung

vorüberrauschen, ohne die Geburtsstunden großer Thaten zu werden. „Nicht das Erwachen hoher Ideen macht den Künstler, sondern das Festhalten, Gestalten und Darstellen derselben; so macht auch nicht das Aufblitzen großer Entschlüsse den bedeutenden Menschen, sondern das Festhalten und Ausführen derselben.“ Aber das ist ja gerade der Kapitalfehler unserer Erziehung, daß man die Jugend lehrt, sich in ästhetischen Gefühlen zu berauschen und in Sentimentalität zu verschwimmen, statt den einfachen Regungen des Herzens unter der Aegide des Verstandes, als Thaten Platz greifen zu lassen.

Daß die beiden eben erwähnten jungen Männer Brüder seien, konnte Jedermann auf den ersten Blick an der Aehnlichkeit ihrer Züge erkennen; obgleich die des Jüngeren bei weitem feiner, belebter, geistreicher waren. Ueberhaupt war er das Bild eines schönen Mannes. Seine hohe, schlanke Gestalt hatte etwas ungemein Edles, sein Wesen etwas Ritterliches, das noch durch den geschmackvollen Anzug gehoben wurde, der sogleich den Edelmann erkennen ließ.

Auffallend, — namentlich für ein feiner gebildetes, mit den Formen der Schönheit vertrautes Auge — war das reine Oval seines Gesichtes; jene classische Kopfform, die so selten ist, wo sie aber auftritt, einen eigenthümlichen Zauber auf uns ausübt. Charakteristisch blieb dabei in allen seinen Zügen und Bewegungen das Gepräge des edlen Spaniers. Eine hohe Stirne, eine feine, nur leise aber edel gebogene Nase, ein scharf geschnittener Mund, um dessen Winkel die Züge eines leichten Spottes spielten, — schwarze Augen von unendlicher Lebhaftigkeit,

— unter den langen dunkeln Wimpern Gedankenblitze schießend, — ein volles, üppiges, schwarzes Haar, das in schmiegsamen Wellen die Stirne beschattete, — ein leichter Backen=, ein kleiner pechschwarzer Schnurr= und Knebelbart, — und das Bild des 21jährigen Don Manuel de Godoy steht vor unserer Seele.

Weniger hatte die Natur seinen Bruder Louis begünstigt, der drei Jahre älter als Manuel war. Seine Gestalt erschien gedrungener, Augen und Haare waren braun, der Blick ruhiger und weniger bedeutend, der Ausdruck des Gesichtes freundlich und gewinnend, aber gewöhnlich. Wer ihn übrigens jetzt sah, mußte ihn schon deshalb lieb gewinnen, weil sein Blick mit einem solchen Wohlwollen, mit einer solchen Liebe an dem jüngeren Bruder hing, daß nur wenig Menschenkenntniß dazu gehörte, um daraus zu erkennen, wie Manuel sein Herzblatt, der Inhalt seines Lebens sei.

Und doch schien sich zugleich eine sorgenschwere Wolke auf der Stirne Louis gelagert zu haben. Betrachtete er doch Manuel, wie ein Vater sein Kind betrachtet, dem er einen Wunsch versagen muß.

In der That schien dies auch Don Manuel in der Seele seines Bruders zu lesen und prüfend frug er daher diesen, als das Zimmer leer geworden war, mit einem Anfluge spöttischen Lächelns:

„Wie ist's, gehn wir nicht auch zum Essen? Ich muß gestehen, daß ich Hunger wie ein Löwe habe. Mein Magen sehnt sich nach einem köstlichen Puchero*), wie ein

*) Eigentlich ein Topf, worunter aber der Spanier das Mahl versteht.

gehetzter Hirsch nach der Quelle, und Gott weiß, ob ich es meiner glühenden Phantasie oder der Küche unseres trefflichen Wirthes zu danken habe, aber es ist mir, als röche ich den Duft einer unvergleichlichen Olla potrida!"

Was der Sprechende halb und halb erwartet, trat ein. Ein dunkles Roth lief über Louis Antlitz, und statt aller Antwort die Achseln zuckend, ward sein Blick nur noch trüber.

Manuel aber ließ sich in seinem göttlichen Humore nicht stören.

„Also Ebbe, — wirkliche Ebbe im Staatsschatze, Herr Großschatzmeister!" — rief er lachend — „das ist um so fataler, als man die Zeit der Fluth bei uns nicht berechnen kann."

„Wie kannst Du scherzen," — entgegnete mit leisem Vorwurfe der Bruder, — „mir dünkt die Sache sei ernst genug. Sind wir doch nun bereits vierzehn Tage in Madrid und haben noch nicht die geringste Aussicht auf irgend eine Hülfe. Alles geht verkehrt; — der Oheim ist tod, — der Minister nicht zu sprechen, — keine einzige Stelle in der Garde vacant — und nun auch noch Ebbe in der Kasse!"

„Darin liegt ja der Witz!" — rief lachend Manuel — „dem Glücke in den Schooß fallen, das ist kein Kunststück und kein Verdienst; aber die breite Heerstraße der Gewöhnlichkeit verachten; in Stürmen ruhig die steilsten Felsenpfade erklimmen; — der Laune des Schicksals ein Schnippchen schlagen und dem Glücke so lange unter die Nase lachen, bis es selbst mitlachen muß, — das

ist's, was ich will, was mich erhebt, was mich schwindeln macht vor Wonne."

„Du Glücklicher!" — seufzte der Bruder — „Du kannst Dir immer noch Illusionen machen, immer noch für die Ideale des Lebens schwärmen. Ich muß gestehen . . . . ."

„Gestehe nichts!" — unterbrach ihn Manuel — „denn Du würdest eine Unwahrheit sagen. Ich weiß, Du denkst wie ich, und nur die momentan mißlichen Verhältnisse unserer Kasse, und die daraus folgende Sorge für mich, mißstimmt Dich, gute Seele; aber sei unbesorgt. Sieh' es lebt eine Stimme in mir, die sagt mir unaufhörlich: Es wird doch gehn! Don Manuel und Don Louis de Godoy, die zwei fameusesten Edelleute des ganzen Königreiches, werden noch ganz des Teufels vor Glück werden — reich — mächtig — berühmt wie der Cid — geliebt wie . . . ."

„Ich bitte Dich!" — unterbrach hier Louis den Bruder.

„Nun!" — rief dieser, seinen kleinen schwarzen Schnurrbart streichend und ein wahrhaft bezauberndes Lächeln spielte dabei um seinen Mund. — „Was das Letzte betrifft, so hat mir bereits Frau Fortuna ein Pfand gegeben, — ein Pfand, sage ich Dir!"

„Bruder!" — rief in diesem Moment Louis aus, indem er aufsprang und Manuels Hand erfaßte, und alle Sorge war aus seinen Zügen verschwunden. — „Bruder! wär's möglich, auch Du ein Liebesabenteuer? — ja — nun fasse ich wieder Vertrauen. So wisse denn, ich habe das Herz eines wahren Engels erobert, und was

das Schönste ist, eines Engels vom Hofe. Zwar weiß ich noch nicht, wer sie ist — welchen Rang sie bekleidet — noch wie sie heißt; aber daß sie am Hofe ist, weiß ich; ebenso, daß sie hübsch ist wie eine Göttin und daß sie mir auf diesen Abend ein Rendez-vous gegeben hat."

„Vortrefflich!" — rief Manuel entzückt — „vortrefflich! was können wir denn Besseres wünschen; da haben wir ja eine Protection am Hofe und wissen gar nicht wie wir dazu gekommen sind. Jetzt sind wir, wenn Du den Einfluß auf das Herz Deiner Schönen zu benutzen weißt, gemachte Leute. Aber erzähle, wie hat sich das Ding gemacht; bist Du mit Deinem Abenteuer zu Ende, sollst Du das meine hören."

Beide Brüder rückten nun näher zusammen und Don Louis wollte eben mit seiner Erzählung beginnen, als sich ein Geräusch im Hintergrunde des Zimmers vernehmen ließ.

Manuel und Louis schauten erstaunt um, und waren nicht wenig überrascht, als sie gewahrten, daß sie bisher nicht allein gewesen seien. In einem der entfernteren dunkelen Winkel des Zimmers saß nämlich eine sonderbare, finstere, abschreckende Gestalt, wie es schien, ein älterer Mann aus den niederen Volksklassen. Seine Figur war lang und hager, sein ernstes Gesicht blaß und knöchern, doch konnte man von seinen Zügen nur wenig erkennen, da sie theilweise durch ein breites schwarzes Pflaster, das von der linken Wange quer über das linke Auge bis zur Stirne lief, theilweise von dem herabhängenden breitrandigen Hute bedeckt waren. Desto stechender aber traf der Blick des rechten Auges, während der Mund

so scharf geschnitten und zusammengepreßt erschien, daß er keine Spur von Lippen sehen ließ, was der Physiognomie des Fremden etwas ungemein Determinirtes aber auch Beängstigendes gab. Zum Ueberfluße war er verwachsen, indem die rechte Schulter bei weitem höher als die linke stand. Seine Kleidung von grobem schwarzen Tuche, war vielseitig schadhaft und ließ auf Dürftigkeit schließen.

Man kann sich denken, daß der erste Eindruck, welchen diese finstere und widerliche Erscheinung auf die beiden Brüder machte, ein sehr unangenehmer war, zumal wenn sie bedachten, daß der Fremde vielleicht Manches aus ihrem Gespräche erlauscht haben könne, was Stolz und Klugheit ihnen sonst nicht erlaubt haben würde, vor fremden Ohren zu offenbaren. Als sie aber gewahrten, daß der Hochschultrige gar keinen Antheil an ihnen nahm, sondern augenscheinlich Anstalt machte, die Stunden der drückendsten Hitze in seiner Ecke zu verschlafen, beruhigten sie sich wieder einigermaßen. Dennoch setzten sie ihr früheres Gespräch nicht fort, sondern Manuel griff nach einer alten schmutzigen Guitarre, die an einer der schwarz eingeräucherten Wände des Zimmers hing und fing an zu spielen.

Himmel! aber welche Töne entlockte er dem alten, schlechten Instrumente, und mit welcher reizenden Fertigkeit glitten seine Finger über die Saiten. Das war das Spiel eines vollendeten Meisters; — ein Spiel, wie es die Wände der schmutzigen Posada „la Corte“ noch nie gehört. Und als nun der blühende, lebensfrohe Jüngling noch zu singen anhob, und seine in der That zauberhafte Stimme eine jener prächtigen spanischen Romanzen hin-

hauchte, da flammten nicht nur Don Louis Blicke in Entzücken auf, da zwickerte auch die finstere Gestalt im Hintergrunde des Zimmers mit ihrem einen Auge, wie eine aus dem Schlafe erwachte Klapperschlange, — da öffnete sich leise die hintere Thüre der Wirthsstube und ließ das staunende Antlitz Don Felipe's und die über des Wirthes Schulter gaffenden Gesichter zweier artigen Aufwärterinnen sehen.

Wen erinnert diese Scene nicht unwillkürlich an die liebliche Dichtung des heiteren Hellas, in welcher die alles besiegende Gewalt der Tonkunst so trefflich dargestellt wird?

Amphion, Jupiters und der Antiope Sohn, spielt die ihm vom Merkur geschenkte Leier so hinreißend, so zauberhaft schön, daß nicht nur die Menschen, sondern auch die wilden Thiere sich schmeichelnd nahen, und die Steine der Mauer, welche er um die von ihm erbaute Stadt Theben ziehen wollte, sich nach den Tönen seiner Leier von selbst zusammenfügten. Und wahrlich! es gehört ein Menschenherz dazu, das härter als Stein ist, um, unempfindlich, dem sanften Einflusse der Musik zu widerstehen. Ist sie doch die Zauberin, die durch den Laut die Seele als thätiges Leben zur sinnlichen Erscheinung bringt, und in der Berührung mit der Außenwelt als Empfindung klagen oder aufjauchzen läßt. Und was vermöchte überhaupt das menschliche Gemüth tiefer zu ergreifen als die Musik? wie denn der Schall schon in einem inneren Erbeben besteht und ein Gleiches bewirkt.

Aber nicht blos zur Erregung der Affecte und Leidenschaften bestimmt, soll die Musik vielmehr das äußere

Dasein der Seele in den Empfindungen zur Gesetzmäßigkeit und Ordnung erheben. Es hat sich zwischen den mathematischen Tonverhältnissen und Fibern des menschlichen Herzens eine wunderbare Sympathie offenbart, wodurch die Tonkunst ein reichhaltiges Organ zu bildender Abschilderung menschlicher Empfindungen geworden ist. Sie ist die Kunst, die uns alle Bewegungen unseres Gemüthes, unkörperlich, in goldige Wolken luftiger Harmonien eingekleidet, über unseren Häuptern zeigt, weil sie eine Sprache redet, die wir im gewöhnlichen Leben nicht kennen und die wir doch gelernt haben, nur wissen wir nicht wo und wie? Wer sie hört, dem klingt sie bekannt, er fühlt sich auf Augenblicke in seiner Heimath; alles Liebe und Gute, Zukunft und Vergangenheit regt sich in ihm, Hoffnung und Sehnsucht. Die Töne umfließen in dunkler Ahnung unser Herz mit Kräften ohne Körper, die unsere Seele so mächtig heben, tragen und emporziehen, daß sie sich — verklärt — selbst zuhört und mit unseren tief heraufgewühlten Hoffnungen und Erinnerungen in seligen Träumen redet.

Wessen Herz wäre so arm, daß es nicht dies Alles — wenigstens einmal in den Blüthentagen seines Lebens — selbst empfunden hätte? Manuel kannte solcher Stunden viele, und jetzt wieder, als sein Gesang verstummt war und nur die Töne der Guitarre noch mächtig bewegt nachrauschten, gelobte er sich im Stillen, mit der dem Jünglingsalter eigenen Ueberschwenglichkeit, nach dem Höchsten, nach dem Edelsten zu streben; — sein Dasein durch große Thaten auszufüllen, um die Schuld des Lebens abzutragen; zu ringen, das Götterbild, das in ihm lebte,

zu verwirklichen, an seinen Brüdern, an seinem Volke, an der Menschheit und vor allem an sich selbst.

O schöner Enthusiasmus der Jugend! möge nie die Stunde kommen, da Sinnlichkeit, Ehrgeiz, Habsucht oder sonst ein Dämon der Nacht dich vergiftet uud mit seiner teuflischen Faust in den Staub des Gemeinen herabzieht!!

Als Don Manuel geendet, wußte der ehrliche Wirth sein Staunen, sein Entzücken, seine Begeisterung gar nicht genügend auszudrücken. Er überströmte im Lobe des Gesanges und des unübertrefflichen Spieles und gab seinen Lobeserhebungen um so mehr Gewicht, als er sich nicht wenig darauf einbildete, selbst musikalisch und ein Musikkenner zu sein.

„Herrlich! herrlich!" — rief er ein über das anderemal und seine kleinen lebhaften wässrigen Aeuglein funkelten in einem wunderbaren Lüstre, — „Bei dem Herzen der allerheiligsten Mutter Gottes! solch' eine Stimme, solch' ein Spiel, hab' ich noch nicht gehört, und ich verstehe doch auch etwas davon, meine edlen Herren, denn ich bin Baske, und sie wissen, wir Basken werden als Musiker geboren. Aber" — unterbrach er hier plötzlich den Schwall seiner Lobeserhebungen, indem seine Blicke über die leeren Becher der Jünglinge streiften — „was ist das, ein so trefflicher Sänger und leere Becher. He da! Juana! Franziska! drei Becher von meinem besten Benicarlo!"

Aber dieser gut gemeinte Befehl des ehrlichen Wirthes an seine weibliche Dienerschaft berührte die beiden jungen Männer weniger angenehm, als man denken sollte. Wurden sie doch durch denselben einerseits unwillkürlich an den schlechten Stand ihrer gemeinschaftlichen Kasse erinnert, während ande-

rerseits ihr Stolz es nicht erlauben wollte, als spanische Edelleute sich von einem bürgerlichen Wirthe umsonst bewirthen zu lassen.

„Danke, mein lieber Felipe!“ — sagte daher der ältere Bruder abwehrend — „Wir haben genug getrunken...“

„Genug?!“ — entgegnete der Wirth — „Euer Wort in Ehren, junger Herr, aber genug kann man von dem Benicarlo des ehrlichen Felipe gar nicht trinken. — So wahr ich ein Baske bin, seine Majestät, unser allergnädigster König, hat keinen besseren auf seiner Tafel!“

„Er ist vortrefflich!“ — begütigte Don Louis, während Manuel lächelnd zuhörte und im Stillen seinem Bruder etwas weniger Stolz wünschte, — „Er ist trefflich, aber wir haben keinen Durst mehr!“

„Bah!“ — lachte der Wirth — „so schmucke junge Herren — bei allen Heiligen! die saubersten Edelleute in ganz Spanien — und keinen Durst?! Ich denke Liebe, Wein und Gesang müssen Geschwister sein. Wo das Eine ist, darf das Andere nicht fehlen, darum nehmt nur immer einen Becher an!“

Und eben wollte er der schmucken Juana, — welche unterdessen den Wein auf einer Platte gebracht hatte und nun ihre schwarzen brennenden Augen staunend auf dem hübschen Sänger ruhen ließ, — die Becher abnehmen, als auch Franziska eintrat und dem Wirthe auf einem Nebentische jene verwünschte Olla potrida auftrug, deren Düfte schon früher die Geruchsnerven Manuels so verführerisch berührt.

Die beiden jungen Männer hätten keine Spanier, und ihre Mägen nicht so jung und hungrig sein müssen,

als sie es doch waren, wenn sich nicht bei dem Dufte dieser Lieblingsspeise aller Spanier ihre Züge verklärt, ihr Blick nach derselben gerichtet hätte.

Diese innere Bewegung entging aber dem schlauen Felipe nicht, und da er dieselbe mit den leeren Bechern zusammenstellte und bedachte, daß die beiden jungen Edelleute nicht gleich den anderen Gästen zur Mittagsstunde sein Haus verlassen, um sich zum Puchero zu begeben, — so schloß er ganz richtig auf die Beweggründe ihres Betragens. War es nun angeborene Gutmüthigkeit, war es Enthusiasmus für den trefflichen Sänger, — kurz, sein Entschluß war gefaßt und nicht ohne eine gewisse Grazie sagte er daher:

„Edle Herrn, die Becher sind bereit und die Schüssel dampft! seid meine Gäste. Zwar weiß ich, daß es sich für mich eigentlich nicht schickt, Edelleute zu meiner schlechten Tafel einzuladen; aber ich bin nun einmal ein Baske, und alle Welt weiß, daß wir Basken treue Seelen sind und es ehrlich meinen. Einen Bissen und einen Becher zu Ehren der holden Musika, die schlägt sogar seine geheiligte Majestät, der König, nicht aus!“

Es gibt manche Situationen im Leben, die schrecklicher, gewiß aber keine die peinlicher ist, als wenn unsere Ehre und unser Stolz gegen das Knurren des Magens oder sonstige triviale Bedürfnisse des Körpers anzukämpfen haben. Ist es doch mit dem Stolz eine eigene Sache! Man ißt zu Hause lieber die ganze Woche Kartoffeln — sagt der lachende Philosoph — was man nicht sieht, nur um sich nach Außen im alten Glanze zeigen zu können. Der arme spanische Edelmann aber, der pflügt, holt ge=

schwinde Mantel und Degen, wenn er Reisende wittert, und gar viele nicht spanische Hidalgo's thun Gleiches, ohne zu pflügen. Es ist ein schlimmer Umstand, wenn man in schlimmen Umständen noch Umstände macht.

Die beiden Godoy befanden sich in dieser Lage; namentlich der Jüngere, in welchem jetzt der Stolz auf das Wappen seiner Familie von einem wüthenden Hunger, — wie ihn nur die Jugend kennt, — berannt wurde. War doch Manuel, bei allem höheren Aufschwunge, ohnedem sehr zur Sinnlichkeit geneigt; mehr als sein älterer Bruder, der ruhiger und weniger das Spiel einer glühenden Phantasie war.

In der That wechselten beide Brüder einen Augenblick scheue Blicke. Manuel hätte die Einladung gerne angenommen, wenn er nicht gefürchtet hätte, seinen Bruder Louis zu kränken; und Louis hätte um des äußeren Scheines wegen, lieber gefastet, wenn er nicht Mitleid mit seinem Herzblatte, mit dem armen Manuel gehabt hätte, der seinem verzweifelten Seelenkampfe in einigen stürmischen Accorden Luft machte.

Glücklicherweise durchschaute der erfahrene Felipe die Herzen und Nieren seiner Gäste, ohne Weiteres trat er daher zu dem reinlich gedeckten Tische, ergriff einen der Becher und rief:

„Wer so schön singt und in seinen Gesängen die Schönheit preist, wie Ihr, der muß auch mit mir anstoßen auf die Krone aller Schönheit: Es lebe Ihre Majestät, unsere glorreiche Königin!“

Einer solchen Aufforderung konnte und durfte Niemand widerstehen. Die beiden Godoy's erhoben sich

daher und thaten dem freundlichen Wirthe Bescheid. Dieser aber rückte ohne ein weiteres Wort zu verlieren, die Stühle und legte seinen beiden Gästen von der göttlichen Olla potrida vor. Da ließ sich denn auch Manuel auf keinen weiteren Widerstand ein, und Louis folgte aus Liebe für den Bruder.

Hätte aber jetzt die schöne Franziska zusehen können, welche Ehre die jungen Leute ihrer Kochkunst anthaten, gewiß sie wäre entzückt gewesen. In der That konnte denn auch kein Gespräch Platz greifen, bis die ersten Anforderungen des Magens gestillt waren. Als dies endlich geschehen und der feurige Wein Felipe's die Zungen geläufiger, die Zusammenspeisenden vertrauter gemacht hatte, hub der Wirth an:

„Wenn ich nicht irre, verehrte Gäste, habe ich schon vorhin erwähnt, daß ich Baske bin. Es gibt kein schöneres Land auf Gottes Erde, als die Provinzen Biscaya, Guipuzcoa und Alava! — Ja! bei den Wunden unseres allerheiligsten Erlösers, wer die Ufer des biscayischen Meeres nicht gesehen hat, der hat noch nichts gesehen! Und ein Völkchen sind wir Basken, das das Herz auf dem rechten Flecke trägt; frei und lustig! und das werdet Ihr wissen: daß unsere Provinzen weder Besatzungen noch Zölle, weder Stempel noch Sises hat. Nichts zahlen wir der Krone, als ein Donativo, ein freiwilliges Geschenk; und reines Blut in allen Adern, unvermischt — von Jüdischem und Arabischem. Darum nennt man uns auch Illüstres und achtet unser Blut dem des Adels nicht nachstehend. Selbst der König ist nicht adliger als ein Biscayer. Und wer Treue und

Ehrlichkeit, Muth und Fleiß kennen lernen will, der besuche nur unsere Berge. Einen Becher auf das Wohl der baskischen Provinzen!"

Die beiden Godoy folgten gern der Aufforderung ihres Wirthes, und da Manuel wohl gemerkt hatte, worauf diese Anrede zielte, sagte er lächelnd:

„Alle Ehre dem Lande, das so freundliche Biedermänner aufzuweisen hat, wie Euch, mein werther Felipe! Haben wir aber auf sein Wohlsein getrunken, so müßt Ihr uns jetzt auch Bescheid thun, wenn wir das Land leben lassen, das unsere Wiege sah."

„Mit Freuden!" — rief Felipe, dem es nicht wenig schmeichelte, daß er — wie er glaubte — auf so schlaue Weise den Faden der Rede so angesponnen habe, um nun auch etwas Näheres über seine Gäste zu erfahren; denn Neugierde war Felipe's schwache Seite.

„Nun wohl" — fuhr Manuel mit erhobenem Becher fort — „so lebe denn das reizende Estremadura! das Land der Conquistadoren, das einen Fernando Cortez, einen Pizarro, Almagro, Balboa und Alvaràdo erzeugt und genährt!" und „Estremadura hoch!" schallte es durch den Raum, und die Becher klangen laut und lustig. Manuel aber fuhr fort:

„Wir sind nämlich Brüder und stammen aus dem alten edlen Geschlechte derer von Godoy, das seit undenklichen Zeiten zu Badajoz blüht. Unsere Ahnen halfen schon unter Pelayo den spanischen Thron gründen und in mehr als einer Schlacht die Anfälle der Mauren zurückschlagen!"

„Ehre ihrem Andenken!" — rief hier der Wirth mit

fast religiöser Scheu. — „Möge die Gebenedeite ihre Nachkommen segnen!“

„Bei Gott!“ — sagte Manuel — „ein solcher Segen käme uns zu gut. Aber es scheint nicht .....“

Eine leise Berührung seines Fußes durch den seines Bruders machte ihn stocken. Aber war es die Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft Felipe's, war es der feurige Wein, Don Manuels Herz saß einmal auf der Zunge und dem geliebten Bruder begütigend die Hand hinreichend, rief er:

„Vergib! aber Felipe ist ein Ehrenmann, warum sollen wir ihm unsere Lage nicht entdecken!“ — Und mit geläufiger Zunge erzählte er nun, wie ihre Familie zu groß sei, um alle Geschwister anständig zu ernähren; wie er und Louis sich daher entschlossen hätten, sich nach Madrid zu begeben, um wo möglich in die königliche Leibgarde aufgenommen zu werden; — wie sie dabei auf einen Oheim gerechnet hätten, der in der Hauptstadt seßhaft; — wie aber das Unglück gewollt, daß sie den Oheim nicht mehr am Leben, — sein Vermögen in fremden Händen, — und alle Plätze in der Leibgarde besetzt gefunden hätten.

„So sind wir nun“ — fuhr er fort — „vierzehn Tage in dem göttlichen Madrid; aber Gott weiß wie lange wir noch auf die Erfüllung unserer Hoffnungen und Wünsche warten können und doch“ — hier gab Louis seinem Bruder abermals durch eine Berührung der Füße ein Zeichen zum Schweigen, welches dieser aber ebenfalls nicht beachtete, sondern lachend fortfuhr — „und doch ist das Fatalste an der ganzen Sache, daß uns das Geld auszugehen anfängt!“

„Nun, nun!“ — rief der Wirth. — „Wenn es weiter nichts ist, so habt Ihr wohl wenig zu fürchten. Es müßte ja mit dem Teufel zugehen“ — hier bekreuzte er sich — „wenn zwei so schöne und stattliche Cavaliere, wovon der Eine noch dazu wie ein Gott singt und Guitarre spielt, nicht bald ihre Carriere machten!“

„Das ist bald gesagt“ — meinte Louis — „möchte aber nicht so schnell in Erfüllung gehen!“

Felipe hatte die letzten Worte überhört, da er sichtbar einen Augenblick etwas bei sich überlegte. Jetzt blickte er entschlossen auf und sagte mit einem Gesichte ,aus dem in der That Ehrlichkeit strahlte:

„Wie wäre es, wenn wir gegenseitig ein Bündniß schlössen, — ein wahres Schutz- und Trutzbündniß gegen das Geschick. Offen und ehrlich, meine Freunde, ich habe Euch lieb gewonnen und wenn es Euch recht ist, so gebe ich Euch Beiden auf Euer ehrliches Gesicht hin, so lange freie Wohnung und freien Tisch, bis Ihr die gewünschten Stellen gefunden. Seid Ihr dann bei Kasse, nun, so werdet Ihr die Ehrlichkeit und Gastfreundschaft eines Basken nicht vergessen und mit gleicher Münze zahlen. Bis dahin aber lohnt Don Manuel dem alten Felipe seinen guten Willen in den Mußestunden mit einem Liede; denn seht — daß ich es nur gestehe — ich bin vernarrt in Euren Gesang — wahrhaft vernarrt!“

Und bei diesen Worten drückte Felipe den beiden Jünglingen so innig die Hand und sah ihnen so offen und herzgewinnend in die Augen, daß sie schon deshalb nicht hätten widerstehen können, selbst wenn ihnen der

Vorschlag an und für sich nicht so unendlich gelegen gekommen wäre.

„Wohlan es sei!“ — rief daher schnell entschlossen Don Manuel — und schlug in die dargebotene Rechte Felipe's, indem er hinzusetzte:

„Es ist doch schön in der Welt, daß uns so leicht kein Unglück erwischt, das nicht auch wieder etwas Gutes mit sich bringt! Und wenn nur die Menschen nicht immer gleich verzweifeln wollten, so würden sie gar manchmal den lichten Punkt leicht finden, der wie ein Taucherlicht über dem rettenden Anker schwebt. Hier ist dieser lichte Punkt Eure Freundschaft, Felipe, und diese nehmen wir mit vollem Herzen an!“

„Abgemacht!“ — rief hier der Wirth. — „Und nun die Sorgen aus dem Kopfe! So klein und unscheinlich die Weinschenke „la Corte“ ist, so findet sich doch in ihrem oberen Geschosse ein allerliebstes Zimmer, würdig solcher schmucken Bewohner und in ihrem Keller ist Wein genug, um alle Sorgen der Welt hinabzuspülen! — — Was meint Ihr edler Sänger? Stimmt das nicht mit Eurer Lebensphilosophie?“

„Auf ein Haar!“ — rief freundlich lächelnd Manuel de Godoy, und von der letzten Sorge befreit, strahlten seine schönen Augen in dem Glanze einer überglücklichen Jugend. Da mußte sich das volle Herz in Tönen Luft machen. Mit einem raschen Griffe hatte er die Guitarre erfaßt und zum Entzücken Felipe's sang der Jüngling folgendes Lied:

Schenket ein ihr lust'gen Becher,
Schenket ein, das Leben lacht;
Da Natur vier Freudenbecher
Jedem Menschen dargebracht.

Für das Kind schon, für den Knaben,
Für den Jüngling, für den Mann.
Jedem bietet — sich zu laben —
Sie den vollen Becher an.

Aber sollen sie Euch munden,
Gleich Hispaniens Feuerwein,
Müßt Ihr weise es bekunden:
Schlürfet sie hübsch langsam ein.

Und wenn Einer ist geleeret,
Dann erst eilt zum Andern hin;
Freude ist Euch dann bescheeret,
Und für's Leben heitrer Sinn.

Dieses Lied konnte zugleich gewissermaßen als der Ausdruck der Lebensphilosophie unseres Sängers genommen werden. Und warum sollte er es nicht sein? Empfänglichkeit für Freude liegt in dem Wesen unserer Natur, und wie die Wahrheit und die Tugend unser Ziel bilden soll, so darf es auch die Glückseligkeit sein.

Felipe war überglücklich und Manuel hätte wohl noch manches Lied gesungen, wenn der ruhigere und praktischere ältere Bruder nicht gebeten hätte, einem ernsteren Worte Raum zu geben.

„Da Ihr nun doch einmal die Absicht unserer Reise nach Madrid kennt" — sagte er zu dem neuen Freunde —

„und Euch unserer so väterlich angenommen habt, so laßt uns nun auch einmal gemeinsam über die Art und Weise berathen, wie wir zum Ziele kommen. Ihr wißt, Felipe, unsere ganze Sehnsucht geht dahin in die Reihen der königlichen Leibgarde, die ja bekannter Weise nur aus Edelleuten von altem gutem Adel besteht, und deren Gemeine schon Offiziersrang besitzen, aufgenommen zu werden.“

„Ja!“ — rief Manuel dazwischen — „das ist vorerst unsere Absicht; denn unser Ziel liegt höher. Das wäre doch schlimm, wenn Männer, wie wir, keine stolzeren Gedanken hätten, als im höchsten Fall ihre Majestäten, den König und die Königin, so oft dieselben ausfahren, zu escortiren, und zu Fuß die inneren Wachen im Palaste unmittelbar vor den Schlaf- und Wohnzimmern der allerhöchsten Herrschaften zu beziehen. Das ist zwar alles sehr ehrend — aber — bei allen Heiligen — ich will höher!“

„Nun“ — meinte der Wirth — „Ihr könnt ja vielleicht auch in der königlichen Garde Korporal werden!“

„Das wäre was Rechtes!“ — lachte Manuel.

„Nicht so übel!“ — meinte Felipe — „Ein Korporal der Garde hat Hauptmannsrang in der Armee.“

„Weiter!“ — rief Manuel — „Höher hinauf!“

„Wohl denn“ — sagte der Wirth und goß die Becher auf's Neue voll — „Wachtmeister! Ich kenne Wachtmeister in der Garde, die Generäle und Feldmarschälle in der Armee sind!“

„Das läßt sich hören!“ — entgegnete Manuel — „Es müßte gar nicht übel lauten: Don Manuel de

Godoy, Wachtmeister der Leibgarde Seiner Majestät des Königs von Spanien, General-Feldmarschall der Armee!"

„Bravo!" — rief ausgelassen lachend der Wirth — „So wahr ich ein Baske bin, Ihr habt Ehrgeiz, junger Mann. Also" — und hier hob er den Becher hoch empor — „Anstoßen! — der neue Wachtmeister der Garde, General-Feldmarschall Manuel de Godoy soll leben!"

Die Becher klirrten, daß es eine Lust war; Louis aber meinte: es wäre gut, wenn sie nur erst einmal als Gemeine in die Leibgarde eingereiht wären.

„Ja," — sagte der Wirth — „Wer diese Gunst erlangen will, der muß freilich vor allen Dingen Protection am Hofe oder den allmächtigen Minister Florida Blanca zum Freunde haben."

„Bei dem Minister" — versetzte Louis mit ärgerlicher Miene — „waren wir bereits zweimal, wurden aber leider beidemale abgewiesen."

„Ueberhäufter Geschäfte willen!" setzte Manuel mit boshaftem Lächeln hinzu.

„Und doch muß der Versuch wiederholt werden," — fuhr der Wirth fort — „denn ohne den Willen Florida Blanca's geschieht nichts im Königreiche!"

„Ist dieser Mann denn so allmächtig?" — frug Louis.

„Wie unser Herrgott!" — sagte Felipe. — „Der König geht auf die Jagd, die Königin . . . ."

Hier wurde das Gespräch durch einen auf der Straße entstandenen Lärm unterbrochen. Die Wache an der Cassa real rief in's Gewehr, die Trommeln rührten sich und das Rasseln eines Wagens ließ sich hören.

Der Wirth und unsere Freunde traten an's Fenster;

kaum aber hatte der Erstere die Jalousie aufgestoßen, die bis daher der Hitze wegen geschlossen war, als er ausrief:

„Da kommt ja der Stern des Tages, der Allmächtige, von dem wir sprachen.“

In der That rollte in diesem Augenblicke eine prachtvolle, fast durchaus vergoldete, von sechs Maulthieren gezogene Carosse im Galoppe vorüber.

„Seht nur!“ — sagte der Wirth — „wie die wenigen Menschen, die sich gerade jetzt auf der Straße befinden, stehen bleiben und sich fast bis zur Erde bücken. Bei dem gebenedeiten Herzen der allerheiligsten Muttergottes! so bückte man sich zu meinen Zeiten nur vor dem Könige!“

Kaum aber hatte Felipe dies gesagt, als eine hohle und dumpfe Stimme im Hintergrunde des Zimmers langsam und bedeutungsvoll die Worte vernehmen ließ:

„Bücke Dich, allein zerbrich nicht das Bein; sei höflich, aber nicht beschwerlich. Krieche nicht, denn Du hast gesunde Füße. Bete nicht an die goldenen Kälber der Erde!“

Felipe und die beiden Godoy sahen sich entsetzt um, denn ihr Gespräch war eben nicht der Art gewesen, daß es für alle Ohren in Madrid getaugt hätte.

Als aber der Wirth bemerkte, daß es der Hochschultrige gewesen sei, der sich so pathetisch geäußert, beruhigte er seine Freunde, indem er sagte:

„Fürchtet nichts! Es ist ein alter Narr, ein verdorbener Schreiber, der oft zu mir kommt, und gar manchmal seine Siesta in jener Ecke hält; vor Allem aber ein abgesagter Feind Florida Blanca's, der ihn vielleicht aus dem Dienste gejagt hat. Doch“ — setzte der Baske

freundlich hinzu — „es ist Zeit, daß ich meinen Gästen ihre neue Wohnung anweise. Die Mittagstunden sind vorüber und bald wird sich das Wirthszimmer der edlen „la Corte“ wieder füllen.“

Und mit diesen Worten öffnete er die Thüre und ließ die beiden jungen Edelleute vorantreten.

Sobald sich die Thüre geschlossen und der Hochschultrige sich allein sah, stand er auf. Aber siehe, seine rechte Schulter sank in diesem Augenblicke zu ihrer normalen Stellung zurück. Der Mann war keineswegs verwachsen; aber seine lange hagere Figur, sein bleiches, knöchernes Gesicht, seine unheimlich flackernden und stechenden Blicke, der widrige Ausdruck des lippenlosen Mundes, gaben ihm einen dämonischen Anstrich, der sich im Augenblicke noch durch ein triumphirendes Lächeln steigerte, das über seine todesstarren Züge, wie ein Irrlicht über einen Kirchhof strich.

„Gefunden!“ — sagte er dann tonlos. — „Wir sehen uns wieder!“ und mit diesen Worten nach der Thüre gehend, glitt die rechte Schulter wieder in ihre unnatürliche Höhe und der Mann verschwand aus dem Zimmer.

II.

Als Felipe mit den beiden jungen Männern in den oberen Stock des kleinen unansehnlichen Hauses gelangt war, öffnete er eine Thüre und ließ seine Begleiter in ein

Zimmer eintreten, das diese durch seine Größe und Freundlichkeit in der That auf das Angenehmste überraschte.

Wer hätte es auch der halbzerfallenen schmutzigen Weinschenke „la Corte“ von Außen ansehen sollen, daß sie solche gemüthliche Räumlichkeiten in sich fasse. Es wäre dies dem Fremden — dem flüchtigen Beobachter — so unmöglich gewesen, als die guten Gründe zu errathen, die den Inhaber der Posada bestimmten, seine Wohlhabenheit hinter dem Anscheine der Aermlichkeit zu verbergen. Die königlichen Kassen brauchten nämlich damals häufig Geld — viel Geld. Und trotz dem, daß der schlaue und umsichtige Minister Florida Blanca sie immer auf's Neue zu füllen wußte, hatten sie doch die fatale Eigenthümlichkeit, daß alle ihnen anvertrauten Millionen wie Wasser in der hohlen Hand zerrannen. Da mußte denn der Minister freilich oft bei den Unterthanen seiner katholischen Majestät anklopfen, und da dies am häufigsten bei den wohlhabenden Grundbesitzern des bürgerlichen Standes geschah, so zog es Don Felipe vor, in den Augen der Welt als arm zu gelten. Dennoch hatte er dafür gesorgt, daß diejenigen Theile seines Häuschens, in welche der Argusblick der königlichen Taxatoren nicht fallen konnte, so bequem und freundlich eingerichtet waren, als dies die angegebenen Umstände erlaubten.

Dies Gepräge der Behaglichkeit und Gemüthlichkeit trug denn auch das Zimmer, welches die beiden Brüder fortan bewohnen sollten. Es war ein Eckzimmer, mit je drei Fenster auf den beiden freistehenden Seiten. Die in reinlichem Weiß erglänzenden Wände schmückten eine Reihe von Bildern, Scenen aus dem Leben der berühmtesten

Heiligen vorstellend. Zwei Betten, einladend durch ihre Reinlichkeit und ihre schwellenden Kissen, waren an der den Fenstern entgegengesetzten Wand aufgestellt, während dem hohen nicht uneleganten Kamine gegenüber eine weichgepolsterte Ruhebank den Müden zum Sitzen einlud. Ein mächtiger Kleiderschrank von zierlich geschnitztem Eichenholz, ein Tisch und Stühle von gleicher Art, vollendeten die Einrichtung, die für die damalige Zeit in einem kleinen bürgerlichen Hause für eine reiche gelten konnte, und in der That bei manchem armen Edelmanne Hispaniens weit einfacher angetroffen wurde. War doch damals der Luxus noch nicht so hoch gestiegen, als dies jetzt in allen civilisirten Theilen der Welt der Fall ist, wo die Menschen nur nach Außen hin glänzen wollen, und diesem unseligen Scheine von Glück so oft das w a h r e Glück eines zufriedenen, sorglosen und heiteren Herzens opfern. Wann gab es denn mehr glänzendes Elend als jetzt?! — Sollte man denn nicht glauben, die Menschen seien in der That wahnsinnig, wenn man sieht, wie sie sich bei immer steigenden Bedürfnissen abmühen, abkeuchen und abarbeiten, um nur — Sklaven der Mode, des Ehrgeizes und der Eitelkeit zu sein?! — Ach! die wahre, ungetrübte Freude, hat sich schon lange aus unseren sogenannten glänzenden Cirkeln in den stillen Kreis einzelner Familien geflüchtet, die als Thoren gelten, weil sie weise sind; und wie kann ein Herz wahrhaft fröhlich sein, wenn es die Sorgen um Gegenwart und Zukunft mitten im tollen Reigen der Lust immer und immer wieder gleich einer Marmorfaust erfassen und krampfhaft zusammenpressen?

Und was bedurften denn unsere beiden jungen Glücks-

ritter einer äußeren glänzenden Umgebung? Eine kräftige Jugend verachtet — ja verspottet — den Comfort, nachdem das blasirte Alter lechzt; — sie bedarf der weichen, schwellenden Polster nicht; denn sie will ja nicht ausruhen von den Mühen und Verirrungen des Lebens, sondern mit thatendurstigem Geiste erst in das Leben stürmen, um sich dessen Blüthen und Kronen zu erobern.

Manuel und Louis waren daher mit ihrer neuen Wohnung sehr zufrieden und baten nur noch den Wirth um die Freundlichkeit, ihre wenigen Effecten aus derjenigen Posada abholen zu lassen, in der sie bisher logirt hatten. Einen Auftrag, den der Wirth um so freudiger übernahm, als er erfuhr, daß sich bei besagten Habseligkeiten der beiden Brüder auch Manuels treffliche Guitarre befinde.

Felipe schwur daher: so wahr er ein Baske sei! den Auftrag auf das Pünktlichste ausführen zu lassen; und verließ zu diesem Behufe seine neuen Gäste.

Als sich nun aber die beiden Godoy allein sahen, brach der Sturm ihrer Freude über die glückliche Wendung der Dinge erst recht los. Manuel war ganz außer sich. Er umarmte seinen Bruder, — er fing an den Bolero zu tanzen, — er ahmte, mit den Fingern schnalzend, den Klang der Kastagnetten nach, — er gelobte seinem Schutzpatron drei Pfund Wachskerzen — und rief ein über das anderemal: „Siehst Du, Brüderchen, daß die Stimme in mir recht hat, wenn sie sagt, es wird noch Etwas aus uns! Wer hätte noch heute Morgen, als sich mir der Magen vor Hunger wie ein Wurm krümmte und Du Gesichter wie ein büßender Dominicaner schnittest, — wer hätte

da gedacht, daß wir in wenigen Stunden schon über alle die verdammten Geldsorgen hinaus seien?"

„Manuel!" — entgegnete der ältere Bruder herzlich — „ich freue mich auch aus voller Seele; denn ich sage Dir, als ich Dir heute Deine Lust zum Speisen ansah und doch kein Geld hatte, Dir ein Puchero zu bezahlen, da hätte ich mir selbst ein Stück Fleisch aus dem Leibe schneiden mögen!"

„Und hättest doch" — rief Manuel lachend dazwischen — „durch Deinen Stolz beinahe alles verdorben. Ich habe die Sprache Deiner Füße recht gut verstanden."

„Nun!" — sagte Louis, den diese Worte gerade nicht angenehm berührten, — „unter uns gestanden, ich möchte um keinen Preis der Welt, daß ein Edelmann von unserer Bekanntschaft erführe, daß wir uns so weit herabgelassen, mit einem Wirthe zu speisen."

„Das braucht auch Niemand zu wissen!" — meinte Manuel — „Ist aber Felipe nicht ein edler Mensch, der unsern wärmsten Dank verdient?"

„Gewiß!"

„Und dann, aufrichtig gesagt, mir dünkt der Mensch, als Mensch, wiegt um keinen Gran mehr, wenn er seinen Stammbaum, seine Ahnentafel, seinen Stern, sein Ordenskreuz und dergleichen neben sich auf die Wagschaale gelegt."

„Das sehe ich nicht ein" — versetzte Louis — „die Verdienste unserer Ahnen . . . . . "

„Hoch in Ehren gehalten!" — rief Manuel lustig — „aber jene eben erwähnten Anhängsel machen uns oft so thöricht, die Zunahme an innerem Menschengehalt zu

vernachlässigen, weil wir in dem eitlen Wahne stecken, daß das Metall, woraus die Sternchen und Kreuzchen gemacht werden, das fehlende Gewicht ersetzen würden. Ich sage Dir, wäre ich König von Spanien, ich schlüge unseren Don Felipe zum Ritter. Aber" — unterbrach sich hier der Sprecher selbst — „was plaudern und philosophiren wir da und vergessen die Hauptsache, unsere Abenteuer!"

„Beim Himmel!" — rief Louis — „und doch hängt von ihnen vielleicht unsere Zukunft ab."

„Also Brüderchen!" — sagte Manuel, indem er Louis zu sich auf das Ruhebett zog. — „Du bist der Aeltere, beginne!"

„Gut!" — erwiderte dieser und hub an:

„Wie Du Dich erinnern wirst, war es den vierten Tag nach unserer Ankunft in Madrid, als wir den ersten Versuch machten, eine Audienz bei dem Minister zu erlangen."

„Zu der wir aber nicht zugelassen wurden!" — sagte Manuel ergänzend.

„So war es!" — fuhr Louis fort — „und wir verließen Beide den Palast seiner Excellenz in einer Stimmung, die man eben nicht sehr heiter nennen konnte. Du freilich, den der Himmel mit einem so glücklichen leichten Sinne begabt hat, — Du, der Du in Deiner glühenden Phantasie den Himmel immer offen siehst und ein wahrer Crösus an Hoffnungen bist, — Du lachtest bald wieder und suchtest in dem Dir neuen Gewühle der Hauptstadt den Aerger über die fehlgeschlagene Hoffnung zu vergessen."

„Ganz recht!" — rief hier lachend Don Manuel.

— „Ich ging auf die Puerta del Sol und unterhielt mich köstlich in dem wogenden Menschenmeere, dessen bunte Wellen unter Lachen, Fluchen, Beten und Schimpfen rings um mich zusammenschlugen. Und weist Du, was ich dabei dachte? — Ich dachte: bei dem wunderthätigen Marienbilde von la Peña de Franca, es gibt doch nur ein Madrid!"

„Glücklicher!" — sagte Louis und drückte dem Bruder mit Innigkeit die Hand — „wie gönne ich Dir das heitere Dahingleiten Deines Geistes über die Unannehmlichkeiten des Lebens. Mich hat die Natur auch hierin weniger bedacht und so trieb mich auch damals der Mißmuth in die Einsamkeit. Da mir Tags zuvor der herrliche Park des Buen Retiro so ausnehmend gefallen hatte, richtete ich meinen Weg dahin. Und wahrlich! alles was ich sah, stimmte trefflich zu meinem Trübsinne. Der Palast selbst, mit seinen riesigen vier Hauptgebäuden, mit seinen himmelhohen dunkeln Steinmauern und Pavillons, die mit ihren vier Höfen fast den vierten Theil der ganzen Stadt einnehmen; — die prachtvollen uralten Kastanienalleen; — die weitausgedehnten, so still und schweigend daliegenden Seen mit ihren Schwänen; die hinter den Bäumen auftauchenden Thürme der Klöster: San Geronimo und unserer lieben Frau von Atocha — — alles dieses versenkte mich in eine Schwermuth, die mir sonst fremd ist und deren Hauptgrund wohl nur in dem momentanen Mißlingen aller unserer Pläne lag. Kurz! ich gefiel mir in der düsteren Umgebung und da der Abend unendlich schön war, schlenderte ich immer weiter und weiter, bis ich an jenen Theil des Parkes kam, in welchem

die königlichen Privatgärten des Schlosses in einer hohen Terrasse enden, die mit dichten Hecken von Jasmin wie mit einem Zauberwalde umgeben ist. Von dieser Terrasse nun führt eine breite Marmortreppe von vielleicht fünfzig Stufen zu dem eigentlichen Parke herab, den man dem Publikum geöffnet, während am unteren Ende der Marmortreppe ein mächtiges eisernes aber fast über und über vergoldetes Gitterthor dem Wanderer in Erinnerung bringt, daß hier diejenigen Theile der Anlage beginnen, die bei schwerer Strafe Niemand betreten darf, der nicht zum Hofe gehört."

„Die Sonne war bereits längst gesunken und die Dämmerung schon angebrochen, als ich mich auf eine Bank niederließ, die von den herabhängenden Zweigen einer Trauerweide, wie von einem grünen duftigen Mantel umflossen wurde. Ich dachte hier unseres alten Vaters und der Hoffnungen, die er auf uns gebaut, und mir ward immer trüber zu Muthe, als ich plötzlich, durch ein Geräusch geweckt, aus meinen Träumereien auffuhr. Ich blickte durch die mich verhüllenden Aeste und sah ein jugendlich schlankes Weib an der Seite einer Duenna wie ein Reh vorüberhuschen. „„Heilige Maria!"" — flüsterte sie dabei der Alten ängstlich zu — „„wir sind verloren, — er folgt uns auf dem Fuße!"" Aber sie hatte noch nicht ausgesprochen, als auch schon eine hohe, männliche Gestalt aus dem Gebüsche heraustrat und die Fliehende erfaßte. Mit einer raschen Bewegung hatte diese sich umgewandt und stand nun hochaufgerichtet und stolz wie eine Königin, ihrem Verfolger gegenüber, den sie mit Blicken durchbohren zu wollen schien. Bei Gott! Manuel!" —

rief hier Louis begeistert — „ich habe nie ein schöneres Weib gesehen und obgleich mein Auge vielleicht nur eine Minute auf ihr ruhte, hatte sich ihr Bild mir tief in die Seele geprägt.“

Louis hielt hier einen Augenblick inne, als ob er der Bewegung Herr werden müsse, die die Erinnerung an diesen Moment in ihm hervorgerufen.

Aber Manuels Ungeduld ließ ihm nicht lange Zeit.

„Nun!“ rief dieser gespannt — „Weiter! weiter!“

„Was weiter geschehen, weiß ich mir eigentlich selbst kaum klar zu erinnern, so rasch folgte es aufeinander. — Der Cavalier, — denn ein solcher war der Fremde, wie seine Kleidung auf den ersten Blick verrieth — der Cavalier und die Dame wechselten einige lebhafte Worte; als dieser darauf aber Miene machte, die Dame mit seinen nervigen Armen zu umfassen und jene um Hülfe rief, da flog natürlich mein Schwert aus der Scheide. In einem Sprunge war ich an der Seite der Bedrohten, aber eben so schnell flammte auch die Waffe des Verwegenen und nun entspann sich ein Zweikampf, der so hitzig geführt wurde, als stünden sich die erbittertsten Todfeinde einander gegenüber!“

„Bravo! vortrefflich!“ — rief hier Don Manuel aus, dessen Gesicht vor Kampfeslust glühte. — „Und Du hast den Unverschämten niedergestoßen?“

„Wenigstens habe ich ihm eine tüchtige Lection gegeben,“ — fuhr Louis fort. — „Er focht verteufelt gut, sank aber doch nach wenigen Minuten blutend zu Boden. Da er ohnmächtig wurde, untersuchte ich die Wunde, fand jedoch zu meiner Beruhigung, daß sie nicht gefährlich sei.

Nur Schmerz und Blutverlust schienen ihm die Sinne geraubt zu haben. Ich nahm daher um so weniger Anstand, mich rasch zu entfernen, als ich Stimmen hörte und Menschen sah, die sich näherten und die ohne Zweifel das Klirren unserer Waffen herbeigelockt hatte. Auch fühlte ich durchaus keine Lust den königlichen Wachen in die Hände zu fallen. Wie ich aber durch die Gebüsche an dem Fuße der Terrasse der königlichen Gärten vorübereilen will, fällt unwillkürlich mein Blick noch einmal auf dieselbe; und siehe da, meine Schöne, die während des Kampfes davon geeilt, beugt eben die Zweige einer Jasminhecke zurück, — sie erkennt mich — und mit ihrem Taschentuche freundlich winkend, verschwindet sie eben so rasch hinter den duftenden Gebüschen."

„Wahrhaftig!" — rief hier Manuel heiter — „ein Abenteuer, so schön, als es sich nur ein fahrender Ritter wünschen kann. Ein himmlischer Stoff für Lope de Vega, das göttliche „Naturwunder." Er hätte wenigstens zwei Tausend Verse und drei Komödien darüber geschrieben. Doch wir sind wohl noch nicht am Ende! Wo bleibt das Rendez-vous?"

„Nun! — fuhr Don Louis mit einem selbstzufriedenen Lächeln fort, — „was war natürlicher, als daß ich die kommenden Abende wieder jene mir so interessant gewordene Stelle aufsuchte . . . ."

„So?!" — unterbrach den Sprechenden hier Don Manuel und drohte scherzhaft mit dem Finger, — „und mir machte der saubere Herr Bruder glauben, er gehe zu Vesper?"

„Ich that dies auch!" — versetzte Louis erröthend

— „aber nach der Vesper begab ich mich dann an den Fuß der Terrasse!“

„Und Deine Donna?“

„Erschien jeden Abend; aber leider nur auf Minuten, und durch Gitterthor, Marmortreppe und Terrasse von mir getrennt.“

„Und Du sprachst sie nie?“

„Nie!“

„Und weißt nicht wer sie ist?“

„Nein!“

„Kennst weder ihren Namen, noch Rang?“

„Nicht den einen, noch den andern; doch muß sie vom Hofe sein, sonst wäre ihr der Zutritt zu den königlichen Gärten nicht gestattet.“

„Und was aus Deinem Gegner geworden, weißt Du auch nicht?“

„Lebt er oder ist er todt, ich kann Dir's so wenig sagen, als ich zu ahnen vermag, wer die Ehre gehabt hat, von Don Louis de Godoy so schön heimgeschickt worden zu sein.“

„Nun bei unserer lieben Frau von Atocha!“ — rief hier Manuel — „da bin ich denn doch neugierig auf die Lösung dieser Räthsel.“

„Die noch heute, so Gott will, erfolgen wird!“ — versetzte der ältere Bruder. — „Denn als ich gestern Abend wieder meine Runde machte, theilten sich abermals die Zweige der Jasminhecken, — mein Engelskopf erschien, aber zugleich fiel ein Bouquet Blumen zu meinen Füßen. Ich hebe es auf und finde dieses Briefchen und diesen Schlüssel daran befestigt.“

Louis griff bei diesen Worten in seine Brusttasche, langte die beiden genannten Gegenstände heraus und las: „„Morgen Abend um die bekannte Stunde erwarte ich meinen edlen Retter auf der bewußten Terrasse der königlichen Gärten. Der beifolgende Schlüssel öffnet das Gitterthor der Marmortreppe!““

„Göttlich! göttlich!“ — rief hier Don Manuel und umarmte vor Entzücken seinen Bruder. — „Und Du wirst gehen — und Deine Angebetete, die wenigstens eine Herzogin oder eine Prinzessin ist, führt Dich bei Hofe ein; — die schönsten Plätze der Leibgarde sind unser — und die General-Feldmarschälle Louis und Manuel de Godoy sind gemacht.“

„Sanguiniker!“ — sagte Louis lachend — „denke an Ikarus. Wer mit den wächsernen Flügeln übertriebener Hoffnungen der Sonne des Glücks zu nahe fliegt, dem schmelzen die Flügel und er stürzt, oft grausam enttäuscht, in das Meer bodenloser Verzweiflung.“

„Nun“ — meinte Manuel — „auf diese Gefahr hin wage ich den Flug!“

„Aber ich bin zu Ende!“ — sagte der ältere Bruder. — „Jetzt kommt die Reihe des Beichtens an Dich!“

Aber ehe noch Don Manuel zu erzählen angefangen, ließ sich ein leises Pochen an der Thüre vernehmen. Louis öffnete, und siehe! es war die kleine Juana, die mit einem tiefen Knixe und verschämten Mienen eintrat. Sie hielt einen Brief in der Hand.

Juana war ein überaus nettes Mädchen, Andalusierin von Geburt, was man sogleich an dem reinen Ebenmaße ihrer Körperformen und dem Idiom ihrer Sprache

erkannte. Aber sie war auch Andalusierin dem Charakter nach, d. h. stolz auf ihr Geburtsland, prahlerisch, sinnlich und eben so leichtsinnig, als bigott-religiös. Die beiden letzteren Eigenschaften ließen sich schon daraus auf den ersten Blick errathen, daß Juana auf dem schönen Busen, der sich in voller Wölbung aus dem knapp anliegenden Mieder mehr, als gerade nöthig war, hervordrängte, ein silbernes Crucifix und — was wahrhaft ominös war — eine Ablaßmünze trug. Ihre Züge waren übrigens in der That schön. Die schwarzen Augen flammten voll Leidenschaft, während ein schelmisches Lächeln um den Mund spielte, dessen volle purpurne Lippen die Lust zum Küssen kaum verläugneten. Nicht mindere Reize boten der schön geformte Hals, die runden Arme und die Hände und Füßchen, die so klein und zierlich erschienen, als ob sie gedrechselt seien. In jeder Beziehung zeigte sich Juana dabei kurz, gewandt und von jener liebenswürdigen Koketterie, die noch heutzutage die Glorie der gefallsüchtigen Damen aller Stände ist.

Würde das Schicksal der kleinen Juana eine höhere Stellung in der Welt angewiesen haben, sie hätte ohne Zweifel eine glänzende Rolle gespielt; so aber ward leider ihre Schönheit nur durch einen natürlichen Witz, keineswegs aber durch Bildung unterstützt; — ja von letzterer war so wenig die Rede, daß Juana weder Lesen noch Schreiben konnte und sich selbst lediglich in der Weise der unteren Volksklassen auszudrücken wußte.

Als sie daher unter diversen Knixen und mit niedergeschlagenen Augen bei den beiden neuen Hausbewohnern eingetreten war, von welchen — beiläufig gesagt — der

Jüngere durch seine Anmuth und seine herrliche Gesangsgabe einen tiefen Eindruck auf ihr leicht zu eroberndes Herz gemacht, hub sie mit wispernder Stimme an:

„Verzeihung, Excellenzen, wenn ich störe, — ich will vielmehr nur Eure Gnaden ersucht haben, ob sich Einer von Ihnen Don Manuel de Godoy nenne?"

„Ja, mein schönes Kind!" — entgegnete Manuel, ihr entgegentretend — „Hast Du Etwas für mich?"

„Ach Ihr!" — rief freudig das Mädchen und hob seine verteufelten schwarzen Aeuglein zu Manuel empor. — „Ihr seid ja wohl auch Derjenige, der heute Morgen so schön gesungen? O Herr! bei dem allerheiligsten Blute unseres süßen Erlösers, so etwas habe ich noch nicht gehört."

„Schmeichlerin!" — sagte Manuel lächelnd. — „Aber hast Du Etwas für mich?"

„Gleich, Herr, gleich!" — entgegnete das Mädchen, dem es gar nicht darum zu sein schien, so schnell wieder loszukommen; — „ich freue mich nur, daß wir jetzt zwei so schöne und liebe Herren als Mitbewohner des Hauses haben, — erstens: weil der gute Herr Felipe vor Freude darüber ganz außer sich ist, — und er ist wirklich ein guter Mann, der selten in Zorn geräth; wenn er aber in Zorn geräth, dann, Euer Gnaden, ist er fürchterlich. So hat er erst vor acht Tagen den Pepplo, der ihn bestohlen, ganz blutdürstig geschlagen."

„Blutrünstig, willst Du sagen," — verbesserte lachend Manuel — „aber zur Sache, mein Herz!"

„Gleich, Excellenz!" — rief das Mädchen — „und

drittens freue ich mich darüber, daß Ihr hier wohnt, denn da wird man Euch gewiß oft singen hören, — und singen — ach! Ihr glaubt nicht wie gern ich singen höre — und namentlich Euch! — Aber verzeiht, über das leidige Schwatzen vergesse ich meinen Auftrag. Ihr seid also Don Manuel de Godoy?"

„Ja, ja!" — entgegnete ungeduldig der Angeredete.

„Nun!" — sagte Juana, immer die Blicke mit leidenschaftlichem Feuer auf Manuel gerichtet — „so ist dieser Brief für Euch!"

Und mit diesen Worten reichte das Mädchen einen Brief hin, den die beiden Jünglinge mit höchstem Erstaunen in Empfang nahmen.

„Was ist das?" — rief Manuel und betrachtete Aufschrift und Wappen, die ihm beide fremd waren. — „Es gibt in ganz Madrid keine Seele, die uns kennt .... doch halt ...." fuhr er zu Louis gewandt leise fort — „sollte es von Deiner Donna kommen; ... sollte sie unseren Familiennamen erfahren und sich nur im Vornamen geeirt haben?"

„Ohnmöglich!" — sagte Louis. — „Aber was kann es sein?"

„Mein Gott, was wird es sein?" — fiel hier Juana, die ganz ruhig stehen geblieben war, dazwischen — „was wird es anders sein, als eine Einlaßkarte zu dem Coliseo, die Euch ein Freund zu dem großen Stiergefechte schickt das morgen abgehalten wird. Ach! das wird herrlich! Ganz Madrid spricht heute schon von nichts mehr

als von den Novillos *) und den Matadores **), und morgen da bleibt Euch keine Seele zurück — nur ich, Excellenz, nur die arme Juana muß ganz allein hier im Hause bleiben — ganz allein — denn auch die Wirthsstube wird geschlossen — — ist das nicht grausam? O! ich habe mir fast schon die Augen ausgeweint — — und Franziska geht auch und hat keine Mitleidigkeit mit mir — daß ich so ganz allein zu Hause bleiben muß."

Und die kleine hübsche Juana fing in der That zu weinen an; aber unter den Thränen stahl sich ein solch' wunderbar flammender und zugleich schmachtender Blick nach Manuel, daß jeder Andere aus der beredten Sprache dieses Blickes die Worte entziffert haben würde: Bleibe doch auch zu Hause und tröste mich, Du sollst es wahrlich nicht bereuen!

Manuel war indessen im Augenblick mit ganz anderen Dingen beschäftigt, er hatte den Brief geöffnet und las gemeinschaftlich mit dem Bruder folgende Zeilen:

„Uebermorgen um zehn Uhr des Vormittags erwartet man Euch bei seiner Excellenz im Palaste Florida Blanca. Auf die Worte: „Jephta gegen Ephraim," zu dem dienstthabenden Kammerdiener gesprochen, wird man Euch Audienz gewähren. Die bewußte Stelle in der Leibgarde ist Euch und Eurem Bruder gewiß."

„Der Unsichtbare."

*) Junge Stiere, die zum Kampfe bestimmt sind.

**) Die Hauptkämpfer in den Stiergefechten.

Glücklicherweise rief in diesem Augenblicke die Stimme Felipes „Juana!“

Die Kleine drehte sich behende. Unter der Thüre aber blieb sie noch einmal stehen, sah Mannel fragend an und stotterte:

„Nun? — hab' ich nicht recht? — Ist's eine Karte zum Stiergefecht?“

„Ja!“ — entgegnete Manuel ernst — „ja! mein Kind, leider muß ich gehen!“

Da schallte es abermals von unten herauf „Juana!“ und die Kleine huschte aus dem Zimmer.

Als sich die Brüder allein sahen, blickten sie sich schweigend an, als erwarte Einer von dem Anderen die Aufklärung über diese wunderbare Zuschrift. Aber Keiner von Beiden konnte das Räthsel lösen. Hatten sie doch aus Vorsicht Niemanden, außer Felipe, etwas über ihr Vorhaben gesagt, und selbst der Wirth war erst seit wenigen Stunden mit demselben vertraut. Außerdem kannten sie in der That keine Seele in Madrid.

Da indessen immer etwas Romantisches und Poetisches in dem Gedanken liegt, einen unsichtbaren Beschützer oder eine unsichtbare Beschützerin zu haben, die die Rolle der Vorsehung uns gegenüber übernommen, so fand sich das poetische Gemüth Don Manuels sehr leicht in die neue Situation.

Es ging Manuel dabei in diesem speziellen Fall, wie es so vielen Menschen im Allgemeinen mit der göttlichen Vorsehung geht. Wir werfen uns derselben bei weitem mehr aus Bequemlichkeit in die Arme, als aus wahrer Religiosität. Wir sind in verwickelten

Fällen froh, daß wir einem Andern die Verantwortung, die uns doch eigentlich selbst trifft, aufbürden können und sagen daher gar häufig da, wo wir selbst denken und handeln sollten: „Vertrauen wir der göttlichen Vorsicht!" und legen dabei gar fromm und fein die Hände in den Schooß. Nur urkräftigen und ganz selbstständigen Charakteren bleibt diese menschliche Schwäche fern, und zu solchen Charakteren gehörte Manuel nicht, dazu war er zu sinnlich und — — noch zu jung.

„Mein Gott!" — rief er daher, nach längerem gegenseitigem Hin- und Herrathen, getragen von seiner ewig gleichen heiteren Laune, — „sind wir nicht Thoren, daß wir uns den Kopf über unseren unsichtbaren Beschützer zerbrechen?! Laß ihn doch für uns sorgen! Ich finde das ungemein liebenswürdig vom Schicksal, daß es Dir eine namenlose Beschützerin, mir einen unsichtbaren Gönner bescheert. Steuern wir ferner mit solchem Winde, werden wir bald den sicheren Hafen erblicken."

In diesem Augenblicke pochte es abermals, nur etwas kräftiger als vorhin, an die Thüre und gleich darauf traten zwei Lastträger ein, welche auf Felipe's Befehl die Effecten der beiden Brüder in ihrer früheren Wohnung abgeholt hatten und dieselben nun in dem neu bezogenen Zimmer niederlegten.

III.

Zu den schönsten Spaziergängen, welche Madrid umgeben, gehört unstreitig der, mit einer prächtigen Allee

mächtiger Ahornstämme eingefaßte Weg von el Prado her, der sich längs dem Manzanares und dem neuen königlichen Canale hinabzieht.

Dicke Gebüsche, in welche der Gesang der Vögel und am frühen Morgen die redselige Geschäftigkeit der Wäscherinnen Leben bringt, bedecken die Ufer dieses kleinen Flüßchens, und munter gleitet der kleine Taucher auf dessen dunkler Fläche, zu der kein Strahl der Sonne dringt, hin. Am schönsten aber ist es hier gegen Abend. Bei seinem Hereinbrechen durchathmet erquickende Kühle den Ort, der besonders Liebenden ein trauliches Asyl bietet.

Setzt man den Spatziergang fort, so gelangt man bald auf die herrliche Brücke von Segovia, und von dieser auf das rechte Manzanaresufer bis zur Capelle des heiligen Isidors. Hier auf den Höhen findet das Auge einen reizenden Blick in das Manzanaresthal und über die Stadt hin; unten stößt man längs einer Allee, die das Feld quer durchschneidet, auf die Toledobrücke, die eine der prächtigsten in Europa ist, und mit der von Neuilly bei Paris verglichen werden darf.

Auffallend ist die Größe dieser beiden Prachtbrücken, unter welchen sich der, besonders im Sommer, unbedeutende Manzanares gleichsam beschämt hinschleicht. Auch scheint es in der That, daß sie wirklich mehr zur Verschönerung der Umgegend, als zur Erleichterung des Ueberganges gebaut worden.

Von der Toledobrücke bis zum Atochathore ist die Gegend kahl und auch nicht durch ein Bäumchen beschattet; von hier an aber führen doppelte Reihen der herrlichsten Bäume gegen das berühmte dem Madrider heilige Coliseo

para la Corrida de Toros — das für die Stiergefechte bestimmte Coliseum.

Dies riesige Gebäude, war zu der Zeit unserer Erzählung in Holz aufgeführt, bildete drei Stockwerke und glich in seiner elliptischen Form den Amphitheatern der Römer. Es faßte bei seinem Umfange von etwa 600 Schritten 6000 Menschen. Rings um die Arena — den mit Sand bestreuten, für die Kämpfer bestimmten, Raum, der 800 Fuß in der Runde hatte, — erhob sich ein erhöhter Kreis mit eben nicht bequemen Stufen, der bis zu einer gewissen Höhe mit Sitzen bedeckt war. Ueber diese reihte sich eine große Gallerie, auf welcher außer der königlichen und den Hoflogen, noch an 120 weitere Logen für den hohen Adel und die Granden von Spanien angebracht waren.

In den kleineren Städten hat man zu den Stiergefechten keine besonderen Häuser. Gewöhnlich werden hierzu die Marktplätze eingerichtet. Es gewährt daher einen überraschenden Anblick, wie bei solchen Festspielen, die dem Spanier sind, was einst dem Römer seine circensischen Belustigungen waren, das Volk sich zum Schauen drängt.

Auf den Balcons, welche zu diesem Zwecke in beträchtlicher Menge an den Häusern um den Markt angebracht zu sein pflegen, nimmt die elegante Welt ihre Plätze.

Das Volk dagegen bemächtigt sich der Haus- und Kirchenportale, der Karren und Wagen, mit welchen bei diesen Gelegenheiten friedliche Barrikaden errichtet werden. Hier trägt ein stämmiger Kerl seine ganze Generation auf den Schultern; dort hängen zwanzig Jungen, wie Schwalben, an den Klammern der Balcone; selbst die Heiligen-

bilder theilen ihre Piedestale mit Dutzenden von Kindern; von den Dächern verschwinden die Ziegeln, aus jeder Lucke guckt ein Kopf — eine lebendige Mosaik — und hoch über der Feueresse thront ein Schornsteinfeger wie ein indischer König.

Aber schon vorher, wenn ein solches Fest angekündigt ist, ruhen alle Hände; selbst die gemeinsten Weiber mit ihren Säuglingen an der Brust fehlen nicht dabei. Ja die Spanier sind diesem grausamen Vergnügen so leidenschaftlich ergeben, daß ihnen kein Opfer zu groß ist, daß sie öfters Hausrath, Kleider und Kostbarkeiten verpfänden oder verkaufen, um sich nur dabei einfinden zu können. Die kleine und niedliche Juana hatte sich ja auch nicht umsonst die schönen Augen roth geweint.

Aber die Leidenschaft der Spanier bei diesen Belustigungen geht sogar noch weiter! — Man eilt selbst den Stieren auf mehrere Stunden Wegs entgegen; erzählt sich in Extase, daß man die herrlichen Thiere gesehen, — und fragt vor Allem sorgfältig nach dem Namen der Kämpfer, der Matadores. Ganz Madrid ist in voller Bewegung. Jedes Andere über die Stiere vergessend, spricht Alles, unterhält sich Alles in allen Zusammenkünften und Gesellschaften nur — von den Stieren!

Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß diese durch ganz Spanien verbreitete Volksbelustigung, die dort schon seit undenklichen Zeiten üblich ist, durch die Römer dahin kam, deren Vorliebe für Gladiatorspiele und Thierkämpfe zu den Eigenthümlichkeiten ihres Nationalcharakters gehörte und mit ihrer Neigung zum Kriege auf das Genauste zusammenhing. Schon die Benennung Arena ist römischen

Ursprungs. Nach spanischen Schriftstellern soll das erste Stiergefecht in Spanien im Jahre 1100 stattgefunden haben.*)

Mag nun der Engländer und der Spanier, dieser im Stier — jener im Hahnenkampfe das Vehikel zur Kraft und Tapferkeit der Nation finden; viele anderen Völker sind nicht minder muthig und kräftig, die keine solche grausamen Belustigungen kennen. Wem ein Herz im Busen schlägt, das Ehre und Vaterland liebt, bedarf derselben nicht, um Muth und Tapferkeit zu wecken. Deshalb, und in der Absicht, die Pferde und Stiere für die gedeihlichere Cultur des Ackerbaues oder der Mästung zu sparen, zugleich aber auch die Spanier selbst für mildere Sitten und zartere Gefühle empfänglicher zu machen, ließ die Regierung 1805 die Stiergefechte im ganzen Umfange der Monarchie verbieten. Allein die Erbitterung im Volke hierüber ging so weit, daß ernste Unruhen zu befürchten waren. König Joseph erklärte sich daher aus Staatsklugheit bereit, dem Gesammtverlangen einer für dies barbarische Vergnügen so leidenschaftlich eingenommenen Nation nachzugeben. Lauter Jubel durchflog jetzt ganz Spanien und Alles wünschte dem guten Könige ein langes Leben; die Spanier hatten ja nun wieder „Pan y Toros“ (Brod und Stiere); was wollten sie mehr?

Aus dem hier Gesagten läßt sich begreifen, wie es an dem Tage in Madrid aussah, an welchem Juana zu ihrer Verzweiflung allein zu Hause bleiben mußte.

---

*) F. X. Rigel II.

In der That war Spaniens ganze Hauptstadt auf den Beinen. Jung und Alt, Vornehm und Gering, Hoch und Niedrig, das Volk und der Hof lechzten ja nach dem Genusse ihrer Lieblingsvergnügung, und so waren denn schon in aller Frühe sämmtliche Straßen, die nach dem Coliseum führten, mit fröhlichen, schaulustigen Menschen bedeckt. Ueberall aber sah man leuchtende Augen, flammende Blicke, lebhafte Gebärden; — überall hörte man von den Stieren und Matadoren reden. Das war ein buntes Gemisch von Trachten, Körperformen, Physiognomien und scharf ausgeprägten Typen der Provinzen. Neben dem ernsten, kalten Castilier und dem falschen Andalusier mit seiner Zudringlichkeit, der schlaue Biscayer, der grobe Gallizier, der steife Catalonier und dann wieder der muntere Baske, der gutmüthige, freisinnige Valencianer. Und dann die Mäntel, die Hüte mit und ohne Federn, die Kaputzen der Mönche, die in einfache Farben gehüllten Bürger und die bunten, oft überaus kostbaren Costüme der Hidalgos, die Mantillen der Damen, das Blitzen der waffengeschmückten Krieger und das Schreien der schmutzigen in Lumpen gehüllten Vetturinos*), alles dies machte auf den im Menschenstrome mit Fortgerissenen einen fast betäubenden Eindruck.

Dies fühlten denn auch Don Manuel und Don Louis, die sich natürlich ebenfalls aufgemacht hatten, dem Stiergefechte beizuwohnen. Waren sie doch Spanier und jung dabei! und durfte nicht auch jeder von ihnen hoffen,

*) Maulthiertreiber.

die Dame seines Herzens in dem Gewühle wenigstens auf Augenblicke zu sehen?

Ob es nun wirklich der betäubende Eindruck des sie umbrausenden Menschengewoges gewesen sein mochte — ob sie andere Gedanken beschäftigten, dies sei dahin gestellt; jedenfalls gingen sie eine lange Strecke schweigend neben einander. Dennoch war es eine Lust, die beiden frischen und blühenden Jünglingsgesichter zu sehen, auf welche Verlangen und Erwartung eine höhere Röthe gehaucht. Ueber Louis Zügen aber lag noch mehr — über sie war sichtlich die Glorie einer beglückten Liebe ausgegossen.

Manuel, der von Zeit zu Zeit mit der innigen Theilnahme eines Bruderherzens zu ihm hinüberschaute, freute sich dessen aus ganzer Seele, obgleich ihm der Bruder — gegen seine Gewohnheit — nur wenig über sein gestriges Rendez-vous mitgetheilt hatte.

Alles, was Manuel erfahren, war: daß Louis vermittelst des bewußten Schlüssels glücklich zu der Jasmin-Terrasse gelangt sei, seine angebetete Unbekannte dort gefunden habe; — daß diese, wenn auch nicht eine Herzogin und Prinzessin — wie Manuel gehofft — doch eine Hofdame der Königin und daß sich unter Jasmindüften und Nachtigallensang zwei liebende Herzen gefunden.

Aber es ist eigenthümlich, wie durch den äußeren Frühling, wenn er mit Duft und Blüthenschnee die Welt erfüllt, gar häufig auch der Frühling der Liebe in unserm Herzen geweckt wird; so berauscht oft der Anblick eines fremden Glückes das befreundete Herz so allgewaltig, daß es selbst mit aufjauchzen muß und sich die eigene Sehn-

sucht nach den Hochgenüssen des Lebens in doppeltem Maße steigert.

So ging es denn auch hier Don Manuel. Das stille Glück des Bruders fand in seiner Brust ein so mächtiges Echo, daß die anstürmenden Gefühle ihn zur Mittheilung zwangen, er nahm daher plötzlich den Arm Louis und sagte:

„Ich bin Dir auch noch die Erzählung meines Abenteuers schuldig!"

„In der That!" — entgegnete Louis — „Du weißt wie ich mit Herz und Seele an Dir hänge. Dein Glück ist das meine; was Dich schmerzt, schmerzt auch mich, was Dich entzückt, gibt mir die doppelte Freude, darum schütte nur immer Dein Herz vor mir aus!"

„Nun denn!" — sagte Manuel — „ich muß es um so mehr, denn ich fühle das Bedürfniß, mit Dir glücklich zu sein."

„Treue Seele!" — rief Louis, und Manuel hub an:

„Wir waren noch nicht lange in Madrid, als mich, wie sehr natürlich, die Neugierde trieb, die Hauptstadt meines Vaterlandes nach allen Richtungen hin kennen zu lernen. Mein Staunen über die Prachtbauten, die Masse und den Reichthum der Kirchen und Klöster, die Größe der Plätze und das Leben auf denselben, das Alles habe ich Dir damals genügend mitgetheilt, aber Eines sagte ich Dir nicht, daß ich mich nämlich auf einer dieser Entdeckungsreisen dermaßen in den Straßen Madrids verirrte, daß ich endlich nicht mehr wußte, wo hinein und wo hinaus. In meiner Verlegenheit stand ich stille und sah mich

nach irgend Jemanden um, der mich zurechtweisen könne; allein da es Mittag war, blieben die Straßen leer und wie ausgestorben. Auch schien der Stadttheil, in dem ich mich befand, einer der abgelegensten und ärmsten. Was war zu thun? — Wollte ich nicht in der unerträglichen Hitze noch weiter umherirren, mußte ich mich in einer der umstehenden Hütten über den rechten Weg belehren lassen. Ich ging daher auf eine derselben zu, und wollte schon in das Innere eintreten, als mich ein Schauspiel ganz eigener Art auf der Schwelle fesselte. In einem niederen, höhlenartigen, schmutzigen Raume, der seinen Bewohnern zugleich als Zimmer, Küche, Stall und Keller dienen mochte, lag auf einem fast nur aus Lumpen zusammengestoppelten Lager eine kranke, häßliche Frau. Schmutzige und zerlumpte Kinder von allen Größen — es mochten deren vielleicht sechse sein — umstanden sie, augenscheinlich die Hände nach Gaben ausstreckend, die eine jugendliche weibliche Gestalt, von ungemein zarter Körperbildung, unter sie austheilte. Da sie mir den Rücken wandte, konnte ich ihre Züge so wenig erkennen, als die einer älteren, ihr zur Seite stehenden Duenna. Dagegen machte das Antlitz einer dritten Figur einen desto tieferen Eindruck auf mich. Es war dies ein Mönch — ein junger, blasser Mann, wohl kaum zehn Jahre älter als ich — dessen edle Züge aber eine so tiefe Schwermuth verriethen, daß ich mich, ohne ihn zu kennen, von ihm angezogen fühlte. Sah ich recht — ich hatte nur einen Augenblick zur Beobachtung — so ruhten seine Blicke mit einer fast zärtlichen Wehmuth auf dem Gaben spendenden Mädchen, doch waren sie dabei so ruhig, als spiegelten sie ein, in aller Entsagung unendlich

glückliches Leben wider. Noch war ich in solchen Betrachtungen versunken, als sich die beiden Damen umwandten und unter den Segenswünschen der unglücklichen Familie das Haus verließen. Bei der raschen Bewegung war mir kaum Zeit geblieben, mich hinter einen Balken in einer dunkeln Ecke des kleinen Vorraumes zu verbergen; dennoch vermochte ich von hier aus die Züge der Jüngeren der beiden weiblichen Wesen zu erkennen. Aber — o Gott! — in welchen Himmel der Liebenswürdigkeit sah ich da! — — Unter den schwarzen Spitzen der Mantille blickte eine entzückende Schönheit hervor. Das sanfte Oval ihres Gesichtes entsprach den übrigen feinen und edlen Formen des Körpers. Zwar fehlte die Röthe der Wangen, aber ein großes dunkelbraunes Augenpaar, schwärmerisch unter den langen Wimpern hervorschauend, ließ die Rosen vergessen, und fesselte mit einer Gewalt, deren sich eine üppigere derbere Schönheit wohl nie erfreuen kann. Und welch eine kindliche Frömmigkeit überstrahlte diese reizenden Züge; — wie prägte sich das Bewußtsein, eine gute That vollbracht zu haben, mit stiller Siegesfreude in ihnen aus. Mit einem Wort" — rief hier Manuel begeistert aus und drückte des Bruders Arm an sein Herz — „mit einem Wort, sie stand vor mir wie ein Engel des Himmels! Ich aber staunte noch, als sie längst verschwunden war. Endlich kam ich zu ruhigem Bewußtsein und nun hatte ich nur noch einen Gedanken, und das war: sie wieder zu sehen. Aber wo sie finden, sie, die ich nur im Fluge geschaut und von der ich so wenig Namen und Wohnung wußte, als Du noch gestern von der Göttin Deiner Jasmin-Terrasse. Das Nächste war, mich bei der armen Familie

zu erkundigen. Ohne Umstände trat ich daher mit dem üblichen Gruße: Deo Gratias, Ave Maria! ein, und sin pecado concebida!*) tönte es mir von den Lippen der Frau und der Kinder entgegen, die sicher nicht wußten, woher ihr Haus heute so gesegnet sei. Ich verwirklichte denn auch in der That diese Voraussetzung sofort durch einige Almosen und schritt dann zu meinen Erkundigungen. Da hättest Du nun die Segnungen hören sollen, die der edlen Wohlthäterin der Armen wurden; nur mit undenklicher Mühe hemmte ich den Strom derselben und erfuhr endlich, daß sie Linda de Illescas heiße und die Tochter eines wackeren aber armen, vor mehreren Jahren verstorbenen Edelmannes sei. Elternlos lebe sie nun mit ihrer Amme still und zurückgezogen in einem nahen Stadttheile und benutze ihr kleines und spärliches Einkommen, um die Armen des ganzen Quartiers zu unterstützen. Wer der sie begleitende Mönch sei, konnte man mir nicht sagen. Meine weitere Frage war nun: ob mir eines der Kinder das Haus der Donna gegen ein gutes Trinkgeld — unsere Kasse stand damals noch unter der Hoffnung einer sofortigen Anstellung — zeigen wolle, was denn auch sogleich ein kleiner munterer Knabe über sich nahm."

„Du kannst Dir denken," — fuhr hier Manuel nach einer kleinen Pause fort — „daß ich von nun an die Zeit benutzte, die Du zur Vesper, d. h. zur Recognoscirung der königlichen Jasmin-Terrasse brauchtest, um mich unter den Fenstern Donna Illesca's sehen zu lassen. Leider

*) „Die ohne Sünden empfangen ist!"

umsonst! Keine der Jalousien öffnete sich, und auf alle meine Serenaden blieb es zur Verzweiflung still. Nur von der alten Kranken, deren Spelunke ich mit undenklicher Mühe wieder auffand, erfuhr ich: daß sie von meiner Nachfrage bei ihr gehört und meine Fensterparaden nicht ganz übersehen habe. Außerdem hatte sie dort bei ihrem letzten Besuche — sei es nun mit Bedacht, sei es aus Zufall — eine weiße Rose zurückgelassen. Ich bezahlte sie mit dem ganzen Reste der Baarschaft, die ich eben bei mir führte und — lache nun über mich oder nicht — träume dabei, sie sei mir bestimmt gewesen. Das ist das Pfand des Glückes, von dem ich sprach, und bin ich dabei auch noch nicht so weit gekommen, wie Du, so weißt Du ja, daß mein heiterer jugendlicher Sinn stark im Hoffen und phantastischem Schwärmen ist!"

„Hier möchte der Boden, in dem Deine Hoffnungen sprossen, wohl weniger phantastisch sein, als mit der General-Feldmarschallschaft!" — entgegnete Louis lächelnd — „ich erwarte mit Nächstem die Nachricht, daß Du als Sieger in das Herz Deiner kleinen Linda eingezogen seist!"

„An mir soll es nicht fehlen" — meinte Don Manuel — „denn es läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe und zieht mich, der ich bis dahin alle Liebesritter ausgelacht und mit den besten Pfeilen meines Spottes verfolgt, mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder zu dem blassen Engel."

So ist aber die Liebe ein wunderliches Ding! Don Manuel kannte sie in ihrer Wahrheit, Tiefe und Fülle bis dahin noch nicht. Wohl hatte er im Uebermuthe der

Jugend mit ihr gespielt, wie das Kind mit dem Feuer; — wohl hatte schon manch reizendes Gesichtchen ihn entzückt und sein leidenschaftliches Herz in Flammen gesetzt; aber diese Flammen waren eben so schnell auch wieder erloschen, als sie aufgelodert. Ganz anders war es jetzt. Die Allgewaltige war plötzlich auch bei ihm — wie bei so Tausenden — als Cäsar aufgetreten und hatte ihr unwiderstehliches „veni, vidi, vici!“ geltend gemacht. Manuel fing bereits an, dunkel zu ahnen, was es heiße „wahrhaft lieben;“ aber sein Stolz und sein Freiheitssinn sträubten sich noch gegen die goldenen Fesseln. Er wußte ja noch nicht, daß in und durch die „wahre Liebe“ der Mensch erst in vollster Bedeutung zum Menschen wird. Ist sie doch die Morgensonne alles höheren Lebens; — sind es doch ihre Strahlen, die alle die zauberhaften Blüthen höherer Bildung und Gesittung in's Leben rufen; — ist sie doch der Lebenshauch der Natur — die eigentlichste, höchste und letzte Menschwerdung. Der Gedanke erfasset die Liebe nicht, aber das Herz erfaßt sie, und so trägt durch sie ein Jeder, den sie beglückt, eine Welt und ein Weltgericht in seiner Brust, und gerade durch diese stille, tiefe Ahnung leitet und erzieht ja auch der Schutzengel der Menschheit Tausende für hier und dort.

Für solche Reflectionen hatte freilich Manuel jetzt weder Sinn noch Zeit; und wie er sich im Augenblicke, sammt dem Bruder, von dem Menschenstrome fast fortschieben ließ, so war er auch Spanier genug, sich ruhig den Wogen des Schicksals zu überlassen. Beide, Menschenstrom und Schicksal, waren indessen für unsere Jünglinge

im Momente Eines und dasselbe, da in der That am Eingange zu dem Coliseum Niemand mehr Herr seiner selbst war. Endlich hatten die lebendigen Wellen Manuel und Louis bis zu den vorderen Reihen der Sitze gespült; — jener Sitze, die, da sie zu nahe und nur wenig erhaben über der Arena waren, gewöhnlich als die nicht ganz gefahrlosen, zuletzt besetzt wurden.

Manuel und Louis kümmerte dies wenig, und da der Hof noch nicht eingetreten war, so hatten sie nichts Besseres zu thun, als die bunte Masse der Zuschauer zu mustern. Wen Manuel dabei suchte, ist leicht zu errathen. Vergebens schweiften indessen seine Blicke in der Ferne umher und schon wollte er auf jede Hoffnung verzichten, als er plötzlich so gewaltig zusammenzuckte, daß es sogar Louis bemerkte, zumal gleichzeitig ein dunkles Roth seine Züge überflog.

Louis lächelte; denn er bedurfte keiner Erklärung, und den Blicken des Bruders folgend, gewahrte er denn auch wirklich, vielleicht zwanzig Schritte von ihnen entfernt, in der vordersten Reihe der Sitze Linda de Illescas an der Seite ihrer Amme und jenes bleichen jungen Mönches. Sie war es — sie mußte es sein — dafür sprach Manuels Erröthen und das Bild, das er erst kurz zuvor dem Bruder von ihr entworfen. In demselben Augenblicke trat aber auch unter dem Jubelruf des Volkes der Hof ein; doch erschien zu Louis Aerger nur der König, da sich — wie das Gerücht bald verkündete — die Königin unwohl gefühlt.

Sobald sich der König niedergelassen, trat eine tiefe Stille ein. Der ersehnte Augenblick war gekommen! —

Aller Herzen schlugen höher — Aller Athem stockte — Aller Blicke ruhten mit einem leidenschaftlichen Ausdrucke auf dem Eingange der Arena; — alle — alle die Tausenden von Menschen hatten für den Moment die Außenwelt vergessen und ihre ganze Seele war nur Erwartung — nur Auge!

Da trat unter schmetternden Fanfaren — geschmückt wie ein Königssohn aus dem Wunderlande der Feen — ernst und stolz der Matador in die Arena. Ein kostbarer Anzug von schwerer Seide umhüllte ihn. Wie strahlte die Weste von Stickereien in Gold und Silber; — wie nickten so stolz die Schwungfedern des Sombrero, des runden Hutes, unter dem ein buntes Haarnetz die schwarzen Locken gefangen hielt; — wie blinkten die steinbesetzten Schnallen der Schuhe; wie blitzte in seiner Rechten das lange, blanke Schlachtschwert!

Stolz und seines Sieges gewiß schritt er vor, sich mit einer Grandezza vor dem Könige verbeugend, die einem Herzoge von Medina-Sidonia Ehre gemacht haben würde. Als dies geschehen, trat er auf seinen Ehrenplatz zurück, den Zeitpunkt erwartend, an welchem er dem blutigen Spiele durch seinen Muth und seine Geschicklichkeit die Krone aufsetzen sollte.

Jetzt endlich begann der Kampf. Auf eine zweite Fanfare hin stürzte ein ungeheurer andalusischer Stier, schon im Stalle durch Stiche gehetzt, aus Maul und Nase gleich einer Feueresse dampfend, den Kopf in einen Dunstkreis gehüllt in vollem Lauf in die Arena. Seine Augen glühten wie Kohlen; sein Nacken weit vorgebogen, seine furchtbaren Hörner tief geneigt, suchte er die Feinde, und

er hatte deren sechse; denn eben so viele Bandilleros umkreisten ihn mit ihren kleinen Wurfspießen, mit Fähnchen, die sie ihm zwischen den Hörnern und Ohren anzubringen suchten. Gelang dies, welch' ein lauter Beifallruf der Menge, — welch' wildes Brüllen des gequälten, fast rasenden Thieres!

Ha! — und dort, wo der kühnste der Bandilleros gefehlt hat, — wie das Thier auf ihn losschießt — Jesus Maria! — er ist verloren! — aber nein! — mit einem ungeheuren Satze springt der Verwegene über des Thieres Rücken und ein rothes Tuch dem Stiere hinwerfend, wüthet dieser nun mit Horn und Fuß gegen den bunten Lappen. Aber man läßt ihm keine Zeit; unermüdlich stürmen seine Feinde auf ihn ein und suchen dem schon blutenden Thiere, durch die mit eisernen Widerhacken versehenen Fähnlein, neue Wunden beizubringen.

Da schallt eine neue Fanfare und hereinsprengen die Picadores, die berittenen Kämpfer, gehüllt in Jacken, Beinkleider und Stiefel von starkem Büffelleder und mit zehn Fuß langen und faustdicken Lanzen bewaffnet, deren Ende von Eisen so gestaltet ist, daß es das Thier nur verwunden nicht aber tödten kann. Da wendet sich der wüthende Toro, und im vollsten Laufe auf die eingelegte Lanze des Picadores zurennend, trifft es mit dem Reiter so mächtig zusammen, daß es einen Augenblick taumelt. Horch! wie schallt es da durch die Lüfte: „Excelente, Jesus mio, que golpe!“ („Vortrefflich, mein Jesus, welch ein Stoß.“) Doch der Stier hat sich ermannt, eine rasche Wendung und das gewaltige Thier schleudert Roß und Reiter in die Luft! — Ein Angstschrei! — Aber schon

sitzt der Picadore wieder im Sattel, und stürmt auf's Neue mit seinem Pferde, dem die Weichen aufgeschlitzt sind, auf den Feind. — Ein neuer Stoß von beiden Seiten und das Pferd schleppt die Eingeweide im Sande nach, seinen Lauf mit Strömen Blutes bezeichnend, bis es schnaubend zusammensinkt.

Da schallt ein: „Bravo toro! Bravo toro!" *) aus allen den Kehlen der zahllosen Massen. Das Pferd ist vergessen und ein zweiter Picadore erscheint. Auch sein Pferd sinkt; — auch das eines Dritten, der selbst mit zerquetschten Gliedern sterbend hinausgetragen wird.

Ha! welche Lust! Wie da alle Augen in Seligkeit flammen; — wie das Volk jubelt; — wie die Wangen der Damen vor Entzücken glühen; — wie die zahllosen Mönche und Priester sich die Hände reiben . . . . . . und jetzt kommt erst der Matador, der Hauptkämpfer, — der Stern des Tages.

Und wieder athemlose Stille, nur von dem Röcheln und Schnauben der verendenden Pferde und dem furchtbaren Brüllen des wüthenden, rasenden, aus hundert Wunden blutenden Stieres unterbrochen!

Aber seht! mit welcher Gewandtheit, mit welchem tollkühnen Muthe der Matador seine nadelspitze, auf beiden Seiten scharf geschliffene, Waffe führt! — Seht! wie er in gravitätisch abgemessenen Schritten und unbegreiflicher Ruhe auf wenige Schritte dem Toro entgegentritt, — wie

*) Bravo Stier! brav!

er ihn reizt durch seine in der Linken gehaltenen Mantelecken; — wie das Thier auf ihn zuwüthet! — Allmächtiger Gott! er muß verloren sein! — doch nein! — ein Stoß durch den Vorderbug und das Herz, — — — und krampfhaft zuckend sinkt der Stier zu des Matadores Füßen!

Ein endloses Händeklatschen, — ein wüthendes Schlagen mit Stöcken und Fächern, — ein Hutwerfen und Vivatrufen, untermischt mit Trompeten- und Paukenschall, wirbelte jetzt durch die Luft. Die Thüren der Logen flogen auf und zu; auf den Treppen wogte ein verworrenes Gedränge; Alles lobte den kühnen Matador, den mächtigen Stier; — Alles drängte, sprach, eiferte — die ganze Menge war außer sich; — — nur Linda war noch bläßer geworden und ihr geistlicher Begleiter schien eine Thräne zu zerdrücken. Manuel aber stand schweigend an eine Säule gelehnt und hatte sich in den Anblick Lindas versenkt, die ihn jedoch unter der Menge nicht gewahrte.

Da kündete ein Trompetenstoß den Beginn eines neuen Kampfes. Die Arena war gereinigt, Jeder eilte auf seinen Platz und eine abermalige Todtenstille gab zu erkennen, daß man den zweiten Kampf mit derselben Spannung erwarte, wie den ersten.

In der That war der zweite Stier noch bei weitem größer und wilder als der erste; die Banderilleros aber noch verwegener, als ihre Vorgänger. So kam es, daß Einer unter ihnen, in zu kurzem Wurfe mit seinem Fähnchen das schon bis zur Wuth gereizte Thier verwundete, dieses aber ihm mit solcher Schnelle nachsetzte, daß sein

Tod so gut als gewiß war. In dieser verzweifelten Lage schwang sich der Unglückliche ganz in der Nähe Donna Illescas über die sechs Fuß hohe, die Arena umgebende Bretterwand; aber — o Entsetzen! im gleichen Augenblicke folgte das gereizte Thier in wüthendem Sprunge, Tod und Vernichtung in seinen feuersprühenden Augen.

Ein gräßlicher, gellender, Mark und Bein durchdringender Schrei aus Tausenden von Kehlen zugleich ausgestoßen, durchzuckte die Luft. Aber zugleich stürzte sich auch Alles mit solcher Eile und Verzweiflung aus der bedrohten Gegend, daß Hunderte im Gedränge zu Boden geworfen, fast zertreten wurden und mit ihnen Louis. Entsetzen und Schreck verwirrte Alle und Manuel, — selbst fast das Todes über die gräßliche Gefahr, die Linda bedrohte, — vermochte sich im ersten Augenblicke nur dadurch gegen das Anstürmen der Fliehenden zu erhalten, daß er mit beiden Armen die Säule umfaßte. Aber es war dies nur ein Moment. Jetzt war der Raum zwischen ihm und dem Stiere frei, der eben nach der ohnmächtig in den Armen des Mönches liegenden Linda stürzte, — — da blitzte sein Schwert und im nächsten Augenblicke sank das Thier zusammen.

Eine Secunde des Schweigens folgte, denn Alles athmete tief auf; dann aber hallte es abermals durch die Lüfte: „Bien! bien! excellente!“ und Jedermann wollte wissen, wer der Jüngling sei, der dem besten Matadore seinen Rang streitig gemacht. Manuel aber hörte von Allem dem nichts; er kniete neben Linda, mit dem Mönche und der alten Amme bemüht, die Ohnmächtige in's Leben zurückzurufen. Bald schlug diese auch die Augen

wieder auf, und indem ihre Blicke diejenigen Don Manuels trafen, flog eine leise Röthe über die sanften Züge.

IV.

Seit dem ebenerwähnten Ereignisse in der Arena, war der Name Don Manuel de Godoy in Aller Mund. Ueberall sprach und erzählte man von dem kühnen und beherzten Jünglinge: auf den Straßen, in den Posadas, im Prado und selbst am Hofe. Aber das Glück war ihm auch unendlich günstig gewesen; denn hätte er vielleicht sonst eine der großartigsten und verdienstvollsten Thaten vollbracht, seine Landsleute würden sicher weniger Werth darauf gelegt haben, als auf diesen glücklichen Stoß bei ihrem Lieblingsvergnügen. So sind aber die Menschen! Alles was ihre Leidenschaften — und namentlich den unersättlichen Hang zu Vergnügungen — betrifft, erregt vor allen anderen Dingen ihren Enthusiasmus; während es oft unendlich schwer hält — ja noch öfter unmöglich bleibt — die Massen für das zu interessiren, was vielleicht den Grund zu ihrer geistigen und materiellen Wohlfahrt legen könnte; und während Sängerinnen und Tänzerinnen auf ihren Triumphzügen Hunderttausende erobern, verkümmert daheim gar manches herrliche und praktische Talent. So war es von je, und so wird es noch lange bleiben, bis einmal die Staaten dahin kommen, für wahre und gründliche Volksbildung zu sorgen, die freilich weder aus dem

Katechismus oder Gesangbuch geschöpft, noch durch Geistliche und Priester hervorgerufen werden kann, — wohl aber durch tüchtige Männer des Volkes.

Manuel wußte indessen von seiner so schnell erreichten Berühmtheit noch wenig; war auch so klug, keinen Werth auf den Eintagsenthusiasmus des Volkes zu legen, den die erste beste Begebenheit des kommenden Tages verwischen mußte. Nur Eines blieb ihm und Louis bei der Sache ein Räthsel, das selbst bis an das Wunder reichte: Woher kam es, daß man, fast im nächsten Augenblicke nach der That, schon allgemein seinen Namen nannte, der doch bis dahin so ganz unbekannt gewesen. Von Felipe mochte er höchstens in dessen nächster Umgebung genannt worden sein; aber — und dies hatte Louis auf das Bestimmteste ermittelt — die Hauptverbreitung desselben ging von dem Hofe und zwar von der nächsten Umgebung des Königs aus. Auf Louis Angebetete konnte dabei nicht gerathen werden, da sie dem Hofstaate der Königin angehörte und demnach, wie ihre Herrin selbst, dem Stiergefechte nicht beigewohnt hatte. Es blieb also nur der „Unsichtbare,“ — der Schreiber jenes geheimnißvollen Briefes, der Manuel auf heute in den Palast Florida-Blanca geladen, — dem man die Verbreitung des Namens zuschreiben konnte. Und wer war dies nun? — Woher der Antheil, den er an den beiden Jünglingen nahm? — und sollte nicht vielleicht die geflissentliche Verbreitung dieses Namens einen tieferen Grund haben?

Diese Fragen drängten sich natürlich am anderen Morgen den Brüdern bei ruhiger Ueberlegung auf. Ma=

nuel aber befaßte sich deshalb keineswegs mit deren Beantwortung; sondern er überließ alles unfruchtbare Grübeln seinem Bruder, indem er in seinem ewig heiteren Humor lächelnd ausrief: „Der „Unsichtbare" scheint nun einmal mir gegenüber die Rolle des Schicksals übernommen zu haben; ich will sie ihm durch einen heroischen Fatalismus erleichtern!" Und mit diesen Worten fing er an sich dadurch auf die ministerielle Audienz vorzubereiten, daß er seinem Anzuge eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Mit dem Glockenschlage zehn Uhr trat Don Manuel de Godoy in das Palais des Ministers.

Hier war Alles Leben, von den Wachen an, die vor dem Palaste auf- und abgingen, bis zu den Vorzimmern, in welchen es von Menschen aller Art und Stände wimmelte, die dies oder jenes Gesuch bei dem allmächtigen Minister der spanischen Krone anzubringen, diesen oder jenen Bescheid zu empfangen hatten. Auch auf den breiten prachtvollen Treppen von herrlichem Marmor, die zu beiden Seiten treffliche Statüen, — die Arbeiten ausgezeichneter spanischer Künstler, — schmückten, zeigte sich eine gleiche Regsamkeit. Dies verrieth auf den ersten Blick, daß hier die Geschicke von Millionen untergeordneter Wesen entschieden wurden. Und wer ist es, — dachte Manuel, als er mit einigem Herzklopfen der Erwartung ebenfalls die Treppen hinaufstieg, — wer ist es, der hier so allmächtig herrscht, wie der unbeschränkteste Monarch der Erde? Wer anders als der Sohn eines armen Notars! und unwillkürlich stiegen in dem phantasiereichen Kopfe des jungen, von Ehrgeiz glühenden Mannes, vor dem noch das Leben mit allen seinen Lorbeerhainen und Ruh-

mestempeln im Morgenrothe illusorischer Hoffnungen ausgebreitet lag, die kühnsten Gedanken auf.

In der That war der Graf von Florida-Blanca, der Minister des Auswärtigen, der Justiz und der Gnade, der Präsident des Staatsrathes seiner katholischen Majestät Karl des Vierten von Spanien, Niemand anders, als der Sohn armer und unbedeutender Eltern. Sein eigentlicher Name war Francisco Antonio Monino und lange wußte Niemand von dem Sohne des Notars Monino zu Murcia etwas anderes, als daß er ein trefflicher Kopf sei. Bald aber zeichneten ihn Kenntnisse und Gewandtheit so vortheilhaft aus, daß ihm die Minister Karl III. ihre Aufmerksamkeit zuwandten, und ihn mit einer Gesandtschaft nach Rom betrauten, woselbst damals Clemens XIV. die dreifache Krone trug. Hier entfaltete Monino nun eine überraschende Einsicht und staatsmännische Klugheit und verpflichtete sich Spanien namentlich dadurch: daß er die Aufhebung des verhaßten Jesuitenordens bewirkte und die Wahl Pius VI. im Interesse seines Vaterlandes durchsetzte.

Solche Verdienste konnten nicht unbelohnt bleiben. Als sich daher Karl III. genöthigt sah, seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grimaldi, zu entlassen, und von ihm die Wahl eines Nachfolgers verlangte, schlug dieser Francisco Antonio Monino dazu vor. Monino wurde hierauf zum Grafen von Florida-Blanca ernannt und erhielt zu seinem Portefeuille noch das Departement der Gnaden- und Justizsachen und die Oberaufsicht über die Posten, Heerstraßen und öffentlichen Magazine in ganz Spanien, so daß sein Ansehen fast

uneingeschränkt war. Aber seine Wahl zum Minister rechtfertigte er auch auf eine so glänzende Weise, daß ihn Karl III. noch auf seinem Sterbebette seinem Sohne, Karl IV., als denjenigen Minister empfahl, welchem er sich und sein Reich ganz anvertrauen könne. Und wirklich hatte auch der junge König bis dahin den Rath seines Vaters zum Wohle des Landes befolgt. Spaniens Macht, Einfluß und Wohlstand erhoben sich unter diesem kräftiger Charakter wieder zu einer erfreulichen Höhe.

Und doch! so mächtig, so allgewaltig, so beneidet dieser Staatsmann dastand, so wenig glücklich war er im Innern. Er stand eben — nicht als Minister, sondern als Mensch — zu hoch über jenem Gewürme, das so vielfach die Stufen des Thrones umkriecht. Er hatte die Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit der meisten Menschen in den fünf Jahrzehnten seines Lebens zu oft und zu tief durchschaut; zu viel schöne Hoffnungen lagen zerknickt zu seinen Füßen; zu viele große Pläne hatte er scheitern sehen; zu oft erfahren müssen, daß fast immer in diesem Leben das edelste Streben verkannt wird.

So kam es denn, daß sich seiner eine gewisse Verachtung der Menschen und alles menschlichen Treibens bemächtigt hatte, die sich nicht nur in einem charakteristischen Zuge um die Mundwinkel aussprach und ihn oft bitter, ja hart machte; sondern er war auch in Folge dieser Bitterkeit in seinem Inneren mit sich und der Welt zerfallen. Ein Uebel, das ihn vielleicht, trotz dem, daß er Sanguiniker war, bis zur Schwermuth gebracht hätte, wenn er weniger thätig gewesen wäre. Er fühlte dies

auch, und suchte und fand daher in fast übermenschlicher Anstrengung ein vortreffliches Gegenmittel.

So war und blieb er ein ganzer, fest in sich abgeschlossener, ernster Charakter, und mehr denn einmal sprach er die bezeichnenden Worte aus: „Der brave, die Wahrheit liebende Mann, der Mann von Ehre, — er stehe nun an dem Ruder des Staates, oder nehme die unbedeutendste Stelle in demselben ein, — geht festen Schrittes die geprüfte und einmal als recht erkannte Bahn. Er lebt und stirbt für, in und mit seinem Systeme. Nenne man nun das Schleichen, Lügen, Heucheln, Wortbrechen und sich nach jedem Winde drehen: Politik, Diplomatie, Staatsklugheit, feine Lebensart, oder wie man sonst will; bewundere und staune man sie noch so sehr an; immer bleibt es feige Unwahrheit, Kriecherei und Erbärmlichkeit. Aber wenn auch die Gegenwart oft vor der Gewalt verstummt; die Geschichte richtet im Angesichte der Unendlichkeit scharf und ohne Hehl, und reicht nur dem wahren Verdienste den unverwelklichen Kranz.“

Viel mochten auch zu seiner oft trüben Stimmung die ewigen Hofkabalen, die nie ruhenden Intriguen der spanischen Granden, die ihn — trotz seiner großen Verdienste um das Vaterland — haßten, weil er sich aus dem Staube emporgeschwungen, namentlich aber die peinliche Stellung beitragen, die er der Königin gegenüber einnahm.

Marie Louise, Karls IV. Gemahlin, war nämlich eine zum Herrschen geborene Frau: jung, schön, feurig, gefallsüchtig, intriguant, aber auch mit einem mächtigen, hochstrebenden Geiste begabt, der es nicht dulden mochte,

daß seinen Launen irgend eine Grenze gezogen werde. König Karl that dies nun freilich nicht; denn er bekümmerte sich bei seiner Leidenschaft zur Jagd, fast gar nicht um die Regierung. Nahm ihm doch auf der einen Seite der Graf von Florida=Blanca, auf der anderen die Königin diese Sorge ab; so zwar, daß der Erstere die Geschäfte, Marie Louise aber die Intriguen handhabte. So zufrieden indessen seine katholische Majestät mit dieser Eintheilung war, so mißvergnügt betrachtete sie die Königin. Der sieben und fünfzigjährige Minister, war ihr nicht geschmeidig genug. Nicht einen Staatsmann, nicht einen festen unerschütterlichen Charakter, der nur das Wohl des Volkes im Auge hatte, wollte sie an dieser wichtigen Stelle sehen, sondern einen Hofmann, dessen höchstes Streben ihre Gunst sei. Nur dann war Marie Louise unumschränkte Herrscherin.

Diesem Ziele steuerte denn auch die Königin mit überraschender Ausdauer entgegen und so hatte Florida=Blanca einen ewigen und ermüdenden Kampf gegen zahllose Hofintriguen zu bestehen. Nichts aber in der Welt kann einem Manne von Verdienst, der sein ganzes Leben und Sein an eine große Sache gesetzt hat, seine Stellung in der Welt peinlicher und widerwärtiger machen, als solche immer wiederkehrenden kleinlichen Weiberintriguen. Kein Wunder daher, wenn Karl IV. erster Minister nichts weniger als glücklich in dieser Stellung war.

Sonderbarerweise aber, fand er gerade an der Stelle, an welcher man unausgesetzt die schärfsten Pfeile gegen ihn schmiedete, den wärmsten Freund. Es war dies Salvaterra, der Beichtvater der Königin.

Es ist wahr, viele der Anhänger Florida=Blancas wollten dieser Freundschaft nicht recht trauen; der Minister aber ließ sich in ihr nicht beirren, da er behauptete: sich von den aufrichtigen Gesinnungen Salvaterra's genügend überzeugt zu haben. Außerdem schätzte er den Beichtvater der Königin als einen Mann von hoher wissenschaftlicher Bildung und großer Menschenkenntniß; wozu noch kam, daß ihm derselbe seine Stellung und seinen Einfluß zu verdanken hatte.

Eben jetzt — es mochte wohl eine Stunde vor dem Eintreten Don Manuels in den Palast des Ministers sein — befanden sich beide Freunde in den inneren Gemächern Florida=Blancas in einem eifrigen Gespräche verwickelt.

Beide saßen in kostbaren Sesseln von dunkelgrünem Sammt, deren Rück= und Seitenlehnen mit trefflichen, durchaus vergoldeten Holzschnitzereien versehen waren, die oben in dem noch jungen und daher so bespöttelten Wappen des Ministers zusammenliefen. Ihre Füße ruhten auf Kissen von demselben Stoffe, der die Sessel bedeckte, und mit welchem auch die Wände des Zimmers in etwas schwerfälliger und düsterer Weise drapirt waren; doch hob die Vergoldung der Gesimse die finstere Bekleidung des Gemaches und gab ihm eine ernste Pracht, die noch durch kostbare Marmorbüsten verschiedener römischer Kaiser gehoben wurde. Den Mosaikboden bedeckte zum größeren Theile ein Teppich von maurischer Arbeit.

Ganz zu dieser Umgebung paßten die Gestalten der Männer, von welchen wir eben zu sprechen im Begriffe sind.

Florida=Blanca war ein Mann von mittlerer Statur und ernsten strengen Zügen, die leicht einen Ausdruck von Verachtung annahm, jetzt aber durch einen Anflug von Schwermuth gemildert wurden. Seine Augen verriethen Tiefe des Geistes, sein Blick war durchdringend, während jede seiner Bewegungen den Mann von Welt verkündete. Das malerische Hofcostüm jener Zeit von schwarzem Sammt, mit gleichfarbigem Atlas ausgelegt, war einfach und nur durch eine goldene Ehrenrette gehoben.

Ihm gegenüber saß die lange hagere Figur Salvaterra's, des Beichtvaters der Königin, gehüllt in die gleichfalls schwarze Tracht seines Amtes.

Salvaterra hatte ein blasses, knöchernes Gesicht, dessen strenge Züge aus Stein gehauen schienen, und das durch den schmalen, scharf zusammengekniffenen lippenlosen Mund, die unheimlich flackernden Augen und den stechenden Blick etwas so unendlich Unheimliches erhielt, daß man versucht war, die ganze Erscheinung für eine dem Grab Entstiegene zu nehmen.

Tausende hätte schon eine solche Aeußerlichkeit zurückgestoßen; Florida=Blanca aber war nicht der Mann, der sich durch den äußeren Schein blenden ließ, und auf den inneren Werth Salvaterra's glaubte er rechnen zu dürfen.

Er war es denn auch, dem er gerade in diesem Augenblicke sein Herz ausschüttete.

„Meine Verdienste" — sagte jetzt eben Florida=Blanca und ein Zug bitteren Spottes spielte um seine Lippen — „meine Verdienste um das Vaterland, um die

Menschheit sollen mich trösten?! Hochwürdigster Freund, was ist denn das menschliche Geschlecht von dem Standpunkte aus gesehen, auf dem wir uns befinden? Meiner Ansicht nach ist es nichts, als eine kraft- und willenlose, stumpfsinnig dahinschleichende Heerde, die nichts Höheres kennt, als gesenkten Hauptes der armseligen Nahrung nachzugehen, die der Staub dem Staube abfordert. Oder wo ist der Mensch, der es nur vermöchte den kleinen Entwurf seines eigenen Lebens zu übersehen?"

„Und doch sieht er, so weit er sehen soll" — entgegnete ernst Salvaterra — „und weiß genug um seine Schritte zu leiten!"

„Und" — fuhr der Minister fort — „weiß nicht genug, um selbstständig auf eigenen Beinen zu stehen. Wie viele Menschen gibt es, die, weil sie keinen Plan sehen, es geradezu läugnen, daß irgend ein Plan sei, oder die wenigstens mit scheuem Zittern daran denken."

„Ihr, Excellenz" — versetzte der Beichtvater der Königin — „denkt wohl besser wie ein Olavides. Gut daß es nur meine Ohren sind, die solch unchristliche Reden hören. Die Menschen müssen glauben!"

„Ja!" — versetzte Florida-Blanca trüb lächelnd — „sie glauben auch; aber wo sie zugleich denken, da glauben sie zweifelnd, und zweifeln glaubend."

„Gott erhalte Spanien!" — sagte Salvaterra fast tonlos, und seine kalten eisigen Züge wurden noch kälter, — „dafür hat die heilige Inquisition ein wachsames Auge!"

„Aber Spanien ist nicht die Welt. Schaut einmal über die Pyrenäen, — schaut einmal nach Frankreich!"

„Das Gott vernichten möchte!“ — murmelte der Beichtvater.

„Und dann“ — fuhr der Minister fort — „wer höher steht, als die Masse, wehrt der sich nicht mit Macht, das menschliche Geschlecht nicht als einen Ameisenhaufen betrachten zu müssen, wo der Fuß eines Stärkeren, der unförmlicherweise selbst Ameise ist, Tausende zertritt, Tausende in ihren kleingroßen Unternehmungen vernichtet; ja wo endlich die zwei größten Tyrannen der Erde, der Zufall und die Zeit, den ganzen Haufen ohne Spur fortführen und den leeren Platz einer anderen fleißigen Zunft überlassen, die auch so fortgeführt werden wird, ohne daß eine Spur bleibe. — Der stolze Mensch wehrt sich, sein Geschlecht als eine solche Brut der Erde und als einen Raub der alleszerstörenden Verwesung zu betrachten; und dennoch dringen Geschichte und Erfahrung ihm nicht dieses Bild auf? Und macht nun nicht eben dies Bauen der Zeiten aufeinander das Ganze unseres Geschlechtes zum unförmlichen Riesengebäude, wo Einer abträgt, was der Andere anlegte; — wo stehen bleibt, was nie hätte gebaut werden sollen und in Jahrhunderten endlich alles ein Schutt wird, unter dem, je brüchiger er ist, die gedankenlosen Menschen desto zuversichtlicher wohnen!“

„Ihr seid ungerecht, mein Freund,“ — versetzte hier Salvaterra streng — „ungerecht gegen Gott, gegen die Menschen und gegen Euch selbst. Und warum? weil Ihr, thörigterweise, Eure Verdienste um das Vaterland vergessen glaubt. Was kümmern einen Mann, wie Euch, die kleinen Kabalen der Weiber. Seine Majestät Karl IV., den Gott erhalten möge, wird Euch schützen.“

„Meine Verdienste und immer meine Verdienste!“ — sagte fast unmuthig der Graf. — „Wenn ich Euch, Hochwürdigster, nicht zu gut kennen würde, ich könnte Euch für einen Schmeichler halten. Was hab' ich denn gethan?“

„Spanien von dem verhaßten Orden der Jesuiten befreit!“ — sagte anscheinend ruhig der Beichtvater der Königin, aber aus seinen Augen fuhr dabei ein stechender Blick, der wie ein Bannstrahl nach dem Minister zuckte, der ihn jedoch nicht bemerkte, da seine Augen gedankenvoll auf den Boden gerichtet waren. — „Spanien von dem verhaßten Orden der Jesuiten befreit!“ — wiederholte der Sprechende — „eine That die man Euch ewig danken wird.“

„Und der ich mich mit Stolz rühme!“ — versetzte Jener — „obgleich ich nur die Hand dazu bot.“

„Und“ — fuhr der geistliche Herr fort — „glaubt Ihr die Welt würde vergessen, daß unter Florida-Blanca und Campomanes Spanien einen so glorreichen Antheil an dem nordamerikanischen Kriege genommen, und ihn mit einer Ehre und einer Kraft geführt hat, wie seit zwei Jahrhunderten kein Krieg von Spanien geführt worden war?“

„Und daß die Belagerung von Gibraltar mißlang!“ — schob der Minister bitter ein.

„Allmächtig“ — sagte Salvaterra — „ist nur Gott! Und wie viel thatet Ihr für die Bildung der niederen Volksklassen, für den Aufschwung des Kunstfleißes, für Spaniens Handel mit seinen Kolonien, für Landstraßen und Posten, für die Verschönerung der Haupt-

stadt u. s. w.; sollte der König einen solchen Mann, um der Laune eines Weibes willen, fallen lassen?"

„Hochwürdigster", — versetzte hier der Minister — „es ist nicht Eitelkeit und Ehrsucht, die meine Seele oft im Geheimen mit Kummer belasten. Wenn man einmal beinahe sechzig Jahre lang in der Welt gekämpft, gestrebt und gerungen hat, da wird man müde, und hört allmählig den Pendelschlag der Zeitenuhr vernehmlicher, deren Zeiger nachgerade auf Mitternacht lossteuert. Seitdem ich das weiß, streiche ich auf meinem Kalender die verflossene Woche mit mehr Nachdenken aus, und nie ohne mich dessen zu erinnern, der in Kurzem meinen Namen von der Tafel der Lebenden ausstreichen wird. Ob ich aber nun etwas früher oder etwas später von meinem Posten abtrete, das sollte mich wenig kümmern; wenn ich nur eines Nachfolgers sicher wäre, der, gleich mir, kein anderes Ziel im Auge hätte, als das Wohl des Vaterlandes. Aber, offen gesagt, ein solcher Mann ist Ihrer Majestät der Königin unbequem, und deshalb trage ich die moralische Ueberzeugung in mir, daß ich früher oder später einem Günstlinge weichen muß, der das Wohl Spaniens an das Lächeln Ihrer Majestät setzt."

„Und habt Ihr, Excellenz," — versetzte Salvaterra — „nicht einen treuen und ergebenen Freund an mir, den die doppelten Ketten der Dankbarkeit und Verehrung fesseln? — Einen Freund, der für Euch durch Feuer und Wasser geht, und der glücklicherweise, als Beichtvater Ihrer Majestät, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf alle ihre Entschlüsse übt?"

„Und doch die ewigen Intriguen?"

„Die ich allerdings kenne; aber, um keinen Verdacht zu erregen, so lange nicht vereiteln mag, als sie machtlos an dem Panzer Eures Rufes und der Gunst des Königs abprallen.“

„Gebt Acht, Salvaterra!“ — rief hier aufstehend der Minister, denn die Stunde der öffentlichen Audienzen schlug — „auch Wassertopfen vermögen einen Stein auszuhohlen, wenn sie jahrelang auf die gleiche Stelle fallen. Uebrigens zähle ich auf Euch, Hochwürdigster Herr, als meinen aufrichtigen Freund und treuen Bundesgenossen. Wißt Ihr aber einen würdigen erfahrenen Mann, einen Vaterlandsfreund, ein ächtes spanisches Herz, einen festen Charakter — — dann — so wahr mir Gott und alle Heiligen gnädig sein mögen! — dann trete ich gern zurück und Ihr könnt glauben, daß ich nicht zu Denjenigen gehöre, die da denken, sie seien unersetzlich. Wer sich einbildet, wenn er der Welt den Rücken kehre oder die Augen schließe, dann stehe sie still, der ist ein armer Thor! Wir gehen — und die Lücke, die entsteht, wird kaum bemerkt. Morgen schon haben die Wogen des Zeitenstromes einen Anderen auf unseren Platz gespült und wir sind vielleicht mehr als ersetzt. — Doch, die Stunde der öffentlichen Audienzen hat geschlagen, so ungern es geschieht, muß ich jetzt auf Euren freundlichen Besuch verzichten!“

„Man ehrt die Pflichttreue am schönsten, wenn man sich willig ihrem Gebote fügt!“ — sagte der Beichtvater der Königin, der mit dem Minister zugleich aufgestanden war, und nun Anstalten zum Gehen traf. — „Nur noch ein Wort. Einen tüchtigeren Minister als den Grafen Florida-Blanca wüßt' ich nicht zu finden. Es ist

also meine, es ist des Königs, es ist Spaniens Pflicht, ihn in seiner Stellung zu halten. In dem Kampfe indessen, in welchem Ihr mit der Königin steht, bedürft Ihr zuverlässiger Freunde in allen Schichten des Hoflebens, und in dieser Beziehung habe ich in Eurem eigenen Interesse eine Bitte an Euch."

„Die wäre?"

„Es wird sich sofort ein junger Edelmann, Don Manuel de Godoy, zu einer Audienz melden . . . ."

„Godoy? — Godoy?" — fiel der Minister ein, „ist das nicht der junge Mann, der sich gestern im Stiergefechte so wacker auszeichnete?"

„Derselbe!" — sagte Salvaterra.

„Nun!" — meinte der Minister — „er ist doppelt empfohlen, durch einen so heiligen Mann, wie Ihr, Hochwürdigster, und durch seine muthvolle That. Und was ist sein Wunsch?"

„Er bittet für sich und seinen Bruder um Stellen in der Leibgarde seiner Majestät."

„Fatal!" — sagte der Minister — „es ist nicht eine offen."

„Was macht das? Ihr laßt sie als überzählig, als Ersatzmänner eintreten. Dann habt Ihr gleich im Dienst geübte Leute, wenn es Lücken gibt!" — meinte der Beichtvater; setzte aber, da er des Ministers Bedenklichkeit sah, hinzu: „Nehmt diesen kühnen, tüchtigen und entschlossenen jungen Mann auf den Rath Eures treusten Freundes an. Ihr bedürft solcher Stützen, wenn Ihr Euch Spanien erhalten wollt."

„Gut denn" — sagte der Graf — „schon um Eurer Fürsprache willen, mag es sein."

„Meinen Dank!" — versetzte der geistliche Herr eiskalt, und mit den ewig gleich starren Zügen, — „und nun die letzte Bitte."

„Sie ist?"

„Laßt die jungen Leute um keinen Preis erfahren, wer ihr Fürsprecher war."

„Und warum?"

„Einmal, weil man sonst auf unser gegenseitiges Einverständniß zu aufmerksam werden könnte, und dann ist es nicht gut, wenn junge Leute wissen, daß sie von oben herab protegirt werden. Es lähmt ihr kühnes Aufstreben, ihre Thatkraft."

„Ihr habt recht, Hochwürdigster!" — versetzte der Minister. — „Also auch darin lebe ich ganz Eurem Wunsche."

Und seine Hand dem Beichtvater der Königin reichend, verabschiedete er diesen, der sofort schweigend und mit abgemessenem Schritte das Zimmer des Ministers verließ.

Als er in dem Vorsaale an dem dienstthuenden Kammerdiener vorüberschritt, gab er demselben mit den Augen ein Zeichen. Sofort näherte sich dieser mit tiefster Ehrfurcht, und erwartete augenscheinlich in gebückter Stellung den Segen des hochwürdigsten Paters S a l v a t e r r a. Alle Anwesenden folgten seinem Beispiele und in der That schlug der Beichtvater der Königin mit den Worten: „In nomine patris et filii et spiritus sancti!" ein Kreuz über die Menge, ließ aber zugleich, als ihm hierauf der Kam-

merdiener ehrfurchtsvoll die Hand küßte, ein Blättchen Papier in die seinige gleiten. Dann schritt er mit feierlicher Würde durch die Menge, die sich bei seinem Vorübergehen nochmals tief verneigte.

In diesem Moment geschahen zugleich drei Dinge: der Minister gab in dem Inneren seines Zimmers durch den Ton einer silbernen Schelle das Zeichen, daß die Audienzen eröffnet seien; — der Kammerdiener eiligst in eine Fensternische getreten, las verstohlen auf dem eben empfangenen Zettel die Worte: „Wer sich unter dem bekannten Schibboleth „Jephta gegen Ephraim" meldet, erhält sofort Audienz;" — und Don Manuel de Godoy, der sich unter der Masse der Wartenden befand, fuhr, der hageren, bleichen, grabesnächtlichen Figur des königlichen Beichtvaters nachsehend, sinnend mit der Hand über die Stirne, als wolle er seinem Gedächtnisse mit dieser Bewegung nachhelfen, das ihm vorspiegelte, als habe er diese oder ähnliche Züge schon einmal gesehen.

Es blieb ihm indessen keine Zeit, sich in weitere Gedanken zu verlieren, indem der Kammerdiener bereits in die Mitte der geschlossenen Flügelthüre getreten war, welche aus dem Vorsaale in das Arbeitszimmer des Ministers führte und von hier aus, der vorgeschriebenen Etiquette zufolge, ernst, feierlich und mit gravitätischer Miene als spräche er ein Todesurtheil aus, im Namen seiner katholischen Majestät eröffnete: daß seine Excellenz der Minister des Auswärtigen, der Justiz und der Gnade die Audienzen beginne.

Sofort erfolgte denn auch eine gewaltige Bewegung in dem weiten Saale, indem die Masse der Bittsteller nach

dem dienstthuenden Kammerdiener hindrängte, der die Meldungen zu besorgen hatte, zu dem aber, unter dem Schutze der aufgestellten Wachen, nur Eines nach dem Andern gelangen konnte. Glücklicherweise stand Manuel, — dem sein Rang als Edelmann und sein jugendlich kühnes Auftreten schon früher den Weg bis zu der verhängnißvollen Thüre gebahnt hatte, — dem Meldenden zunächst. Er schritt also rasch und entschieden auf den Kammerdiener zu und sagte, mit einer gewissen Keckheit auf den „Unsichtbaren" pochend:

„Meldet, mein Freund, Don Manuel de Godoy, der in mündlicher Audienz um Anstellung in der Leibwache seiner Majestät bittet."

Wer aber beschreibt Manuels Erstaunen, als der Angeredete mit einer Grandezza, als sei er seine Excellenz der Herr Minister selbst, achselzuckend erwiederte: „Bedauere, die Leibgarde seiner Majestät ist vollzählig. Wir können kein derartiges Gesuch zulassen!"

„Wir?!" — versetzte Manuel in jugendlicher Hitze aufbrausend, denn Stolz und Zorn flammten zugleich über diese schnöde Abweisung durch einen Kammerdiener in ihm auf. „Ich verlangte seine Excellenz zu sprechen, nicht Euch!"

Aber nun fühlte sich auch der Andere in seinem Stolze gekränkt, und schon wollte er sich zu der Wache wenden, um seiner Brutalität durch eine noch unverschämtere Nachdruck zu verschaffen, als Manuel glücklicherweise einfiel, daß er in seinem Ungestüme das Paßwort des „Unsichtbaren" vergessen. Noch zornglühend neigte er sich daher gegen das Ohr des anmaßenden Burschen

und flüsterte in gebietendem Tone: „Jephta gegen Ephraim.“

Aber wunderbar! — Welch' ein Zauber lag in diesen Worten. Kaum vernommen, zuckte der eben noch so brutale Mensch erbleichend zusammen, als habe ihn der Stich einer Schlange getroffen, und während seine Haltung die Minute vorher eine hochaufgerichtete, fast mehr als stolze gewesen war, verbeugte er sich jetzt tief und stotterte mit halblauter Stimme:

„Vergebung, Euer' Gnaden . . . . um Gotteswillen Vergebung . . . . wer konnte auch wissen . . . . doch ich eile, Euer' Gnaden zu melden!“ und der Erschrockene verschwand in dem Zimmer des Ministers. Zwei Minuten später öffnete sich die Thüre und der Kammerdiener lud unter ehrfurchtsvoller Verbeugung Don Manuel ein, in das Zimmer seiner Excellenz zu treten.

Manuel folgte. So jugendlich leichtsinnig und muthwillig er sich aber sonst oft zeigte, so ernsthaft war es ihm in diesem Momente zu Sinne. Der Augenblick sollte ja über seine und seines Bruders Zukunft entscheiden, und trotz der eben erlebten Scene, die ihm allerdings eine nicht ungünstige Idee von der Macht seines unsichtbaren Beschützers geben mußte, pochte sein Herz mit lauten Schlägen, und zwar um so mehr, als ihm der Minister, — der sich wieder in seinen Sessel niedergelassen hatte, — mit der ihm eigenen ernsten Miene und durchdringendem Blicke musterte.

Indessen milderte sich der Ernst in seiner Excellenz Zügen mehr und mehr, je länger er die schlanke und doch kräftige Gestalt des herrlichen, in der Fülle der Jugend-

blüthe stehenden Jünglings betrachtete, über die die Natur einen ganz eigenthümlichen, alle Herzen gewinnenden Zauber ausgegossen hatte.

„Don Manuel de Godoy?“ hub er endlich, nachdem er die ehrfurchtsvolle graciöse Verbeugung des Jünglings mit einer leisen Bewegung des Kopfes erwiedert hatte, in fragendem Tone an.

„Zu dienen, Excellenz!“ — entgegnete Manuel unter abermaliger leichter Verbeugung, — „der sich glücklich schätzt, in dieser Minute dem größten Staatsmanne seiner spanischen Majestät, Karl IV., die aufrichtigsten Huldigungen seines Herzens darbringen zu können.“

„Wenn sie wirklich aufrichtig sind!“ — versetzte der Minister, den jungen Mann unausgesetzt mit seinen durchdringenden Blicken musternd, als wolle er in dessen Seele die Bestätigung der Wahrheit des eben Gesagten lesen, — „wenn sie wirklich aufrichtig sind, nehme ich sie an. Ihr seid noch zu jung, zum Schmeicheln.“

„Möge Excellenz mir nur die Gelegenheit bieten, meine Verehrung, meine Anhänglichkeit für dieselbe durch Thaten beweisen zu können.“

„Versprecht nicht zu viel, junger Mann!“ — sagte ernst, fast bitter, der Minister. — „Alle Bittende versprechen; aber sehr wenig Befriedigte halten ihr Wort! Und Ihr habt schon viel zu thun, wenn Ihr das Vertrauen, die Hoffnungen rechtfertigen wollt, die Eure Erscheinung einflößen.“

„Excellenz!“ — versetzte Manuel — „ich denke nicht, daß ich hierin Euer Schuldner bleibe. Ich fühle wenigstens guten Willen und Thatkraft in mir.“

„Und Muth!“ — setzte der Minister hinzu — „davon legtet Ihr ja gestern öffentlich eine ganz schöne Probe ab.“

„Ich that nur meine Pflicht als Edelmann!“ — entgegnete bescheiden der Jüngling. — „Die höhere Pflicht aber, Excellenz, die mir als Staatsbürger vor Augen schwebt, ist: alle meine Kraft, all mein Können und Wissen auf dem Altare meines Vaterlandes niederzulegen!“

„Brav, junger Mann!“ — sagte hier der Graf von Florida-Blanca — „durchdringen solche Grundsätze sämmtliche Bürger eines Staates, so wird derselbe einer großartigen Blüthe entgegenreifen. Ich liebe diesen Enthusiasmus der Jugend. Zwar macht diese Glut noch nicht den großen Mann, so wenig als die flammende Lohe des Hochofens aus lockerem Kalkstein ein edles Metall schmilzt; aber ohne sie kommt auch aus dem reichhaltigsten Gestein das edle Metall nicht an den Tag. Doch — wir entfernen uns von dem Zweck der Audienz und ich bin den Wartenden schuldig, mit der Zeit zu geizen. Euer Wunsch, Don Manuel de Godoy, ist erfüllt. Ihr seid, nebst Eurem Bruder in der Leibwache des Königs aufgenommen. Meldet Euch bei dem Grafen von Oropeza, dem Hauptmanne der Compania espanola *), und nehmt dort die weiteren Weisungen in Empfang.“

*) Das ganze Corps bestand aus vier Compagnieen, jede zu 200 Mann zu Pferde und nach vier Nationen in die Compania espanola, flamenca, italiana und americana eingetheilt.

Und mit diesen Worten sich leise gegen Manuel verneigend, schnitt er diesem jeden Dank ab.

V.

Man kann sich denken, mit welcher Seligkeit im Herzen Don Manuel den Palast Florida-Blanca verließ. War doch nicht nur sein heißester Wunsch erfüllt und dadurch seine und seines Bruders Zukunft gesichert; sondern auch allen den ehrgeizigen Hoffnungen, Wünschen und phantastischen Plänen eines in Jugendkraft übersprudelnden Herzens eine Aussicht auf Erfüllung geöffnet.

Manuel war selig! Er hätte alle Menschen, die ihm auf den Straßen begegneten, umarmen mögen; — er grüßte dahin und dorthin, wenn er auch die Leute nicht kannte; — er theilte an Den oder Jenen, der ärmlich aussah, Gnadenbezeigungen in Masse aus (natürlich nur in dem Gedanken: schon General-Feldmarschall zu sein); — er richtete sich im Geiste ein Palais ein, noch viel schöner und reicher, als der Palast Florida-Blanca, und bevölkerte dies zaubrische Luftschloß mit seinem Bruder, mit seinen Eltern und sonstigen Geschwistern, und vor allen Dingen mit demjenigen Wesen, das seine ganze Seele seit einigen Tagen erfüllte.

Das war es aber auch gerade, was sein Glück so mächtig steigerte. Er hatte gestern der Geliebten das Leben gerettet und heute einen festen Ankergrund für sein eigenes zukünftiges Dasein gefunden. Linda's Erröthen, war

für ihn das Morgenroth der Liebe; des Ministers Zusage, ein Beweis von der Macht seines unsichtbaren Gönners, und daher der Grund neuer, immer kühnerer Hoffnungen. Mit einem Wort! die Wundersterne der Liebe und der Ehre waren so plötzlich und so schön vereinigt an seinem Lebenshorizonte aufgegangen, daß ihre Strahlen ihn im ersten Augenblicke fast blendeten.

Ein Herz aber, welches wie das des Don Manuel so innig mit dem Herzen des Bruders verwachsen war, konnte die Fülle seines Glücks um so weniger allein tragen, als ohnehin ein guter Theil davon Jenem gehörte. Manuel flog daher mehr als er ging der Posada zu, in der Beide ihre bescheidene Wohnung aufgeschlagen, und war in der That so stürmisch und so sehr in seine Zukunftsträumereien versenkt, daß er, als er auf der dunklen Flur Juana begegnete, diese — in der Meinung es sei Felipe — mit den Worten umarmte: „Edle Seele! komm an mein Herz! jetzt ist alles gewonnen! Ich bin der Glücklichste der Sterblichen!"

Man kann sich denken, wie diese stürmische Scene die kleine Andalusierin erschreckte, aber auch entzückte. Nur Eines beklagte sie, und das war die Eile, mit welcher Manuel dabei verfahren; denn er war schon längst auf der Treppe verschwunden, ehe nur Juana recht wußte, wie ihr geschehen. Dennoch klopfte ihr Herzchen so gewaltig, daß sie die Hand darauf legen mußte, und mit flammenden Blicken dem Verschwindenden nachsehend, sagte sie für sich: „Wenn er so glücklich ist, mich zu umarmen, warum läuft er denn so? Schön ist er, das ist wahr — und singen kann er zum Entzücken — aber Courage

hat er keine, sonst würde er mir einen Kuß gegeben haben und nicht gleich so davon gesprungen sein, als hätt' er etwas Böses gethan!"

Und mit diesen Worten ging sie, ein allerliebstes Schmollgesichtchen machend, nach der Wirthsstube.

Manuel aber hatte unterdessen schon seine frohe Botschaft dem Bruder mitgetheilt, der nicht weniger entzückt war, wie er, obgleich er seiner Freude einen ruhigeren Ausdruck gab.

Das Nächste, was nun den Brüdern zu thun blieb, war, sich bei dem Grafen von Oropeza, als dem Hauptmanne der Compania espanola zu melden und dessen Weisungen in Empfang zu nehmen. Sie zögerten, wie natürlich, nicht, und begaben sich schon den kommenden Morgen hin. Wirklich hatte Oropeza bereits die Ordre des Ministers empfangen: die beiden Godoy, wenn auch überzählig, in die königliche Leibwache aufzunehmen, und so dauerte es keine acht Tage und beide Jünglinge sahen sich, gegenseitig vor Freude strahlend, in der Uniform der Garde.

Es gibt Momente im menschlichen Leben, die durch die Seligkeit, die sie über uns ausgießen, oft die Freuden vieler Jahre aufwiegen. Zu diesen den Himmel erschließenden Augenblicken gehört der, in welchem ein junger Dichter sein erstes Werk zum ersten Male gedruckt in den Händen hält; — derjenige, in welchem die Braut zum erstenmale am Arm ihres Bräutigams öffentlich erscheint; — der Moment des ersten Kusses, auf die Lippen der Geliebten gedrückt; — der Augenblick, in welchem die Mutter ihr neugeborenes Kind umarmt; — jener der uns

Wechsel bringt, wenn schon alle und jede Hoffnung entschwunden ist, unsere Schulden zu bezahlen; — der, in dem ein Thronfolger erfährt, daß die Krone erledigt ist, und der Moment, in welchem sich ein Lieutenant zum erstenmale in seiner Uniform sieht!

Den letzteren durchlebten jetzt Manuel und Louis; denn als Gardisten seiner Majestät, waren sie ja Lieutenants in der Armee. Uebrigens kleidete sie der große mit Federn geschmückte Hut, das eng anliegende Wamms mit offenen, weit herabhängenden Aermeln, die kurzen bauschigen Hosen, der mächtige, an einem breiten kostbaren Bandaliere befestigte Degen und die hohen spornklirrenden Stiefel auf das Beste, und Manuel sah in der That so hinreißend schön aus, daß selbst Louis kein Auge von ihm verwenden konnte. Juana aber war rein des Teufels und so verliebt, daß sie den Gästen Malaga brachte, wenn sie Xeres verlangten, und Xeres, wenn sie nach Benicarlo fragten.

Uebrigens blühte der Andalusierin wenigstens das Glück, daß sie ihren „Gott," wie sie Manuel nannte, noch längere Zeit sehen durfte, da die beiden Godoy erst in Monatsfrist in den activen Dienst treten sollten und bis dahin, aus sehr triftigen Gründen, bei dem freundlichen Felipe wohnen blieben.

Aber was durchlebte Manuel nicht alles in dieser Zeit? War ihm doch eine neue Welt aufgegangen! — Er liebte und ward wieder geliebt; denn seitdem er Linda's Lebensretter geworden, hatte dies reizende Mädchen kein Bedenken getragen, ihm den Zutritt zu ihr zu gestatten; und so entfaltete sich unter den Augen der Amme und des

jungen Mönches ein reines, für Beide unendlich beglückendes Verhältniß.

Und wer kennt ihn denn nicht, den süßberauschenden Duft der ersten Liebe? Jener Liebe, bei der Sinnliches und Geistiges noch ein ununterscheidbares, in Eines zusammenfließendes Leben bilden; — jene Liebe, die unbedingt der Schwerpunkt des Lebens, des materiellen wie des geistigen ist. Ist sie es denn nicht, die Alles, Alles verklärt und läutert und erhebt, und hat der große Herder nicht Recht, wenn er ausruft: Auch die Distel, sagt man, ist schön, wenn sie blüht, und die Blüthe wissen wir', ist ja den Pflanzen die Zeit der Liebe. Der Kelch ist das Bett, die Krone sein Vorhang, die anderen Theile der Blume sind Werkzeuge der Fortpflanzung, die die Natur bei diesen unschuldigen Geschöpfen offen dargelegt und mit aller Pracht geschmückt hat. Den Blumenkelch der Liebe macht sie zu einem salomonischen Brautbett, zu einem Kelch der Anmuth auch für andere Geschöpfe.

Und warum that sie dies Alles? und knüpfte auch bei dem Menschen in's Band der Liebe die schönsten Reize, die sich in ihrem Gürtel der Schönheit fanden?

Ihr großer Zweck sollte erreicht werden, nicht der kleine Zweck des sinnlichen Geschöpfes allein, das sie so schön ausschmückte. Dieser große Zweck der Natur aber ist nicht nur Fortpflanzung und Erhaltung der Geschlechter, sondern auch Begründung eines höheren, göttlicheren Seins; denn was wir das Ewige, das Göttliche nennen, ist eigentlich nichts als die absolute, als die reinste Liebe. Darum ist auch Alles, was da ist, in seiner tiefsten Wurzel Liebe, sowie auch Alles nur durch die Liebe ist, und in

ihr im Dasein erhalten wird. Unserem irdischen Auge freilich bleibt sie oft verhüllt, wenn auch dem geistigen nicht, und der Culminationspunkt menschlicher Einsicht ist die Ueberzeugung: daß alle Erscheinungen im planetarischen Leben nur Verhüllungen der ewigen Liebe sind.

Darum legte auch die Natur die höchste Liebe in die Zeit der Jugend, und zündete ihre Flamme mit dem feinsten und wirksamsten Feuer an, das sie zwischen Himmel und Erde finden konnte. Unbekannte Triebe erwachen, von welchem die Kindheit nichts wußte und nach deren Unbefangenheit und Unschuld sich das Alter vergebens zurücksehnt. Das Auge des Jünglings belebt sich, seine Stimme sinkt; die Wange des Mädchens erglüht in höherem Roth, zwei Geschöpfe verlangen nach einander und wissen nicht, was sie verlangen; ihre Seelen ringen nach Einigung und schwimmen in einem Meere holder Täuschungen!

Ach! die schönen Illusionen werden nur zu bald vor dem kalten Hauche der Wirklichkeit fallen, wie den Blüthenschnee ein zurückkehrender Nachtfrost abstreift. Genießet darum, Ihr Liebenden, den kurzen Lenz eures Lebens mit vollen Zügen, dann könnt ihr doch einstens sagen: Einmal in unserem Leben sahen wir wenigstens den Himmel offen und schauten trunken der Gottheit und allen ihren Engeln in das Auge!

Ein solch' reines, glückliches, seliges Verhältniß hatte sich also zwischen Manuel und Linda entsponnen, und Manuel fühlte in der That sehr bald, daß er durch diese Liebe ein edlerer Mensch werde. Es war ja so natürlich! Linda de Illescas, dies zarte, schlanke, fast äthe-

rische Wesen, von wahrhaft entzückender Schönheit, mußte das Herz des leidenschaftlichen Jünglings entflammen und mit allen Banden der Liebe fesseln. Aber Linda war nicht nur körperlich schön, sie war es auch geistig.

Von Natur aus zu einer sanften Melancholie hinneigend, hatte sich schon frühe ihr Geist nach Innen gerichtet und sich hier durch eigenes Nachdenken eine Welt der Ideale geschaffen, die freilich mit der Außenwelt oft in gewaltigem Widerspruch stand, in der sie aber still und glücklich lebte, selbstgenügsam und voll hohen Gefühles. Darum leuchtete denn auch der Himmel mit allen seinen Sternen aus ihrem ruhigen, seelenvollen Blick, der nichts davon wußte, daß er bezaubere und die Herzen wie in einen tiefen unergründlichen See hinabziehe. So gehörte Donna Linda de Illescas zu jenen weiblichen Wesen, bei deren Anblick und in deren Umgang nur ganz gemeinen und trivialen Menschen sinnliche Gedanken kommen; während edlere Naturen in ihrer Nähe, die reinen Aetherlüfte des Himmels zu athmen glauben. Und wahrlich! wo sollte man denn auf Erden ein Heiligthum der Tugend und Seelenreinheit finden, wenn nicht in den Herzen edler Jungfrauen? Aber die Sache ist die: die jungfräuliche Seele ist ein blanker Spiegel, der das Bild zurückwirft, das in ihn fällt; wehe daher dem Manne, der in sie hineinschaut und — einen Teufel erblickt!

Uebrigens hatte Donna Illescas auch ihren Geist vielseitig ausgebildet, was unendlich zu ihrer Liebenswürdigkeit beitrug. Denn ein tugendhaftes Weib ohne Geist und Bildung, ist ein Edelstein ohne Schliff. Seinen inneren Werth kann ihm zwar Niemand, auch in diesem

Zustande bestreiten, schön und entzückend aber erstrahlt er erst, wenn seine blanken, sinnig geordneten Flächen die Blitze des ewigen Lichtes in wunderbarer Farbenbrechung zurückwerfen.

Mußte nun Manuel die Liebe zu einem solchen Mädchen nicht heben und verklären? Mußte sein edles gefühlvolles Herz, — seine leicht erregbare wild schwärmende Phantasie, sein dichterisches Gemüth — mußten diese nicht eine reiche Nahrung in einem solchen Umgange finden?

Noch wichtiger aber war — und darin liegt ein Hauptwerth jugendlicher Liebe — daß der Jüngling durch den Vergleich seines inneren Werthes mit dem der Geliebten, auf die, der Jugend so nöthige, Selbsterkenntniß geführt wurde. Dann fand denn Manuel freilich, daß er bei seinem Charakter namentlich eine gefährliche Klippe zu umschiffen habe, wenn er nicht einst moralisch Schiffbruch leiden wolle. Und diese Klippe war sein unbändiger Ehrgeiz.

Wie schön stach dagegen Linda's ruhiges Streben nach allem Großen und Edlen ab; — jenes Streben, ohne welches der Mensch sich kaum über das Thierische erhebt; das aber, zur Leidenschaft gesteigert, gar leicht die giftige Frucht erzeugt, von der Manuel fühlte, daß er die Keime in seiner Seele trage.

Aber — er mußte sich ja immer sagen: „Sie ist so unendlich gut und edel; willst du ihrer Liebe würdig sein, so mußt du werden wie sie!" — Und er führte diesen Vorsatz wirklich aus. Und Manuel war glücklicher denn je.

Außer Lindas Liebe hatte indessen auch noch etwas Anderes einen sehr günstigen Einfluß auf Manuel geübt, und dies war sein Bekanntwerden mit dem bleichen, räth-

selhaften, jungen Mönche, der — nebst der Amme — fast den ausschließlichen Umgang Donna Illescas bildete. Ein Anrecht hierzu war Bruder Anselmo — wie man ihn nannte — aus der Bitte erwachsen, die des Mädchens Vater auf seinem Sterbebette an ihn gerichtet, und die dahin ging: nach Don Illescas Tode die Stelle eines Vaters und Bruders bei der Waise zu versehen.

Es ist vorauszusetzen, daß Anselmos Charakter dem Vater der Donna genügende Bürgschaft für diese Stellung geboten, und gewiß er hätte sein Kiud keinem Würdigeren anvertrauen können. Bruder Anselmo war mild, sehr religiös — doch ganz und gar ohne finstere und abschreckende Strenge, die so oft nur der Deckmantel einer verächtlichen Heuchelei ist — und hatte wohl durch seinen still in sich selbst abgeschlossenen Charakter viel dazu beigetragen, auch Linda jenes Zurückzuziehen in sich selbst lieb und werth zu machen. Seine Liebe zu seinem Schützlinge war fast mehr als väterlich, doch so ruhig, man könnte fast sagen so überirdisch, daß sich kein Wort, kein Blick, ja kein Gedanke jemals von der Bahn der Pflicht verirrte.

Diese ungeheure Ruhe und Milde, verbunden mit einer gewissen Schwermuth, war es aber auch, die dem jungen Mönche das Gepräge der Eigenthümlichkeit aufdrückte. Anselmo mußte viel erlebt, — er mußte wohl durch gewaltige Schicksalsschläge niedergeschmettert worden sein, um so ganz mit der Welt zu brechen; wie er denn auch einst sagte: Der Werth des Lebens ist nicht nach dessen Dauer, sondern seinem Inhalte nach, zu messen, und Mancher lebt in wenigen Minuten mehr, als Andere in Jahrzehnten. Ich habe gelebt.

Was aber der Grund seines Schmerzes war, wußte Niemand, auch Linda nicht, die mit zu kindlicher Ehrfurcht an ihm hing, und zu viel Zartgefühl besaß, um eine Stelle in dem Herzen ihres Beschützers zu berühren, die ihr wund und schmerzhaft schien.

Uebrigens störte das häufige Zugegensein Bruder Anselmos das Verhältniß der Liebenden nicht; im Gegentheil, Manuel zeigte sich auch hier als ein wahres Glückskind, indem er zugleich mit einer Geliebten auch einen edlen Freund fand.

So verschwanden zwei Monate — unbedingt die glücklichsten in Manuels Leben — und obgleich er bereits in den activen Dienst eingetreten, der ihn viel in Anspruch nahm, so verbrachte er doch alle freien Stunden bei Linda, die sein Eins und Alles, — jetzt allein das Ziel seiner Wünsche war.

Da ereignete sich folgender tief und allgewaltig in Manuels Schicksal eingreifender Vorfall.

VI.

Es war bereits Abend geworden und Madrids riesige Häusermassen hüllten sich allmählig in jenen schwachen Dämmerschein, der einen, für das menschliche Auge so wohlthuenden Uebergang von der Helle des Tages zu dem Dunkel der Nacht bildet, und seinen Grund in der lichtbrechenden Kraft der Atmosphäre findet. Und die Welt erblich mehr und mehr, und immer tiefer sank der sterndurchwirkte Mantel der Nacht über die Erde.

Es hat aber ein eigenes Bewandtniß mit dieser Mutter alles Finsteren und Dämonischen.

Als Jupiter einst auf den Gott des Schlafes erzürnt war, hüllte diesen die Nacht in ihren Mantel, und Jupiter hielt seinen Zorn zurück, denn er fürchtete sich, die schnelle Nacht zu betrüben.

Es gibt also Etwas, vor dem selbst die Götter Scheu tragen. Es ist das nächtliche geheimnißvolle Dunkel, in welches sich noch etwas über Götter und Menschen Obwaltendes verhüllt, das die Begriffe der Sterblichen übersteigt.

Die Nacht verbirgt, verhüllt; darum ist sie die Mutter alles Schönen, aber auch alles Furchtbaren. Aus ihrem Schooße wird des Tages Glanz geboren, in dem sich alle Bildungen entfalten; aber die Nacht ist auch die Mutter des in Dunkel gehüllten Schicksals, — der unerbittlichen Parzen, — der rächenden Nemesis, die verborgene Vergehungen straft, des Schlafes und des Todes, wovon der Eine die Menschen sanft und mild besucht, der Andere aber ein eisernes Herz im Busen trägt; — die Nacht ist ferner die Mutter des Betrugs, der im Dunklen schleicht, — der hämischen Tadelsucht, — des nagenden Kummers, — der Mühe, die sehnend nach dem Ende seufzt, — des Hungers, — des verderblichen Krieges, — der Zweideutigkeit und des Meineides!

Alle diese Geburten der Nacht sind dasjenige, was sich entweder dem Blicke der Sterblichen entzieht; oder was die Phantasie selbst gern in nächtliches Dunkel hüllt.

O die Alten verstanden es, ihre Gedanken in reizende Bilder zu kleiden! und waren dabei für das höchste Tra=

gische empfänglich, wie sie selbst denn — unvergleichlich schön — unter dem von der Nacht geborenen unvermeidlichen Schicksale oder dem Fatum das höhere Obwaltende dachten, dessen altes Reich und dessen dunkle Pläne weit außer dem menschlichen Gesichtskreise liegen.

Dunkle Pläne aber waren es, die auch diese Nacht in einem abgelegenen Zimmer des königlichen Schlosses zu Madrid schmieden sah.

Das Gemach, von dem wir reden, war von mittlerer Größe, aber sehr hoch. Dunkles Holzwerk bekleidete die Wände, den Fußboden und die Decke; während die riesigen Fenster fast völlig von alten, schweren Damastvorhängen verhüllt wurden, deren Farbe einstens wohl roth gewesen sein mochte, jetzt aber in ein ungewisses Braun übergegangen war. Kein Gemälde, keine Büste, nicht der geringste Schmuck zeigte sich an den nackten Wänden, nur ein mächtiges Cruzifix überragte einen mit schwarzem Tuche beschlagenen Betpult, auf dem, zwischen zwei brennenden Kerzen, ein Todtenkopf stand.

Gleich arm war das Zimmer an Meubles. Ein Tisch von dunklem Eichenholz, auf vier gewundenen Füßen ruhend, und zwei alte Stühle von demselben Holz und ähnlicher Form; bildeten seine ganze Einrichtung. Der Tisch aber trug einen schweren, plump gearbeiteten silbernen Leuchter, auf dessen drei Armen gelbe Wachskerzen brannten. Neben dem Leuchter befanden sich Papier, Federn, Siegellack und ein Tintenfaß aus Serpentin gearbeitet. Wie natürlich war der Totaleindruck, den dies Gemach auf jeden Eintretenden machen mußte, ein düsterer und peinlicher. Aber dies Düstere und Peinliche wurde

in dem Augenblicke, von welchem wir sprechen, noch dadurch erhöht, daß die zwei einzigen Personen, welche sich in dem Zimmer befanden, ein wahres Grabesschweigen beobachteten.

Nur das Knistern der Wachskerzen ließ sich hie und da hören, während ihre Ausdünstung jenen, den katholischen Kirchen eigenthümlichen, Geruch verbreitete.

Mochten nun die beiden Anwesenden selbst unter der Wucht der äußeren Eindrücke und der herrschenden Todesstille leiden; oder war es das angeborene Bedürfniß zu reden, — kurz — nachdem sie sich gegenseitig verschiedenemale fragend angesehen, hub der Eine von ihnen, ein Dominikanermönch, an:

„Um welche Zeit seid Ihr bestellt?"

„Auf den Glockenschlag zehn Uhr!" — entgegnete der Angeredete, der Niemand anderes, als jener Kammerdiener Florida-Blancas war, dem bei Don Manuels Audienz der Beichtvater der Königin den bewußten Zettel zugesteckt.

„Zehn Uhr ist vorüber!" — fuhr lakonisch der Mönch fort.

„Längst!" — sagte Jener und das Gespräch stockte abermals.

Aber den Mönch peinigte die Stille; er fing daher nach einigen Minuten auf's Neue an, und so entspann sich folgendes Gespräch:

„Ihr seid Kammerdiener bei dem ketzerischen Minister?"

„Wenn Ihre Würden darunter seine Excellenz den Herrn Grafen von Florida-Blanca verstehen, allerdings."

„Excellenz! — Graf!" — wiederholte der Klosterbruder — „vor der Kirche schwinden alle Titel, und ein Ketzer hat gar keinen, als den eines Teufelbratens!"

„Wer sagt aber, daß der Minister ein Ketzer sei?"

„Hum!" — meinte der Mönch — „er ist wenigstens anrüchig; das wißt Ihr so gut als ich!"

„Ich halte ihn für einen rechtlichen Mann und für einen frommen, gut katholischen Christen!"

„Ja wohl! frommen Christen", der die Kirche einschränkt wo er kann, und die heilige Inquisition längst schon den Vätern Jesu nachgeschickt hätte, wenn es nach seinem Kopfe gegangen."

„Das sind Staatsangelegenheiten, in die mische ich mich nicht."

„Würde gut sein, wenn Euer Herr es mit den Kirchenangelegenheiten ebenso machte! — Aber" — fügte der Klosterbruder hinzu, indem er dem Kammerdiener Florida-Blancas näher trat, seine Hand auf dessen Schulter legte und ihn mit einem widerlichen Lächeln fragte: „Kennt Ihr die Geschichte des Olavides?"

„Nein!" — entgegnete dieser.

„Nun!" — fuhr der Mönch fort — „Olavides war auch so eine Art Staatsmann, der unter dem früheren Minister Aranda die Aufsicht über die neugegründete Colonie in der Sierra Morena erhielt, die er binnen acht Jahren aus einer Wüstenei in ein Paradies umschuf; — auch so Einer, der über sogenannte Verdienste um's Vaterland, die Achtung und Demuth vergaß, die er der Kirche schuldete. Ein Freigeist! — ein kecker Spötter!" —

„Euer Würden!“ — unterbrach hier der Kammerdiener den geifernden Mönch — „das Alles ist mein Herr nicht!“

„Aber“ — fuhr der Klosterbruder fort, ohne auf die Worte des Anderen zu hören — „was nutzten ihm alle diese sogenannten Verdienste um den Staat? Die ganze Geistlichkeit, den Beichtvater des höchstseligen Königs, Pater Osma, an der Spitze, traten gegen ihn auf, die heilige Inquisition bemächtigte sich seiner und nachdem er zwei Jahre im Gefängnisse seine Sünden gebüßt, ward er als Ketzer verurtheilt.“

„Verurtheilt? und worauf hin?“ — frug der Kammerdiener.

„Das will ich Euch sagen“, — eiferte der Dominikaner weiter; — „die Hauptpunkte seiner Verdammung waren: er habe das Amt der Geistlichen gehindert und die Kolonisten von der Bezahlung der gewöhnlichen Seelenmessen losgemacht. Er sei ein Anhänger der verfluchten Freigeisterei, die der Böse selbst in Frankreich durch einen gewissen . . . . . . wie heißt er doch — durch einen gewissen . . . . Vollär . . . . oder Voltaire . . . . ausgeheckt, der selbst in einem Briefe an ihn geschrieben: „Möchte Spanien nur vierzig Männer haben, wie Sie!“ Ferner: er habe — horibile dictu — den heiligen Augustin einen Schwachkopf genannt! und von dem heiligen Thomas und dem heiligen Bonaventura gesagt, ihre Schwärmerei hätte den Fortschritt der Wissenschaft gehindert. Er habe von den heiligsten Dingen verächtlich geredet und unter Anderm behauptet, die alten römischen Kaiser wären bessere Menschen gewesen, als viele christliche

Könige. Den Franziskanerorden habe er ein einfältiges und erbärmliches Institut gescholten, das sich auf Kosten anderer Menschen nähre und so weiter! und so weiter!"

Der Klosterbruder war bei dieser Herzensergießung so sehr in Eifer gerathen, daß er hier einhalten und sich die Schweißtropfen mit dem Aermel seines Gewandes abwischen mußte. Dann fuhr er mit glühendem Antlitze fort: „Das sind wohl triftige Gründe genug, einen Ketzer zu verbrennen. Aber die heilige katholische Kirche ist eine liebende Mutter, die auch großmüthig zu vergeben weiß. Seine Heiligkeit der Großinquisitor milderte das Urtheil dahin: daß Olavides auf ewige Zeiten vom Hofe verbannt wurde. Er durfte ferner niemals wieder weder Wagen noch Roß besteigen, er mußte sich in grobes, wollenes Zeug von strohgelber Farbe kleiden . . . ."

„Warum denn von strohgelber Farbe?" fiel hier fragend der Kammerdiener ein.

„Warum?" — sagte der Mönch — „um sich immer an das Sanbenito, an das Feuer zu erinnern, dem er eigentlich als Ketzer verfallen war. Ferner sollte er acht Jahre in einem Kloster eingesperrt leben, unter beständiger Aufsicht zweier Mönche, die ihn die ersten vier Jahre seinen Katechismus zu lehren angewiesen waren. Ferner gab es Fasten!" — rief hier der Klosterbruder in triumphirendem Tone — „alle Freitag bei Wasser und Brod; dann jeden Tag dreimal den Rosenkranz zu Ehren der heiligsten Jungfrau zu beten, nebst Ave Maria und Credo — und dann. . . ."

„Noch immer ein „dann" — sagte entsetzt der Andere.

„Und dann“ — fuhr der Mönch mit strahlenden Augen fort — „wurden seine Güter eingezogen! — Seht so straft Gott die Ketzerei auch bei den Großen, und das sollte sich Euer Herr zur Warnung dienen lassen!“

Der Kammerdiener Florida=Blancas schauderte, wagte aber nichts zu entgegnen. In diesem Augenblicke ließen sich Tritte vernehmen, die Thüre öffnete sich geräuschlos und herein trat Salvaterra, der Beichtvater der Königin.

Uebte seine Erscheinung zu jeder Zeit und in allen Verhältnissen einen peinlichen Eindruck aus, so mußte dieser jetzt und in der düsteren Umgebung noch bedeutend erhöht werden, zumal die lange, hagere Gestalt mit den unheimlichen Marmorzügen schweigend und ernst bis zu dem Tische in der Mitte des Zimmers trat. Hier blieb Salvaterra endlich stehen und musterte die beiden Anwesenden mit seinen stechenden Blicken.

„Was ist hier vorgefallen?“ frug er dann erst.

„Vorgefallen? . . . .“ stotterte ängstlich der Klosterbruder.

„Ja!“ — sagte der Neueingetretene mit einer so gebietenden furchtbaren Stimme, daß der Mönch entsetzt und demuthsvoll in die Kniee sank.

„Vergebung! Hochwürdigster!“ — stammelte er dann. — „Ich habe diesem Manne nur die Geschichte des Olavides erzählt.“

„Und zu welchem Zwecke?“

Der Mönch schwieg. Salvaterra blickte den Kammerdiener fragend an, der denn auch mit bebender Stimme sagte:

„Zur Warnung für meinen Herrn!“

Eine drückende Pause trat ein, dann setzte sich der Beichtvater der Königin mit der Würde eines Granden von Spanien nieder und sagte fast tonlos zu dem Mönche:

„Heute Nacht versiehst Du noch Deinen Dienst. Von morgen an stellst Du Dich im Kloster zu vierzehntägiger Haft, bei strengem Fasten, täglicher Geißlung und unverbrüchlichem Schweigen. Lerne dabei das Letztere.“

Und mit einer leisen Handbewegung gab er dem Zitternden einen Wink, sich zu entfernen, der Mönch gehorchte und eine abermalige Todtenstille trat ein.

Nach einigen Minuten endlich hub Salvaterra, zu dem Kammerdiener gewendet, an:

„Geschwätz der Narren ist eitel Wind. Ihr könnt über Euren Herrn beruhigt sein.“

„Ich bin es auch,“ — entgegnete ehrfurchtsvoll der Angeredete, — „Eure Heiligkeit sind ja sein Freund!“

„Gewiß!“ — fuhr Salvaterra fort — „aber gerade darum muß ich auch Alles wissen, was mit und bei ihm vorgeht, um ihm, auf dem gefährlichen Wege den er wandelt, stets schützend an der Seite stehen zu können. Was habt Ihr seit Euerem letzten Hiersein von vorgestern zu berichten?“

„Wenig, hochwürdigster Herr! Der Herzog von Sanlucar hat seine Demission als Gesandter in Rom eingereicht. Er soll — so viel vertraute mir der Kabinetssekretär — durch den Ton beleidigt sein, in welchem seine Excellenz an ihn geschrieben.“

„Ist die Demission angenommen?"

„Es ist noch nichts darüber beschlossen."

Eine abermalige Pause trat ein, dann sagte Salvaterra:

„Morgen, beim Ankleiden, werdet Ihr den Minister von dem unerhörten Stolze der Granden unterhalten. Dazwischen könnt Ihr die Bemerkung fallen lassen, in Madrid circulire das Gerücht, der Herzog von Sanlucar habe am römischen Hofe über seine Abkunft gespottet. Ihr wißt, wie Ihr Euch zu benehmen habt. Die Demission muß angenommen werden. Ich kann nicht dulden, daß man meine Freunde beleidigt. Doch weiter! . . ."

„Der dritte Sohn des Fürsten von Marantea hat um eine Stelle in der königlichen Leibwache nachgesucht und wurde abgewiesen, da sie vollzählig sei."

„Weiß er, daß die beiden Godoy als überzählig aufgenommen wurden?"

„Schwerlich."

„Ihr kennt aber irgend Jemanden aus der Dienerschaft des Fürsten?"

„Gewiß, den Major-Domus des Hauses."

„Morgen, im Laufe des Tages wird dieser von Euch erfahren, was mit den Godoy vorgegangen."

„Aber" . . . . sagte verzagt der Kammerdiener. Da flammten die Augen Salvaterras wie Blitze auf und mit gebietender Stimme rief er: „„Jephta gegen Ephraim!""

Der Andere erblaßte, beugte sich tief und sagte leise: „Ich werde gehorchen!"

Aber schon war der Beichtvater der Königin wieder ruhig geworden. Der Blitz des Auges war zu dem gewöhnlichen unsteten, stechenden Blicke zurückgesunken; die Züge starrten so ernst, so kalt, so eisig wie immer.

„Weiter!“ sagte er monoton.

„Sonst nichts von Belang!“ versetzte der Kammerdiener eingeschüchtert.

„Was ist in der Kanzellei in Arbeit? — Habt Ihr die Papiere selbst durchgesehen?“

„Ja, ich that es, unter dem gewöhnlichen Vorwande, meinem Freunde, dem ersten Schreiber seiner Excellenz, früher von der Arbeit zu helfen.“

„Nun, und . . . ?“

„Nichts Neues, als ein Entwurf zur Verbesserung der Volksschulen, von der Hand des Herrn Ministers selbst geschrieben.“

„So?!“ entgegnete in langgezogenem Ton Salvaterra. „Da erkenne ich wieder das edle Streben meines vortrefflichen Freundes! Wenn ich den Entwurf hätte, könnte ich Ihre Majestäten darauf vorbereiten, . . . ihn unterstützen. Verschafft mir doch in's Geheime eine Abschrift davon. Bis morgen will ich sie haben. Sonst nichts?“

„Nichts mehr!“

„Gut!“ — versetzte Salvaterra, indem er sich erhob — „morgen also zur selben Stunde, und wenn Ihr pünktlich meine Befehle ausgeführt habt, ist die Stelle für Euren Neffen bewilligt. Ihre Majestät die Königin haben zugesagt.“

Der Kammerdiener beugte sich tief, die welke Hand des geistlichen Herrn demuthsvoll zu küssen und seinen Segen zu empfangen. Als Beides geschehen, öffnete Salvaterra eine geheime Thüre in der linken Wand des Gemaches und der Diener verschwand.

Sofort setzte sich der Zurückgebliebene an den Tisch und fing emsig zu schreiben an. Abermals Todtenstille, nur von dem Geräusche der dahingleitenden Feder unterbrochen.

Da pochte es leise an. Salvaterra erhob sich, bedeckte die angefangene Depesche mit einem Bogen weißen Papier, trat zu der geheimen Thüre, durch welche der Kammerdiener des Ministers vor einer Viertelstunde verschwunden war und frug „Wer da?"

„Jephta gegen Ephraim!" ertönte es mit rauher Stimme, die Thüre wurde geöffnet und ein Mensch in der Tracht eines Wasserträgers trat ein.

„Deo Gratias, Ave Maria!" sagte er, sich bekreuzend.

„Sin 'pecado concebida!" entgegnete der geistliche Herr, indem er sich mit der alten Würde niedersetzte.

„Du bist pünktlich, Gines" — fuhr er dann fort — „das verdient Lob und Belohnung!" und damit griff er in die Tasche und reichte dem Angeredeten ein Stück Geld, das auch sofort in der schwüligen Hand des Wasserträgers verschwand.

„Hochwürdigster!" — sagte dieser und seine Blicke strahlten vor Freude — „Pünktlichkeit ist meine Sach', und wenn ich etwas ehrlich verdienen kann, bin ich Tag und Nacht bei der Hand."

„Schön!“ — unterbrach Salvaterra, der des Mannes Weitschweifigkeit kannte und ihm daher die Rede abschneiden wollte. — „Doch zur Sache, was hast Du zu berichten? Du solltest beobachten, was sich im Hause der Donna Illescas zutrage.“

„Und das hab' ich auch gethan. Ich komme ja alle Tage mit Wasser dahin und bestelle der Donna zugleich den Garten. Beim heiligen Gines von Soria, meinem Schutzpatron! was wahr ist, muß wahr bleiben! Das ist Euch eine Donna wie eine Heilige! wenn ich Euer Hochwürden erzählen wollte . . . .“

„Auf ein andermal Gines!“ sagte Salvaterra abgemessen.

„Ja so!“ — rief der Wasserträger. — „Unsereins vergißt immer, daß andere Leute weniger Zeit zum Plaudern haben, als wir. Aber, sehen Euer Hochwürden, weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über!“

„Zur Sache!“ wiederholte der Beichtvater der Königin mit Nachdruck.

„Nun denn!“ — versetzte Gines — „es steht noch immer wie vor acht Tagen.“

„Was heißt das?“

„Das heißt, der Herr von der königlichen Leibwache . . . .“

„Don Manuel de Godoy?“

„Derselbe, — der kommt fast täglich und wenn er nicht kommt, da ist Donna Linda noch blässer als sonst.“

„Hast Du denn nicht erfahren ob er sie liebt?“

„Liebt? das will ich meinen! Pünktlichkeit ist meine Sache! Ich plaudre gern und die Duenna im Hause — ich glaube es ist die Amme der Donna — die plaudert auch gern, und so plaudern wir oft miteinander. Da hat sie mir denn gesagt, die Beiden liebten sich einander — mit Verlaub vor Eurer Hochwürden — bis zum Auffressen, und wenn's gut gehe, gebe es bald ein Pärchen."

Bei diesen Worten stand Salvaterra rasch auf und zwischen den Zähnen murmelnd: „Es ist die höchste Zeit!" griff er abermals in die Tasche und reichte Gines ein Goldstück.

Dieser aber wußte nicht wie ihm geschah. „Gold!" — rief er, seines Staunens nicht Meister — „ei du liebe heilige Mutter Gottes, so was kommt selten an Einem!" und Salvaterra's beide Hände küssend, würde sein beredter Mund in Dank übergeströmt sein, wenn ihn jener nicht unterbrochen hötte.

„Es ist gut, Gines!" — sagte er ernst und kalt — „Du setzt Deine Beobachtungen fort; fragst die Duenna hübsch aus und kommst in acht Tagen zur selben Stunde wieder hierher. Sollte etwas besonderes vorfallen, so triffst Du mich jeden Abend um diese Zeit hier!"

„Soll geschehen, hochwürdigster, heiligster Herr!" — rief Gines — „Pünktlichkeit ist meine Sach'! Ihr sollt zufrieden mit dem Gines sein!"

„Und" — versetzte Salvaterra streng, indem er den Schwätzer zu der geheimen Thüre hinausschob — „Verschwiegenheit! bei dem Tribunal der heiligen Inquisition!"

Es war abermals still geworden. Einige Minuten

ging der Beichtvater mit gemessenen Schritten nachdenklich auf und ab, dann setzte er sich wieder und schrieb weiter.

Die Wachslichter waren schon tief herabgebrannt, Mitternacht schlug von der Schloßuhr.

Da pochte es von Neuem. Salvaterra that wie das vorigemal, und auf sein: „Wer da?!" antwortete eine weibliche Stimme:

„Jephta gegen Ephraim!" Er öffnete und eine ältliche Duenna trat ein.

„Willkommen Donna Clara!" sagte bei ihrem Erscheinen der Beichtvater der Königin, ohne in seinen starren Zügen das geringste Staunen über diesen späten Besuch zu verrathen. „Ihr habt mich lange warten lassen!"

Verzeihung, hochwürdigster Herr!" — entgegnete die Duenna — „es war mir unmöglich, meine Gebieterin, Donna de Molina, früher unbemerkt zu verlassen. Als Dame Ihrer Majestät der Königin, hatte sie heute bis 11 Uhr Dienst."

„Ihr seid doch unbemerkt hierhergelangt?" frug, ohne Antwort auf die Entschuldigung zu geben, Salvaterra.

„Vollkommen!" versetzte die Angeredete. „Der Schlüssel, den Eure Hochwürden mir gaben, öffnete mir die geheime Gallerie der Königin, durch welche man, ungesehen von aller Welt, zu diesen Zimmern gelangte. Gott weiß! Ich bin nun schon seit 40 Jahren im Schlosse, und kenne jeden Winkel desselben; aber von dieser Gallerie nnd ihrer geheimen Treppe hatte ich keine Ahnung!"

„Gut!" — sagte Salvaterra in festem und strengem Tone: „So begrabt dieses Geheimniß in Euere

Brust, wenn Euch Euer Leben lieb ist. Weiberzungen sind zwar schlechte Bürgen für Geheimnisse; aber ich denke Euer Schwur und die Worte: „„Jephta gegen Ephraim!““ werden Eurem Gedächtnisse so leicht nicht entfallen.“

„Nein! gewiß nicht!“ — rief Donna Clara fast entsetzt.

„Wohlan denn!“ — fuhr Salvaterra fort, nachdem er sich niedergelassen. „Ich habe Euch in Eurer letzten Beichte die Absolution verweigert. Kniet nieder, ich will sie Euch heute ertheilen, wenn Ihr die Beichte vollendet habt.“

„Hochwürdigster!“ — stammelte die Duenna zerknirscht, indem sie sich dem Beichtiger zu Füßen warf, — „ich weiß von keiner Sünde weiter. Mit Willen und Wissen hab' ich Euch keine verschwiegen.“

„Schweigt!“ — gebot der Geistliche ernst — „und antwortet mir nur auf die Fragen, die ich an Euch richten werde! Wart Ihr dabei, als vor ohngefähr zwei Monaten Euere Gebieterin Donna Maria de Molina auf der Jasmin-Terasse der königlichen Gärten einen Cavalier empfing?“

„Mein Gott!“ — rief entsetzt die Duenna — „ich glaubte nicht, daß das eine Sünde sei!“

„Antwortet! wart' Ihr dabei?“

„Ja! Hochwürden.“

„Was ist seit jener Zeit zwischen Donna Maria und jenem Cavalier geschehen?

„Was geschehen ist? — ach Hochwürden, was ja hier in Madrid und wohl auf der ganzen Welt zu tausendmalen geschieht, wenn ein hübscher junger Mann ein schönes Mädchen sieht. Sie verliebten sich ineinander. Aber, Hochwürdigster, ist denn das eine Sünde, die mir zur Last fällt?"

„Antwortet! sahen sich Beide von da an oft?"

„Alle Tage, an welchem Donna Molina keinen Dienst hatte?"

„Und wo?"

Die Duenna, die am ganzen Leibe zitterte, schwieg hier verlegen, das Gesicht hinter den gefaltenen Händen verbergend.

„Wo?" — wiederholte Salvaterra mit einem so furchtbar strengen Tone, daß er wohl dem ärgsten Sünder wie ein Posaunenstoß des jüngsten Gerichts in die Seele geschnitten hätte.

„Im Anfang" — stotterte die Beichtende — „auf jener Terrasse, ... seit einem Monate ungefähr auf ihrem Zimmer! Jetzt aber kommt er nicht mehr."

„Nicht mehr?" — frug Salvaterra ungläubig. „Und warum nicht mehr?"

„Sie haben einen kleinen Wortwechsel gehabt, wie's so bei verliebten Leuten zu gehen pflegt. Eifersucht, denk ich, war die Ursache. Und nun schmollen sie Beide, obgleich Jedes von ihnen darüber vergehen möchte, daß es das Andere nicht sieht. Ach! und Don Louis verschwendet vergeblich die schönsten Lieder. Donna Maria weint; aber Eigensinn und Stolz lassen sie nicht nachgeben."

„So!" — sagte der Beichtvater und eine Pause trat ein, in welcher er in tiefen Gedanken versunken schien. Endlich hub er wieder an:

„Ihr seid eine verstockte Sünderin, Donna Clara, — ein so großes Vergehen zu verschweigen!"

„Ach!" — schluchzte die Duenna — „Vergebung! par los dolores de la santissima madre de dios! (Um der Schmerzen der heiligsten Mutter Gottes Willen) Vergebung! Ich glaubte das ginge Donna Maria an ...."

„Hehler und Stehler sind gleich!" — sagte streng der Geistliche. — „Indessen, da Ihr bereut, soll Euch vergeben sein, unter der Voraussetzung, daß Ihr unbedingt Alles thut, was ich Euch als Buße aufgebe!"

„Alles, alles!" — rief erleichtert die Alte.

„Nun denn" — fuhr Salvaterra fort — „hat Donna Maria de Molina morgen Abend Dienst?"

„Nein!"

„Gut, so sorgt Ihr dafür, daß sie sich morgen Abend mit Don Louis aussöhnt!"

„Was? — wie?" — frug wie aus dem Himmel gefallen die Duenna — „zur Buße soll ich ...."

„Schweigt!" — unterbrach sie streng der Beichtvater — „laßt Eurer Weiberzunge Ruhe, und thut, was ich Euch sage. Don Louis de Godoy hat einen Bruder, Manuel mit Namen, der eine bezaubernde Stimme besitzt und trefflich singt. Er steht, wie Louis, in der Leibwache des Königs."

„Don Louis hat oft von ihm erzählt!"

„Hat Eure Gebieterin ihn schon singen hören?"

„Nein."

„Desto besser. Ihr, Donna Clara, begebt Euch also morgen in der Frühe zu Don Louis. Dort thut Ihr, als habe Euch Mitleid mit der Herzenspein des Verliebten zu ihm geführt, und rathet ihm an, daß er den Abend gegen zehn Uhr seinen Bruder Manuel ein Lied der Liebe unter den Fenstern Donna Maria's singen lasse. Eure Gebieterin aber bestimmt Ihr zur Nachgiebigkeit, sowie Ihr, — hat die Aussöhnung stattgefunden, — dafür Sorge tragt, daß das Verhältniß ungestört fortbesteht. Zur Buße habt Ihr mir dann regelmäßig alle acht Tage hier zu beichten .... Wollt Ihr nun thun, was ich befohlen?"

„Alles!" — seufte die Duenna und beugte sich tief. Salvaterra aber sprach die Worte der Absolution.

Zwei Minuten später befand sich der Beichtvater der Königin allein. Ohne einen Augenblick zu versäumen, nahm er den angefangenen Brief zur Hand und vollendete ihn. Als dies geschehen, wurde das Papier sorgfältig couvertirt und versiegelt. Dann schellte Salvaterra und sagte dem, aus dem Vorzimmer tretenden Mönche — es war derselbe, dem er für die Geschichte des Olavides eine so strenge Strafe dictirt. — „Du begibst Dich sofort durch den geheimen Gang nach Deinem Kloster und überreichst dem Abte diese Depesche. Er hat sie noch diese Nacht an ihre Adresse nach Rom abzusenden."

Der Mönch verbeugte sich schweigend und ging.

Als er im Vorzimmer auf die Adresse des Briefes sah, bemerkte er lediglich die Worte: „Jephta gegen Ephraim!"

Salvaterra aber hatte sich erhoben. Er stand hoch aufgerichtet und glich in seiner schwarzen Hülle, mit den starren marmorkalten Zügen, dem Schatten eines, dem Grabe entstiegenen, spanischen Königs.

„Menschenkinder!“ — sagte er dabei mit hohler Stimme und im Tone tiefster Verachtung! „welch' elende Würmer seid Ihr. Ihr glaubt Euch frei, — selbstständig — herrschend? — — und ich gängle Euch Alle — Alle — den König, die Königin, den allmächtigen Florida-Blanca, — den ganzen Hof wie Kinder! und mit was? — Jammerseelen! mit Euren eigenen Leidenschaften!! — Wartet nur, Herr Minister, der Ihr den heiligen Orden der Väter Jesu vertrieben, — wartet nur, — Ihr sollt über den Milchbart stolpern, dem Ihr selbst den Weg gebahnt, — und den Hals über ein Liebeslied brechen. Noch ist die Fahne nicht gesunken, auf welcher in Flammenschrift die Worte erblitzen: „Jephta gegen Ephraim!““

In diesem Augenblick erloschen die gelben Wachskerzen auf den Armen des plumpen silbernen Leuchters, der auf dem Tische stand, und ihr Ausgehen verbreitete einen Geruch der unwillkürlich an Todtenamt und Katafalk erinnerte.

Salvaterra war verschwunden. Nur der Schädel auf dem Betpulte, auf welchen jetzt gerade das Mondlicht in einem schmalen Streifen fiel, blickte mit hohlen Augen grinsend in die Nacht.

VII.

Der kommende Morgen brachte dem vergnügungssüchtigen spanischen Hofe ein neues Fest. Und was hätte er sonst auch bringen sollen? Kannte man doch unter der Regierung König Karl IV. und seiner Gattin, Maria Louise von Parma, nichts ..... als Lust und Vergnügen; schien man doch so recht eigentlich an ihrem Hofe den ganzen Zweck, die volle Aufgabe des Lebens einzig und allein in der Kunst zu suchen: das Leben zu genießen.

Würde diese Kunst nur nicht so häufig mißverstanden, so daß ihr Studium gerade die entgegengesetzte Frucht trüge, — nämlich die vollkommenste Unfähigkeit zu jedem Lebensgenuß. Oder liegt etwa darin, die Kunst das Leben zu genießen, wenn man sich körperlich und geistig so herunter sündigt, daß man sich endlich gezwungen sieht, aus selbstverschuldeter Entkräftung allen Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens zu entsagen? — Kann sich Derjenige rühmen Meister in jener Kunst zu sein, der seine Gefühle in übertriebener Steigerung abgestumpft, — seinen Geschmack durch Ueppigkeit verdorben, — seine Phantasie durch Ausschweifung überreizt hat? Bleibt denn überhaupt dem Menschen noch irgend eine Freude, noch irgend ein Lebensgenuß, wenn er so lange in unausgesetztem Taumel fortgenießt, bis ihm jeder weitere Hochgenuß Eckel und Ueberdruß erregt?

Und doch! wie unendlich viele solcher unseliger, verunglückter Lebenskünstler gibt es, die uns — namentlich

in den höheren und höchsten Sphären der menschlichen Gesellschaft — als jugendliche Greise, oder als grauköpfige lebendige Leichen entgegen wanken.

Nein! die wahre Kunst sein Leben zu genießen, liegt einmal gerade im Gegentheile darin, daß man sich nicht unausgesetzt im Genusse berauscht, sondern den Becher des Lebens mit ruhigem Bewußtsein gemüthlich und in kleinen Zügen schlürft; dann aber in einer weisen Veredlung der sinnlichen Genüsse durch geistige.

Auch König Karl IV. von Spanien war einer jener Unglücklichen, die bei ganz beschränkten Naturgaben und totaler geistiger Unfähigkeit in ihrer Jugend nichts kennen als den Rausch der Freude und in ihrem Mannesalter die Langeweile einer grenzenlosen Blasirtheit. Er war jetzt ein Vierziger, aber dem Ansehen nach schon von den Jahren gebeugt; wie denn auch sein nichtssagendes Gesicht die innere Leere und Oede auf eine peinliche Weise widerspiegelte. Mechanisch gehorchte er den Launen und Anordnungen seiner Gattin, den Rathschlägen seiner Minister, den Befehlen seines Beichtvaters, den eisernen Geboten der spanischen Etiquette. Aber er war bei Nichts mit Herz und Geist, — schlief bei den rauschendsten Vergnügungen ein und nur die Jagd war im Stande, ihn aus dieser Lethargie aufzurütteln; — die Jagd, die einzige Leidenschaft, die ihm geblieben.

Wie aber Karl IV. abgestumpft und gefühllos gegen jeden Reiz des Lebens war, so war er es auch in Betreff seiner Regentenpflichten und jeder höheren Idee. Was kümmerte ihn die Wohlfahrt des Landes? das Glück seiner

Völker? die Macht und die Größe Spaniens? Er war König, und dies war ihm genug. Marie Louise vertrat ja den spanischen Hof mit Glanz und Würde und auf Florida-Blanca, der ihm die Regierungssorgen abnahm, konnte er sich verlassen. Auch hier charakterisirte ihn die völligste Gleichgültigkeit.

Gewiß, vor einem höheren Richterstuhle traf Karl IV. eine schwere Verantwortung, wie sie auf manchem Hochgestellten lastet, der, statt von seinem Höhenpunkte aus Glück und Segen um sich zu verbreiten und das Gute, Edle und Große zu befördern, gerade ein Feind alles Bessern ist und nur Sinn für sein eigenes Wohlleben hat, dem sein Egoismus sogar oft das Glück Anderer mit eisiger Kälte opfert.

Wollen wir aber deshalb so ganz unbedingt den Stab über solche Menschen brechen? Oder ist denn etwa die Erziehung der Großen, der Vornehmen und der Reichen immer so beschaffen, wie sie bei den Hülfsmitteln, welche dazu vorhanden sind, beschaffen sein könnte und sollte?

Macht man sich nicht auch hier, und selbst in unseren Zeiten, vieler und großer Fehler schuldig, die dann oft Tausende von unschuldigen Menschen — ja ganze Nationen — mit blutigen Thränen beweinen müssen?

Wird nicht oft bei der Erziehung jener Kinder des Glücks, recht absichtlich darauf hin gearbeitet, dem Jünglinge, der künftig in weitläufige und einflußreiche, oder gar Völkerglück bestimmende Verbindungen tritt, Vorurtheile beizubringen, die ihn nothwendig zu Fehltritten verleiten müssen? Lernt er da wohl immer seine Stellung in der Welt so kennen und seine Bestimmung so würdigen,

daß er einst beiden entsprechend zu handeln vermag? Oder wird er nicht vielmehr nur gar zu häufig gegen Alles, was Pflicht und Wahrheit heißt, gleichgültig gemacht oder irre geführt? Wird er nicht so unendlich oft bloß zur sogenannten feinen Lebensart und nach den Regeln der Etiquette und der Mode erzogen? während die Ausbildung des Verstandes vernachläßigt, jene des Herzens und des sittlichen Gefühls als klein und bürgerlich verlacht wird?

Gewiß! hier trifft unser Blick auf eine blutig klaffende Wunde auch unserer Zeit!

Und wenn denn nun solche Menschen im Umgange mit anderen ebenso denkenden in ihren verkehrten Gesinnungen noch mehr bestärkt werden; wenn sie sich von Schmeichlern umringt sehen und von allen Seiten laut gepriesen hören; wenn sich Andere noch überdies nach ihren Launen und Einfällen bequemen müssen; ist es da ein Wunder, wenn sie ihre Thorheiten nicht für Thorheiten, ihre Fehler nicht für Fehler, sondern für Vorrechte und Vorzüge ihres Standes und ihrer Stellung halten, sich dieselben ohne Scheu erlauben, oder wohl gar ihre Ehre und ihre Größe dareinsetzen?

Darum liegt die ganze Schwere der Verantwortung auf Denjenigen, welche die Erziehung der Großen, der Gewaltigen, der Hochgestellten und Reichen anvertraut ist; — darum aber dürfen auch wir, einen Karl IV. nicht zu rasch verdammen, da seine Erziehung in den Händen eines Peter Osma gelegen, dessen satanische Politik es gewesen, den ohnehin wenig Begabten zur Regierung völlig unfähig zu machen. Und warum? — damit er desto leichter von der Kirche zu gängeln sei. Glücklicherweise

für Spanien hatte indessen Osma's Einfluß demjenigen des verdienstvollen Florida-Blanka weichen müssen. Worin aber lag für das spanische Volk die Garantie, daß nicht früher oder später auch dieser Staatsmann einem andern Günstling erliege, namentlich da die Königin den Minister haßte? und Marie Louise war, wie schon erwähnt wurde, eine zum Herrschen geborene Frau, die ihren Weg mit weiblicher Schlauheit, aber um so sichererern Schrittes ging. Freilich nur zum „Herrschen" geboren, nicht zum „Regieren", da man sie mit Recht den personificirten Egoismus in Engelsgestalt nennen konnte. Dieser Egoismus aber, — nur beschäftigt, den Ehrgeiz, die Sinnlichkeit und die unbegrenzte Vergnügungssucht der jungen Königin zu befriedigen, — ließ dem besseren Theile Marie Louisens keine Zeit zur Entfaltung, obgleich sie in geistiger Beziehung die Natur reich begabt hatte. Und doch! wie liebenswürdig war wieder dieser Egoismus bei solchen Reizen! wie so ganz Weib war diese Königin, deren hohe, herrliche, nie umwölkte Stirne das Diadem der Schönheit und die Krone von Spanien und Indien schmückte. Wie wußte sie mit bezaubernder Herablassung den ganzen Hof ihren Launen dienstbar zu machen, ohne daß auch nur eine Seele diese Launen gefühlt hätte. Marie Louise beherrschte den Hof, beherrschte die stolzen, ernsten Granden, — beherrschte Spanien . . . . . durch ihr Lächeln. Für dies Lächeln ihres kleinen, reizenden, wie zum Küssen geschaffenen Mundes, für einen ihrer glutsprühenden Blicke hätte freilich gar Mancher selbst sein Leben gelassen. Denkt man sich dabei die hohe, königliche Figur, die stolze Haltung,

die unendlich üppigen und doch im reinsten Ebenmaße stehenden Formen ihres Körpers; das blendende Weiß der Haut, die Fülle der glänzenden schwarzen Locken, die das unaussprechlich süße und reizende Gesichtchen umschlossen, auf welchem weibliche Gefallsucht den Ausdruck der Hoheit wohlthätig milderte, ... denkt man sich dies alles, so wird man leicht begreifen, daß es Marie Louise nicht schwer werden konnte, alle Welt in der That zu bezaubern und den sonst so ernsten, in abgemessener Etiquette sich bewegenden, spanischen Hof durch ihre rasende Vergnügungssucht in einen für dort unerhörten Strudel von Festen und Lustbarkeiten hinein zu ziehen, deren Centralsonne und leuchtender Mittelpunkt sie und immer wieder sie war.

Hätte freilich die Kunde von diesem Treiben zu König Philipp II., — hätten sie zu so manch' Anderem der stillen Schläfer in der königlichen Gruft zu Escorial dringen können, die ernsten Schatten würden zürnend ihren Marmorgräbern entstiegen sein; aber die Lebenden waren ja seit der Besteigung des spanischen Thrones durch die Bourbonen schon an ähnliche Erscheinungen mehr gewöhnt.

Auch heute also, an dem Tage nach den drei geheimnißvollen Besuchen, die Salvaterra von dem Kammerdiener Florida Blancas, dem Wasserträger und der Duenna der Maria de Molina erhalten hatte, — auch heute wieder, erwartete schon in der Frühe den Hof von Madrid ein glänzendes Fest.

Der Besuch eines der ersten italienischen Fürsten hatte die erwünschte Gelegenheit dazu gegeben, und Maria

Louise benutzte sie freudig, den Glanz des spanischen Hofes vor den Augen ihres Landsmanns zu entfalten.

Das Fest sollte schon am Morgen mit der Aufführung eines neuen Schauspiels eröffnet werden, welches der damals in Spanien so berühmte Dichter Don Juan Valdez eigens dazu geschrieben hatte. Ein prachtvolles Mahl erwartete dann den hohen Gast, worauf sich dieser noch an demselbeu Abende in Gegenwart des ganzen Hofes mit der Tochter des Herzogs von Sessa, Grafen von Cabra, Generalcapitain von Catalonien, zu vermählen gedachte.

In der That waren denn auch schon die ungeheuren Räume des Schauspielsaales im neuen königlichen Palaste von der zu diesem Feste geladenen Elite des spanischen Adels angefüllt, als das Eintreten eines Theiles der königlichen Leibwache das sofortige Kommen des Hofes ankündigte.

Es war ein schöner Anblick, die doppelte Reihe dieser meist kräftigen und jungen Männer zu sehen, wie sie — sämmtlich den edelsten Familien Spaniens entsprossen — in reichem Waffenschmuck und stolzer Haltung daher schritten, geführt von ihrem Hauptmanne, dem Grafen von Oropeza. Auch die beiden Godoy befanden sich unter ihnen; doch schienen Beide in sehr verschiedener Stimmung, da Manuel mit der alten Heiterkeit und der glücklichen Zuversicht der Jugend, strahlenden Gesichtes, einherschritt, während sich in den Zügen Louis eine auffallende Verstimmung kund gab.

Als die doppelte Reihe bis zu den, im Vordergrunde aufgestellten königlichen Thronsesseln gelangt war, neben

welchen, etwas weniges mehr nach hinten die Sessel des fürstlichen Gastes und seiner Braut standen, an die sich in dritter, vierter und fünfter Linie jene der Granden des ersten, zweiten und dritten Grades anschlossen, — öffneten sich die beiden Reihen, und stellten sich halbmondförmig um diese Spitze auf. Manuel war dabei wie immer glücklich, d. h. er hatte den Vortheil, daß er so weit an der Seite nach der Bühne vorgeschoben wurde, um die höchsten Herrschaften im Auge zu haben. Eine Stellung, um welche er von vielen seiner Kameraden beneidet wurde; denn welcher Sterbliche hätte nicht gern, wenn auch nur zeitweise und verstohlen, in das bezaubernde Antlitz der reizenden Königin geschaut. Und doch! Manuel war gleichgültig dafür, denn vor den Blicken seiner Seele stand ja ein anderes Bild.

Jetzt endlich trat unter dem vorgeschriebenen, langweiligen Ceremoniel, der Hof ein: Der König und die Königin, gefolgt von ihrem Gaste und dessen Braut, so wie von den Granden, unter welchen sich die Herzöge von Sanlucar (der Vater des Gesandten zu Rom), von Medina=Sidonia und Medina=Cöli, von Varagua, von Feria, von Somma, der Fürst von Marantea, der Markgraf von Villaba, der Graf von Monterey, und die Bischöfe von Carvagal und Saragossa befanden. Den Granden aber schloß sich das übrige Gefolge in langer, fast nicht enden wollender Reihe an.

Aber, o Gott! wie strahlte die 26 jährige Königin an der Seite ihres, schon gebeugt einherschreitenden Gatten, in dessen Zügen sich eine zurückschreckende Apathie

spiegelte. Frühling und Winter, Lebenslust und Lebensüberdruß gingen hier Hand in Hand. Und wie hatte Marie Louise es verstanden, die Fülle ihrer Reize durch die geschmackvolle Einfachheit ihrer Toilette zu heben. Ein Kleid von weißem Atlas mit schmalen Streifen des schönsten Hermelins eingefaßt, umschloß die edlen Formen ihres Körpers. Hals und Schultern waren frei und während das Mieder fast einen Harnisch von wunderbar funkelnden Diamanten in schönster Fassung und Gruppirung bildete, bestanden Gürtel und Halsschmuck aus großen prachtvollen Perlen. Die weiten Aermel ließen dabei, umwallt von den kostbarsten Spitzen, die runden vollen Arme sehen, während in den dunklen Locken ein königliches, gleichfalls nur aus Diamanten zusammengesetztes Diadem blitzte, von dessen kronartigen Spitzen ein silberdurchwobener Schleier in lichten Falten herabfiel.

Bei ihrem Erscheinen war es in der That als gehe eine Sonne auf, und Manuel mußte sich bei aller Liebe zu Linda, gestehen, daß gegen diese Schönheit, Hoheit und Grazie, das Bild eines jeden andern Weibes erbleichen müsse. Es war nicht für Manuel allein, sondern für Tausend Männerherzen, ein Glück, daß Maria Louise von Parma, die Gattin Karl IV. und Königin von Spanien war.

Als sich der Hof niedergelassen, begann die Musik und bald darauf das Schauspiel. Aber das Schauspiel des guten Don Juan Valdez war es, trotz seiner Vortrefflichkeit nicht, was die Spannung des Publikums wach erhielt; sondern der Fandango, der Lieblingstanz der

Spanier, den in einem Zwischenacte das berühmteste Tänzerpaar Madrids tanzen sollte.

„Für den Fandango das Leben!" ist ein spanisches Sprüchwort. Wir kalten Nordländer lächeln darüber; aber kennen wir denn diesen Fandango?

Gibt es eine Tugend, die sich keiner Sünde fähig wähnt, so muß sie als letzte Läuterung den Anblick dieses Tanzes bestehen. Der gewaltige Strom gereizter und nachgeahmter Sinnlichkeit droht jeden besseren Grundsatz in seinem mächtigen Strudel fortzureißen; die Vernunft schweigt, die Besonnenheit verliert das Steuerruder, das Leben athmet glühendes Verlangen und alle Empfindungen lösen sich in einen berauschenden Sinnentaumel auf. Bei seiner Aufführung bemächtigt sich ein solch' ungetheiltes Entzücken aller Zuschauer, daß sie, von gleicher Lust ergriffen, wie die Tanzenden selbst, durch einen geheimen Zauber unwillkürlich alle Bewegungen mitmachen; jeder Nerv zuckt von heißem Triebe, jedes Auge rollt in verzehrendem Feuer; das junge Weib wie den Jüngling erfüllt ein nie gekanntes Sehnen, und selbst des Greises matter Brust entschlüpft ein leiser Seufzer als Erinnerung an froh verlebte nie wiederkehrende Tage.

Will man der Sage trauen, so hat der Fandango einstens sogar im römischen Consistorium Wunder gewirkt. Er sollte nämlich als höchst schlüpfrig und sittenverderblich verboten werden; doch wollten sich die Richter vorher von seiner Schädlichkeit persönlich überzeugen, ehe sie ihm sein Todesurtheil fällten. Sie ließen daher ein niedliches Pärchen dieser verrufenen Fandangotänzer vor sich treten. Kaum aber hatten diese die ersten Bewegungen gemacht, so fuhr

es den heiligen Männern wie ein electrischer Funken durch alle Nerven, sie fingen an ihre morschen Glieder zu regen und die böse Welt will gar behaupten, sie hätten am Ende selbst mitgetanzt. Factisch ist jedenfalls, daß der Fandango in Uebung blieb.

Wenn aber so fromme Heiligkeit der Verführung unterlag, wer möchte da den Stab über die Kinder der Welt brechen wollen?

Aber der Fandango ist auch an Grazie der schönste Tanz, den es gibt, und gegen den unsere walzenden Paare nur leblose Gruppen sind, von einem todten Mechanismus in tollem Kreise hin und her bewegt.

Nach dem Gesagten kann man sich denken, warum denn auch bei dem heutigen Hoffeste alle Herzen dem Zwischenacte entgegenschlugen. Eines freilich ausgenommen, das des Königs, der schon nach der zweiten Scene des neuen Stückes in halbem Schlummer lag. Auch Maria Louise harrte sehnsüchtig des Entre=Acts, während sie zeitweise einen verächtlichen Blick nach ihrem halbeingeschlafenen königlichen Gatten sandte. Indem sie dabei einmal ihr Auge aufschlug, erblickte sie Manuel. Sie war überrascht über den schönen, ihr noch unbekannten Jüngling, und als auch er nach ihr hinschaute, überflog eine tiefe Röthe ihre reizenden Züge. Aergerlich wandte sie sich um, — vielleicht einen Gedanken zu verbergen, dessen sie sich nicht bewußt werden wollte. In demselben Augenbtick begann das Ballet.

Jetzt erschien eine unbeschreiblich schöne Gruppe auf der Bühne; man glaubte in Menschen verwandelte überirdische Wesen zu sehen, die durch Kunst und Körperwuchs

gleich anzogen, und die kühnste Phantasie zu Schande machten.

Wie sie dahin schwebte, die herrliche Spanierin, in des Reizes üppigster Fülle an des schönen Mannes Seite, der in jugendlicher Vollkraft blühte. Beide in der lockendsten Landestracht, die keine Form verhüllt! Das war ein Tanz! — Jede Bewegung des bildschönen Weibes verrieth des Herzens heiße Glut, während ihr flammendes Augenpaar nichts als Seele war.

Entzückten aber schon die Füße der Tänzerin durch schnelle Abwechslung und Mannichfaltigkeit der Sprünge, so reizte das Spiel der schöngeformten Arme nicht weniger. Bald stützte sie dieselben in die Hüften, bald streckte sie sie sehnend nach dem Gegenstande ihrer Liebe aus, bald hoben sie sich mit unnachahmlicher Grazie, bald sanken sie wieder wie in süßer Ermattung leise herab.

Da plötzlich schien neues Leben in die Tanzenden zu kommen, die Musik rauschte rascher und in volleren Accorden, die Castagnetten klapperten stärker, die Augen des Paares blitzten leidenschaftlicher auf. Sie waren sich noch nicht nahe genug, die Liebe- und Wonneberauschten. Schüchterne Scham schien bis dahin das reizende Mädchen, ein harter innerer Kampf den Mann zurückgehalten zu haben, dem Gegenstande der Liebe in die Arme zu sinken. Jetzt aber beflügelte der Liebe Genius ihre Schritte, jede Muskel spannte sich an, die Blicke sprühten verzehrende Flammen, die Lippen bebten dem Kusse entgegen, die Pulse pochten in leisen Schlägen süße, schwindelnde Lust, die Hüften zitterten, der Athem stockte, die Augen brachen und eben schienen sich Beide, besiegt von heißer Liebe Allgewalt, in die Arme

stürzen zu wollen, als sie, wie von einem unsichtbaren Dämon, auseinandergerissen, und auf die Seite geschleudert wurden.

Wie pochten bei diesem Anblick alle die stürmisch bewegten, heißblutigen Herzen der Zuschauer; selbst die Königin hatte mit ihrer kleinen zierlichen Hand die goldene Seitenlehne krampfhaft umspannt, und während ihr wundervoller Busen, heftig wogend, den Hermelinbesatz zu sprengen drohte, schien eine leise Wolke des Unmuths über die Stirne der königlichen Frau zu ziehen, Theilnahme an dem Schicksale der Liebenden verkündend.

Da rauschte die Musik abermals in neuen Accorden auf, und es war, als ob mit den Tönen frische Glut in die verlangenden Seelen der Tanzenden strömte. Mit ungehemmtem Fluge eilten sie sich entgegen, als ob sie ferner unvermögend seien, dem heißen Drange der Liebe zu widerstreben. Jetzt kamen sie sich ganz nahe; die Gegenstände entschwanden ihren Sinnen, die Musik, matt und leise, war kaum mehr hörbar, noch einmal lächelten sie sich mit ersterbenden Blicken entgegen und der Vorhang fiel in dem Augenblicke, als sich die Liebetrunkenen in die Arme stürzten, um in einer unbeschreiblich schönen Gruppe den Triumph der befriedigten Sehnsucht zu feiern.

Die sinnliche und geistige Aufregung und die dadurch hervorgerufene mächtige Anspannung der Nerven, mit welcher fast alle Anwesenden dem Tanze gefolgt waren, ließen in diesem Momente nach; so daß plötzlich eine fast allgemeine, den Sinnen schmeichelnde Abspannung erfolgte, die um so eher Platz greifen konnte, als die Hofetiquette jeden Applaus, jedes laute Zeichen des Beifalls auf das

Strengste verbot. Aber sie konnte nicht verbieten, daß die glühend angeregte Phantasie das verführerische Spiel noch weiter verfolgte.

Auch die Königin lehnte sich erschöpft zurück und ihre niedergeschlagenen Augen, ihr unaussprechlich süßes Lächeln drückten ihr Entzücken aus. Da hoben sich plötzlich die Augenlieder, und unter den langen schwarzen Wimpern und den so herrlich gezogenen Brauen blitzte es leidenschaftlich auf — aber das Feuer dieses Blitzes ließ einen Himmel ahnen. — Wen? — — Es durfte sich Niemand am spanischen Hofe der Gunst der Königin rühmen; aber Maria Louise war nicht nur Königin, sie war auch Weib, und unwillkürlich mußte sie in diesem Augenblicke ihren, in die tiefste Lethargie versunkenen, Gatten mit dem Bilde frischer Jugendfülle und schäumender Lebenslust vergleichen, das in Don Manuel de Godoy ihr gegenüberstand.

Aber der Jüngling bemerkte es nicht. Er dachte an Linda und wie er einst in ihrem Besitze so glücklich sein werde. In solche Träumereien verloren, hatte er denn auch keinen Sinn für das Ende des Stückes und war daher froh, als der Vorhang fiel und der Hof sich erhob.

Die Sonne ging unter; — die Königin verschwand, und da zu Ehren des erlauchten italienischen Gastes die Compania italiana heute die Ehrenwache und den Dienst bei dem Mittagsmale versah, so waren Manuel und Louis nun freie Leute. Aber Manuel, der noch mit der alten Innigkeit an dem Bruder hing, hatte längst bemerkt, daß diesen ein Kummer niederbeuge. Er ging also sobald er konnte, auf Louis zu, nahm ihn unter dem

Arme, und, in einem der unermeßlichen Corridore des königlichen Palastes langsamen Schrittes auf und abgehend, frug er den Bruder nach dem Grunde seiner Schwermuth.

„Der ist triftig genug!" — sagte Louis. — „Ein neidischer Dämon hat mein ganzes Lebensglück zerstört."

„Wie so?" — frug Manuel erstaunt. —

„Bist Du nicht gleich mir und einer Menge Söhne aus den edelsten Familien des Landes ein Glied der allberühmten, allgefürchteten, allbeneideten Leibgarde seiner katholischen Majestät? — Hat uns nicht ein unbändiges Glück mitten in dies tolle Hofleben hinein geschleudert, so daß wir eigentlich selbst nicht einmal wissen, wie wir hierher kamen? — Denke an die Olla potrida in der Kneipe „la Corte" und die verdammte Verlegenheit, aus welcher uns der ehrliche Felipe half, und sage ob wir nicht jetzt gemachte Leute sind, denen die Welt und alle ihre Freuden und Ehren offen stehen?! — Schwimmen wir nicht in Lust- und Hoffesten? Haben wir nicht Geld, so viel wir nur brauchen und im Nothfall Freunde die borgen? — Haben wir nicht einen „Unsichtbaren", der unseren zweiten Vater auf eine ganz vortreffliche Weise spielt? — Lieben wir nicht und werden wir nicht von den herrlichsten Weibern in ganz Spanien wieder geliebt?"

„Das ist es gerade!" — entgegnete Don Louis — „was mir das Herz bricht; mit meiner Liebe ist es aus."

„Aus?!" — wiederholte Don Manuel ungläubig — „erlaube, Brüderchen, daß ich daran zweifle. Seit dem ich Linda liebe, weiß ich, daß es mit der Liebe nur

dann „aus" sein kann, wenn einem der Tod zwischen den Rippen sitzt, Du aber athmest noch, und daß Deine Maria auch noch lebt, habe ich so eben gesehen, da sie wie eine Rose im Gefolge der Königin prangte!"

„Sie lebt!" — seufzte Louis — „ja! aber nicht für mich!"

„So wäre sie Dir untreu geworden?"

„Das nicht!"

„Aber bei allen Heiligen! was denn?"

„Sie zürnt mir, und hat mir daher ihr Herz verschlossen!" — versetzte Louis in schmerzlichem Tone. — „Vergebens habe ich, trotzdem, daß ich im Rechte bin, nachgegeben; — vergebens alles versucht, sie zu versöhnen; ihr Herz bleibt unerweicht und doch kann ich nicht mehr ohne sie leben."

„Nun, nun!" — sagte Manuel — „das wird sich wieder geben. Wer wird denn gleich verzweifeln wollen, wenn ein Weib schmollt."

„Das ist mehr als Schmollen!"— meinte Don Louis.— „Als vor wenigen Minuten der Hof aufbrach und den Saal verließ, mußte Marie dicht an mir vorüber; ich blickte mit der ganzen Glut meiner Liebe nach ihr hin. Auch sie glühte, ich sah es wohl; aber dennoch wandte sie ihr Gesicht mit einer stolzen und kalten Miene von mir ab."

„Die nur Maske ist!" — sagte hier eine weibliche Stimme.

Die beiden Brüder wandten sich überrascht um, Louis aber rief freudig:

„Wie? Ihr seid es, Donna Clara? O sagt, hat Eure Gebieterin mir vergeben? — schickt sie Euch mit der Botschaft der Versöhnung? — darf ich sie heute wiedersehen?“

„Leider!“ — versetzte die Duenna der Donna Maria de Molina achselzuckend — „habe ich keinen solchen Auftrag. Aber Eure Gnaden wissen ja, wie ich mich für dieselbe interessire. Don Louis — sagte ich mir — ist ein so guter, so edler, so freigebiger Herr, daß ihm Jedes gut sein muß. Bei unserer lieben Frau von Atocha! da habe ich mich denn bis in das Herz hinein gekränkt, wenn Eure Gnaden so schöne Briefchen schicken, Donna Maria sich dabei die Augen fast ausweint und dennoch auf ihrem Köpfchen bestand. Seht, Euer' Gnaden, das konnt' ich nicht aushalten, und da ich mir dachte, es wird Euer' Gnaden eben so gehen, da hat das Mitleid bei mir gesiegt, und so hab' ich mich heimlich davon gemacht...“

„Nun?!“ — unterbrach sie Louis in höchster Spannung.

„Um Euer' Gnaden einen guten Rath zu geben!“ — vollendete die Alte.

Louis Züge verfinsterten sich wieder. Da ihm aber der Gedanke kam, die Geliebte habe vielleicht diese Sendung angeordnet, um auf eine sie nicht compromittirende Weise das alte Verhältniß wieder herzustellen, so gab er doch wieder der Hoffnung Raum und drückte der Duenna für ihren guten Willen ein Goldstück in die Hand, indem er sie zugleich bat, ihm diesen guten Rath mitzutheilen.

Da Manuel in eine Finsternische des Corridors

getreten war, nahm denn auch die Duenna Clara keinen Anstand und sagte:

„Donna Maria ist eine leidenschaftliche Verehrerin der Musik. Gewiß, sie wird und kann einer süßen Stimme nicht widerstehen....“

„Als ob ich nicht dies Mittel schon versucht hätte“ — unterbrach Louis ärgerlich die Sprechende.

„Ja, ja!“ — versetzte Jene — „aber hören mich Eure Gnaden nur aus! Ihr singt ohne Zweifel vortrefflich. Wenn ich mich jedoch recht erinnere, so habt Ihr oft Wunder von der Stimme Eures Bruders erzählt. Wie wäre es nun, wenn Ihr diesen dazu bewegtet, daß er an Eurer Stelle heute Abend zehn Uhr unter den Fenstern Donna Maria's eine recht herzzerreißende Romanze sänge; — so eine, wo von Liebe und von Versöhnung etwas vorkömmt. Ach! Ihr glaubt nicht, was so eine Serenade uns Weibern in die Seele schneidet. Bei unserer lieben Frau von Atocha! was haben sich in meiner Jugend die Männer unter meinen Fenstern abgesungen... aber leider... die Zeiten sind vorbei!“

„Und Ihr glaubt?“ — frug Louis zweifelnd....

„Ich glaube!“ — versetzte die Duenna — „daß Ihr meinem wohlgemeinten Rathe folgen sollt. Namentlich heute;.... denn wie Ihr wißt, findet heute Abend die Trauung der erlauchten Tochter des Herzogs von Sessa mit dem italienischen Principe statt. Nach derselben wird der Hof entlassen, und ich will nicht selig werden, wenn die heilige Handlung nicht ganz eigene Gefühle in dem Herzen Donna Maria's hinterläßt und sie weich und nachgiebig stimmt.“

„Das hat allerdings viel für sich!“ — sagte Louis durch die schlaue Berechnung der Alten überrascht; und zu Don Manuel tretend, theilte er diesem den Rath Donna Clara's mit. Manuel erklärte sich natürlich mit Freuden bereit, dem Bruder den gewünschten Dienst zu leisten, und so kehrte die Duenna mit unendlich erleichtertem Herzen in die Gemächer ihrer Gebieterin zurück. Die Brüder aber gingen, jetzt Beide in der besten Stimmung, einen Becher des ausgezeichnetsten Xeres aus dem Keller Felipes auf die Gesundheit ihrer Angebeteten zu leeren.

Und in der That, der Xeres in der Posada „la Corte“, aufgetragen von der kleinen Juana, mußte den beiden Jünglingen ganz ausgezeichnet munden; denn es fing schon an zu dunkeln, als sie Felipe — der mehr denn einmal versichert hatte, daß er ein ehrlicher Baske sei — die Hand zum Abschied schüttelten.

Unterdessen hatte aber auch das Fest sein Ende erreicht, und der Hof trat eben aus der, im Glanze von tausend Wachskerzen strahlenden, Kapelle.

Wie für alle nur erdenklichen Fälle im Leben, so war auch für diesen das Ceremoniel streng vorgeschrieben. Der ganze Hof begab sich nach vollzogener Trauung in den Thronsaal, woselbst erst das Brautpaar, dann die Granden nach den drei Rangordnungen, und zuletzt der große Cortege mit der diesem Volke eigenen Grandiloquenz und Gravität entlassen wurden, worauf sich der König und die Königin mit dem sogenannten „kleinen Gefolge“ in ihre Zimmer zurückzogen.

Marie Louise war erschöpft, und entließ daher — in ihren Appartements angelangt — auch die übrigen Damen und Herren bis auf ihren Beichtvater und die Oberhofmeisterin. Dem scharfen Blicke Salvaterras entging es dabei nicht, daß ihre Majestät von irgend einem ihm unbekannten Gedanken beschäftigt werde. Er erwartete indessen — als Mann von Welt und Menschenkenner — mit Ruhe, bis sie denselben selbst verrathe. Vermögen es doch die wenigsten Menschen, ihre Gedanken in sich zu verschließen; woher es für diplomatische Köpfe nnr nöthig ist, das Gespräch auf diejenigen Gegenstände zu leiten, von welchen man glaubt, daß sie in Beziehung zu jenen geheimen Gedanken stehen, um ohne indiscrete Fragen, Alles zu erfahren, was man will.

„Wir haben Eure Hochwürden gebeten," — sagte endlich die Königin, mit nachläßiger Grazie in einen kostbaren Sessel hingestreckt, zu ihrem Beichtvater, — „Uns noch kurze Zeit Gesellschaft zu leisten. Die Drahtpuppen Unseres Hofstaates eckeln Uns an. Ihr, Salvaterra, seid ein Mann von Geist, Unser Freund und Bundesgenosse, Unser geistlicher und weltlicher Rath in allen den Tausend verwickelten Lagen, in welchen Wir Uns so oft befinden."

„Majestät" — entgegnete der Angeredete mit tiefer Verbeugung — „Majestät wissen, daß Sie auf mich, als auf den ergebensten aller Ihrer Diener zählen dürfen."

„Wir wissen es," — sagte die Herrscherin mit einem freundlichen Blicke — „und wissen auch, wie unendlich hoch ein wahrer Freund an den Stufen des Thrones zu schätzen ist! Ihr glaubt nicht, wie unendlich allein Wir

Uns mitten in all dieser Pracht, in all' diesem Haschen nach Genuß finden."

Das glaubte nun Salvaterra freilich nicht, da er wußte, daß sein schönes königliches Beichtkind gerade im Gegentheil nichts Höheres kannte, als dieses Haschen nach Vergnügen. Auffallend war es ihm indessen, daß sich die Königin heute zum erstenmale über die Leere aussprach, die in ihrem Herzen, ihrem abgelebten und abgestumpften Gemahle gegenüber, mit der Zeit nothwendig entstehen mußte. Nichts aber hätte Salvaterra erwünschter für seine Pläne kommen können, als die Sehnsucht der Königin, diese Leere auszufüllen; nur mußte er vor allen Dingen wissen, ob irgend ein bestimmter Gegenstand diesen Wunsch erregt habe. Er sagte daher in schmeichelndem Tone:

„Wer, wie Eure Majestät, das Glück hat, mit so viel Schönheit, einen so reichen Geist zu verbinden, ist nie allein."

„Ihr schmeichelt, Hochwürden!" — entgegnete die Königin lächelnd — „Wir dächten, die Diener der Kirche sollten sich von dieser Sünde der Weltkinder frei halten."

„Ich sprach die Wahrheit!" — fuhr Salvaterra fort. — „Mit welchem Geiste haben Eure Majestät wieder das heutige Fest angeordnet. Und dennoch, wenn mich meine Blicke nicht täuschten, genügte nur sehr Wenig der idealen Anschauung, welche sich mein königliches Beichtkind davon geschaffen. Die Ausführung blieb hinter dem Entwurfe Ihrer Phantasie zurück. Es ist dies eben überhaupt der Fluch alles Irdischen dem Geistigen gegenüber."

„Ihr möcht zum Theil recht habben" — versetzte die Königin — „die Menschen verstehen Uns nicht. Don Juan Valdez war heute in der That langweilig; — die Tänzer blieben unter der Mittelmäßigkeit ...... à propos!" — unterbrach sich hier die Königin und fuhr mit einem seltsamen, aber für den scharfen Geist Salvaterras doch leicht erklärlichen Gedankensprunge, wie er nur bei Weibern vorkommt, fort: „à propos! was ist denn das mit der Leibgarde? Wir sahen heute wieder ganz fremde Gesichter. Salvaterra, Ihr wißt, sie wird durch unseren gemeinsamen Feind, Florida-Blanca, besetzt, ... können Wir Uns mit Sicherheit auf sie verlassen?"

Jetzt wußte Salvaterra schon genug. Eine diabolische Siegesfreude durchzuckte ihn; dennoch bezwang er sich so gewaltig, daß auch keiner seiner Züge nur für einen Moment seine Starrheit und Eiseskälte verlor.

„Völlig!" — entgegnete er. — „Ich überwache auch hier Alles, was durch die Hände unseres gemeinsamen Feindes geht."

„So müßt Ihr auch wissen," — sagte mit anscheinend gleichgültigem Tone Marie Louise — „wer die Neueingetretenen sind."

„Seit zwei Monaten wurden nur die beiden Godoy aufgenommen."

„Godoy?"

„Ja! — Majestät haben wohl den Namen bei Gelegenheit des letzten Stiergefechtes nennen hören, in welchem sich der Eine, Don Manuel, durch seinen Muth und seine Entschlossenheit so vortheilhaft auszeichnete."

„Wir hörten davon."

„Er ist ein wackerer Mann, — ein hübscher Junge! Er stand heute Morgen während der Aufführung des Schauspieles nahe der Bühne."

„So?" — versetzte die Königin, und suchte ihr Erröthen dadurch zu verbergen, daß sie ihr reizendes Haupt neigte und mit der Perlenschnur spielte, die ihren Gürtel bildete. „Wir gaben darauf nicht Acht."

Dann fuhr sie mit der Hand über die Stirne und sagte zur Oberhofmeisterin gewandt:

„Es ist unerträglich heiß im Zimmer! Lassen Sie ein Fenster öffnen, Frau Herzogin!"

Die Oberhofmeisterin schellte, und eine der Hofdamen trat ein.

„Oeffnen Sie ein Fenster, Gräfin!" — sagte sie. Die Eingetretene gehorchte und zog sich sodann wieder unter tiefen Verbeugungen zurück.

„Der Abend ist so schön!" — fiel hier Salvaterra ein, — „Majestät sollten noch etwas frische Luft athmen!"

„Ja! ja!" — rief Marie Louise heftig — „Hochwürden hat Recht. Wir wollen frische Luft athmen." Und mit diesen Worten stand die Königin auf. Sogleich trat auf einen Wink der Oberhofmeisterin das Gefolge ein, und man begab sich auf eine Terrasse, die sich unmittelbar an die Gemächer der Königin lehnte.

Es war gegen zehn Uhr und die Nacht brach bereits an. Aber welch eine Nacht! Nur Spanien kennt solche

zauberhafte Nächte; so mild und doch auch zugleich so labend, so erquickend! — Unzählige Sterne funkelten in unbeschreiblicher Pracht am Firmamente und ihr freundlicher Blick aus den unendlichen Fernen zu den armen Sterblichen herabgesandt, weckte in jedem fühlenden Herzen jene unbestimmte Sehnsucht, die so leicht zur Wiege der Liebe wird — der irdischen und der himmlischen! Und welche berauschende Düfte stiegen ringsumher aus den Millionen Blüthenkelchen der Orangenbäume und der tausenderlei anderen Blumeu auf.

Die Königin war entzückt. Die Stille, die Umgebung, — Alles entsprach in dem Momente ihrer Stimmung. Sie schritt schweigend der Terrasse entlang und lautlos folgte ihr in einiger Entfernung ihr kleiner Hofstaat. Nur Salvaterra war ihr nahe geblieben. Zu ihm wandte sie sich denn auch nach einigen Minuten mit dem, aus tiefster Seele kommenden, Ausrufe:

„O Gott! wie schön! wie herrlich!"

„Ja!" — versetzte feierlich der Beichtvater — „der Herr ist groß und seine Welt ist schön! Ruft doch schon der königliche Sänger begeistert aus: „Lobet ihr Himmel den Herrn, lobet ihn leuchtende Sterne!" Wenn aber Eure Majestät belieben, einen in der That wundervollen Anblick des gestirnten Himmels zu genießen, so dürfen dieselben nur um die Ecke biegen. Wenige Schritte weiter, und wir befinden uns auf der Stelle, von welcher aus so häufig Elisabetha von Parma, die Gattin seiner Majestät Philipp V., die flammenden Gestirne beobachtete."

„Und" — setzte Marie Louise lächelnd hinzu — „ihren Günstling und Minister Ripperda, zu zärtlichen Rendez-vous empfing. Nun!" — fuhr sie mit beißendem Spotte fort, — „das Letztere ist bei Uns nicht zu fürchten. Seine Majestät können ruhig schlafen."

In diesem Augenblicke erschallten aus der Tiefe des Gartens die Klänge einer Guitarre und gleich darauf ließ sich eine so bezaubernd-schöne Stimme hören, daß die Königin überrascht stehen blieb. Auch ihr Gefolge lauschte athemlos; denn die Töne, welche die leisen Lüftchen herauftrugen, waren so voll und doch so weich, es lag in dem Vortrage eine so hinreißende Glut der Empfindung, — eine so seelenvolle Leidenschaft, — ein so hinsterbendes Verlangen, — ein so süßes Flehen, — daß jedes Herz unwillkürlich bis in seine innerste Tiefe erschüttert wurde.

Auch die Königin war tief ergriffen; ihre Pulse stürmten, ihr Busen wogte ungestüm, ihre schönen Augen wurden feucht, und wäre die Nacht nicht gewesen, hätte die Glut ihrer Wangen dem scharfen Auge Salvaterras die Bewegung entdeckt, die sich ihres Innern bemächtigt.

So kam es, daß, als das Lied längst schon verklungen war, ihre Stimme noch bei der Frage: „Wem dies Ständchen gelte?" merklich zitterte.

„Majestät" — sagte die Oberhofmeisterin, die sich auf die Frage genähert hatte, in strengem Tone — „es sind die Fenster der Zimmer, die Donna Maria de Molina bewohnt, unter welchen man die Verwegenheit hatte, so nahe dem Flügel der Königin, einen solchen Unfug zu treiben. Befehlen Eu're Majestät, daß eine Un-

tersuchung eingeleitet werde? Der Thurm von Sagovia erwartet den kühnen Verbrecher!"

„Nicht doch, Frau Herzogin!" — entgegnete Marie Louise, — „das wäre ungerecht. Wir verdanken ja Alle dem edlen Sänger einen hohen Genuß."

„Unter den Fenstern der Molina" — sagte hier mit anscheinend sehr gleichgültigem Tone Salvaterra — „dann kenne ich auch den Sänger!"

„Und der ist?" frug die Königin.

„Don Manuel de Godoy" — versetzte der Beichtvater — „derselbe junge Mann, von welchem ich vorhin die Ehre hatte mit Eu'rer Majestät zu sprechen."

„Und er liebt die Molina?!" — frug die Königin etwas sehr rasch.

„Nein!" — sagte Salvaterra mit eisiger Ruhe — „Es ist sein Bruder Louis der sie liebt."

„Und doch diese Serenade unter ihrem Fenster?"

„Auf Bitten Louis. Die beiden Liebenden trennte in der letzten Zeit ein kleines Mißverständniß. Manuels bezaubernde Stimme sollte daher das Herz der Molina erweichen. So hörte ich wenigstens."

„Sieh! sieh!" — sagte die Königin — „die kleine unschuldige Molina kann also auch den Männern die Köpfe verdrehen," — und zu der Oberhofmeisterin gewandt, setzte sie hinzu: „Wir wollen Donna Maria de Molina morgen früh bei Unserm Levée sprechen!"

„Wie Eu're Majestät befehlen!" sagte die Oberhofmeisterin und verbeugte sich tief.

Als Marie Louise sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen und auch die lästige Herzogin endlich verschwunden war, ließ sie sich entkleiden und zu Bette bringen. Aber sie schlief lange nicht ein, und als sich endlich der Gott des Schlafes leise auf ihre schönen Augenlieder niedersenkte und ihr Bewußtsein sich allmählig sanft löste, da schwammen die Klänge jenes Liedes mit einem Bilde zusammen, das ihrem Herzen lieb geworden war. Sie aber lächelte im Schlafe, so süß, so hold wie ein Engel des Paradieses.

VIII.

Als Marie Louise den kommenden Morgen erwachte, war Godoy ihr erster Gedanke. Das Bild des kräftigen blühenden Jünglings mit den Augen voll Feuer und Leben und der entzückenden Stimme, stellte sich immer und immer wieder neben jenes ihres abgelebten, geistlosen und langweiligen Gatten, an welchen sie ohnehin nur die Convenienz geschmiedet. Hatte doch Liebe mit dieser Heirath so wenig gemein, als sie überhaupt selten in jenen Regionen das Motiv der Ehen ist. Marie Louise hatte nicht Carl IV., sie hatte die Krone von Spanien, mit all ihrer Pracht, Macht, Ehre, Herrschaft und den Lebensgenüssen, die sie bieten mußte, geheirathet, und es lag wahrlich nicht an ihr, sondern an dem Zufalle, daß ihr Herz bis dahin noch nicht von einer mächtigen Leidenschaft ergriffen worden war. Da indessen die Sinnlichkeit,

neben der Herrschsucht und dem unersättlichen Hang nach Vergnügungen einen Hauptgrundzug ihres Charakters bildete, so war sie nicht frei von Schuld geblieben. Sie hatte mit der Liebe gespielt und spielend deren Zauberduft geathmet, nie aber deren furchtbare Allgewalt empfunden. Diesmal war es anders. Seit sie Godoy gesehen, seit sie ihn gehört, ging eine wunderbare Veränderung in ihrer Seele vor. Marie Louise konnte sich selbst keine Rechenschaft über das Gefühl geben, das sie bei dem Gedanken an ihn beherrschte; da sie aber von Jugend auf gewöhnt war, allen Regungen ihrer Seele, allen Wünschen ihres Herzens nachzugeben, ohne sie zu prüfen, zu mäßigen oder gar zu unterdrücken, so untersuchte sie auch dieses wunderbare Gefühl nicht, sondern sagte sich nur: ich muß ihn sehen, sprechen, hören; denn er gefällt mir! und da der Mensch stets geneigt ist, sich selbst zu täuschen, wenn die Stimme des Gewissens erwacht, so schrieb die Königin diesen Wunsch theils der Neugierde, theils der Liebe für Musik, zu.

Die Selbsttäuschung ist die Schwester der Selbstsucht. Wie oft verwechseln wir doch unsere Meinung mit der Wahrheit, — die Anforderungen unserer Leidenschaften, mit jenen der Vernunft, der Ehre, der Pflicht. Wie häufig machen wir uns glauben, es treibe uns nur die Begeisterung für irgend etwas Großes; während sich — näher betrachtet — hinter diese anscheinend so schöne Aufwallung nur unser Ehrgeiz, unser Stolz, unser Streben uns selbst zu erhöhen, oder, wie hier, ein anderes unlauteres Verlangen, verbirgt. In solchen Fällen ist dann das große Wort: „Erkenne Dich selbst!“ am Orte;

aber wie viele Menschen gibt es denn, die zur Selbsterkenntniß Kraft und Willen haben? hier wenigstens, — bei einem von Jugend an durch seine Stellung und seine Schönheit verzogenen weiblichen Wesen, — durfte sie doch wahrlich nicht gesucht werden.

Es blieb also bei Marie Luisen ganz einfach bei dem dictatorischen „ich will ihn sehen; denn er gefällt mir!“ Der Grund war jedenfalls triftig; aber das „wie?“ war nun eine andere Frage.

Erst hatte die Königin freilich vorgehabt, dies „wie?“ durch Donna Maria de Molina vermittlen zu lassen; und aus diesem Grunde war ja auch den Abend vorher der Befehl an die Oberhofmeisterin ergangen: Donna Maria habe bei dem Levée der Königin zu erscheinen. Nach reiflicher Ueberlegung aber, schien es der Letzteren doch zweckmäßiger und weniger auffallend, wenn Don Manuel ihr durch den König selbst zugeführt werde. Sie besann sich daher, während man sie ankleidete, auf die Art und Weise, wie dies am besten geschehen könne, ohne daß ihr Gemahl auch nur eine Ahnung davon habe, daß er damit den heißesten Wunsch ihres Herzens erfülle.

Indem Marie Luise noch in diesen Gedanken versunken war, kündigte die alte Oberhofmeisterin mit dem ersten Glockenschlage der eilften Morgenstunde den Anfang des alltäglichen kleinen Levée's der Königin mit so ernster und feierlicher Stimme an, als habe sie dem entsetzten Hofe den Tod ihrer Majestät anzuzeigen. Die diensthabenden Ehrendamen begaben sich sofort auf die vorgezeichneten Stellen neben und hinter dem Sessel der Königin und fingen nach vorgeschriebener Ordnung die Toilette

ihrer Majestät zu vollenden an. Die Oberhofmeisterin aber, die Herzogin von Feria, umgeben von den Chargen des Hofstaates der Königin, verneigte sich tief, indem sie ihrer Majestät einen Zettel überreichte, auf welchem die Namen derjenigen Personen verzeichnet waren, die den Befehl erhalten hatten, während des Levée's zu erscheinen, oder — in den Vorzimmern harrend — um die Gnade einer Audienz baten. Alles dies war durch die strenge Etiquette vorgeschrieben, die — obgleich seit der Thronbesteigung der Bourbonen lange nicht mehr in ihrer früheren, wahrhaft erdrückenden Last — doch noch immer für die Herrscher wie den Hof eine qualvolle Folter bildete, und dem letzteren die abstoßende und finstere Physiognomie der Zeiten Philipp II. erhalten haben würde, hätte Marie Luisens Vergnügungssucht nicht die Dämme derselben, wo sie nur konnte, zum Entsetzen und großen Aerger der Oberhofmeisterin durchbrochen.

Waren doch durch diese unselige Etiquette die Granden von Spanien, mit wenigen Ausnahmen, an den Hof gefesselt; wo sie, — in der That weniger frei als ihre eigenen Bauern, — ihr Leben in goldner Sclaverei hinschleppen mußten, während ihre ungeheuren Besitzungen verödeten und sie dadurch selbst verarmten. Dieses barbarische System aber, das Spanien dem finsteren und argwöhnischen Philipp II. verdankt, war, seinem Ursprunge nach, lediglich eine politische Maßregel, die Philipp seinen Nachfolgern vermachte, die sie denn auch sorgfältig als eine leitende Staatsmaxime von einer Generation auf die andere verpflanzten. Der Zweck dieses ganzen Systemes aber war, den Adel von dem Volke zu trennen

und diesen zu verhindern, mit dem Volke, wie in England, gegen die Tyrannei der Krone gemeinschaftliche Sache zu machen.

Wie weit aber diese Etiquette ging, beweist der durch sie veranlaßte Tod König Philipp III. Man hatte diesem nämlich, der Kälte wegen, ein Becken mit glühenden Kohlen in sein Zimmer gesetzt. Die Hitze, die davon in sein Angesicht schlug, fiel ihm sehr beschwerlich; gleichwohl ertrug der Monarch diese Unbequemlichkeit mit stoischer Ruhe und Gelassenheit. Da dies indessen die ihn umgebenden Hofleute bemerkten, mahnten sie einen anwesenden Kammerjunker von fürstlichem Geblüte daran, das Kohlenbecken wegschaffen zu lassen. Da dies jedoch zu dem Dienst und Geschäftskreise des Oberkammerherrn, des Herzogs von Uzeda, gehörte, so wagte der Kammerjunker diese Verletzung der Etiquette nicht. Niemand wagte es, und man war genöthigt, den Herzog aufsuchen zu lassen. Bis dieser aber erschien, hatten König Philipp III. einen höchst bedenklichen Rothlauf, an welchem er kurze Zeit darauf starb.

So weit bringen es die Menschen mit ihrer eigenen Thorheit!

Als Marie Luise der Oberhofmeisterin den Zettel abgenommen, traf ihr Auge sogleich auf den Namen Donna Maria de Molina. Sie befahl, dieselbe eintreten zu lassen und ihrer Umgebung: sich auf kurze Zeit zurückzuziehen. Die Oberhofmeisterin erblaßte und machte Gegenvorstellungen, da das Letztere während des Levée's gegen das Herkommen sei. Die Königin aber befahl so entschieden, daß die Herzogin von Feria gehorchen mußte;

doch biß sie sich vor Zorn dabei so heftig auf die Lippen, daß sie zu bluten anfingen.

Maria de Molina, welcher die vor Wuth funkelnden Blicke der Oberhofmeisterin über diese neue Verletzung der Etiquette nicht entgangen waren, trat, da sie den Unwillen der Herzogin auf sich bezog, zitternd ein. Aber wie fand sie sich überrascht, als sie die Königin mit ungewöhnlicher Freundlichkeit und Leutseligkeit empfing, ihr befahl, an ihrer Seite auf einem Tabouret Platz zu nehmen, und sich nun im vertraulichsten Tone über ihr Verhältniß mit Don Louis erkundigte. Während indessen die Königin dabei auf das Sorgfältigste vermied, des Don Manuels zu gedenken, erfuhr sie, — was sie hauptsächlich wollte, — die Bestätigung dessen, was Salvaterra den Abend vorher flüchtig hingeworfen, daß nämlich Louis und nicht Manuel der Geliebte der Molina sei; außerdem aber verpflichtete sie sich, Donna Maria durch ihre Nachsicht, ihr liebenswürdiges Wesen und ihre Theilnahme dermaßen, daß sie im Falle der Noth mit Sicherheit auf die unbegrenzte Ergebenheit des Mädchens rechnen konnte. Damit aber dies vertrauliche Verhältniß vor der Welt und namentlich vor den Argusblicken der Oberhofmeisterin ein Geheimniß bleibe, entließ sie Donna Maria in scheinbarem Zorn, mit der, dem Mächden sehr willkommenen Strafe, auf 14 Tage der Ehre des Dienstes um die Person ihrer Majestät enthoben zu sein.

Das Levée nahm nun seinen gewöhnlichen höchst langweiligen Verlauf und Marie Louise hörte erst auf zu gähnen, als ihr Beichtvater eintrat, sie zur Messe

abzuholen. Es war ja eine Zerstreuung; denn die Religion ist in Spanien eine Art Lustbarkeit. Man geht in die Messe, weil man sonst keinen anderen Spaziergang kennt; man liebt die religiösen Ceremonien, weil sie Zeitvertreib gewähren. Und wer wüßte nicht, daß es gerade die Kirche ist, die dort die schönste Gelegenheit zu verliebten Stelldichein gibt. Und was sind dabei die Processionen anders, als ein Schauspiel voll Glanz und Pracht, das man beschaut, oder in dem man selbst eine Rolle übernimmt.

Als die Königin mit ihrem langen Gefolge, — indem sich die unvermeidliche Oberhofmeisterin nebst vierundzwanzig Damen, acht Pagen, zwei Kammerherrn, zwei Stallmeistern, vierzehn Cavalieren und der Beichtvater ihrer Majestät befanden, — in ihre Appartements zurückgekehrt war, winkte sie dem Letztern, ihr in ihr Privatgemach zu folgen.

Sie schien trüber und ernster gestimmt, als sonst und warf sich, wie von Sorgen gebeugt, in einen Sessel.

„Wir sind recht unglücklich!“ sagte sie dabei.

„Majestät!“ — entgegnete hierauf Salvaterra, der an ähnliche Ausbrüche weiblicher Laune und Ueberdrusses gewöhnt war, — „möge Ihnen der Allmächtige verzeihen, der in den Schooß der an Liebenswürdigkeit reichsten Fürstin auch den größten Reichthum menschlichen Glücks ausgegossen hat.“

„Was hilft Uns all' dies Glück!“ — fuhr die Königin fort — „was hilft Uns der Reichthum der Welt, die Macht aller Unserer Reiche, der Glanz des Hofes,

der Jubel und die Liebe des Volkes, wenn uns gerade das fehlt, auf das sich all' dies stützen muß, wenn es wahres Glück sein soll."

„Ich forsche vergebens nachdem, auf was Eure Majestät zielen!" sagte der geistliche Rath Marie Louisens.

„Wär's möglich! Salvaterra?" — rief die Königin anscheinend staunend, — „Ihr, ein Mann Gottes, könnt den Kummer nicht lesen, der in dem Herzen einer treuen Gattin von Tag zu Tag überhand nimmt?"

Wenn die Marmorzüge Salvaterra's jemals eines Lächelns fähig gewesen wären, so hätte ein solches in diesem Augenblicke um seine Lippen spielen müssen; aber sie waren und blieben so starr wie der Tod und nur sein Blick zuckte so stechend nach seinem königlichen Beichtkinde, daß dieses hoch erröthete, als er sagte:

„Jetzt verstehe ich Eure Majestät. Sie leiden mit dem leidenden Gatten."

Der Ausspruch war doppelsinnig. Beide verstanden ihn; aber die Königin that, als ob sie den versteckten Sinn desselben nicht ahne, indem sie klagend fortfuhr:

„Und sollte Uns der Trübsinn, die Apathie, in welche Unser königlicher Gatte immer tiefer versinkt, nicht schmerzen, nicht beängstigen? — Wir denken Tag und Nacht auf Mittel die Wolken von der edlen Stirne seiner Majestät zu verscheuchen; — Wir lassen es nicht an Zerstreuungen fehlen — aber umsonst! Wie bleich, wie lebensmüde sah König Karl eben wieder in der Messe aus!"

Marie Louise hatte diese Worte mit dem Ausdruck so tiefen Gefühles, einer so anscheinend wahren Trauer gesagt, daß Salvaterra — wenigstens für einen Augenblick — irre an seinem Beichtkinde ward und höchst unangenehm überrascht nach ihr hinschaute. Sprach die Königin wahr, so sah er seine schönsten Pläne gefährlich bedroht. Aber Salvaterra kannte die Weiber, den Hof und die Welt zu gut, um den schönen Worten sofort zu trauen. Sie wird sich schon weiter erklären, dachte er und sagte daher ruhig:

„Majestät! Gott und die Welt weiß, wie besorgt Sie um Ihren königlichen Gatten sind. Sie thun das Unmögliche!"

„Wir thun Unsere Pflicht!" — versetzte Marie Louise — „und glaubt Uns, hochwürd'ger Herr, in diesem Bewußtsein liegt auch einzig Unser Trost. Aber eben deßwegen wollten Wir Uns jetzt wieder Euren Rath erbitten. Was sollen, was können Wir thun, seine Majestät dem Leben wieder zu gewinnen?"

„Hierfür ein Mittel zu finden, dürfte freilich schwer sein!" — meinte Salvaterra. — „Es ist schon fast alles Erdenkliche versucht worden."

„Und doch" — versetzte die Königin — „bliebe vielleicht noch Eines!"

„Welches?"

„Ein geheiligtes sogar, denn es ist der Bibel entnommen."

„Der Bibel?"

„Ja, und wurde gleichfalls bei einem Könige angewandt!"

In diesem Augenblick durchzuckte Salvaterra ein Gedankenblitz. Er war gerettet. Alles jauchzte in ihm auf; dennoch aber verzog sich keine seiner Mienen, indem er mit der unerschütterlichsten Ruhe, sich vor der Königin tief verbeugend, sagte:

„Majestät beschämen mich. Die Krone der Schönheit und Erhabenheit ist Frömmigkeit. David sang vor König Saul!"

Purpurröthe überflog das reizende Antlitz Marie Louisens, als sie endlich ihren Gedanken von Salvaterra ausgesprochen hörte. Sie wandte sich daher, ihre Verlegenheit zu verbergen, einem herrlich gefiederten Papageien zu, der sich in einem Käfige an ihrer Seite befand, und indem sie demselben Zuckerbrod reichte, fuhr sie mit leise zitternder Stimme fort:

„Es kam Uns der Gedanke, als Wir gestern Abend die wundervolle Stimme unter den Fenstern der Molina hörten. Wie wäre es, wenn Eur' Hochwürden dahin wirkten, daß dem Könige Nachricht von diesem Talente würde, vielleicht hörte er Godoy einmal. Wir versprechen Uns viel davon."

„Der Gedanke ist vortrefflich!" meinte der Beichtvater.

„Aber es darf nicht scheinen, als ob er von Uns ausginge!" — warf rasch die Königin ein, die sich noch immer mit dem befiederten Günstlinge beschäftigte.

„Versteht sich!" — sagte Salvaterra — „Seine Majestät müssen selbst auf den Gedanken kommen, dann interessirt er auch Hochdieselben doppelt!"

„Aber wie das machen?“

„Das übernehme ich.“

„Tausend Dank!“

„Es ist nur meine Pflicht, mein königliches Beichtkind in der Erfüllung seiner Pflichten zu unterstützen!“ sagte Salvaterra.

Die Königin gab dem Papagei ein zweites Zuckerbrod.

„Und nun?“

„Ich erbitte mir die Gnade, mich entfernen zu dürfen! Ich werde sogleich an's Werk gehen.“

„Gut, lieber Salvaterra, so geht!“

Und die Königin verabschiedete ihren Beichtvater auf das Gnädigste. Salvaterra aber schritt im Triumph den Gemächern des Königs zu.

Als er den anderen Flügel des Schlosses erreicht, und eben in einen der ungeheuren Vorsäle treten wollte, durch welche man zu den Appartements des Königs gelangte, begegnete ihm Florida-Blanca. Der Minister kam vom Könige und schien sehr verstimmt. Salvaterra bemerkte es auf der Stelle und frug daher, indem er seiner Stimme einen theilnehmenden Ton zu geben suchte, nach der Ursache.

„Theurer Freund!“ — entgegnete Florida-Blanca — „ist es nicht zum Verzweiflen, wenn man seine Zeit, seine physischen und geistigen Kräfte, ja sein ganzes Leben an eine große Idee setzt und stets und immer in deren Ausführung durch das Entgegenstreben bornirter Köpfe gehindert wird?“

„Was ist denn wieder geschehen?“ frug Salvaterra weiter.

„Was hier leider alle Tage geschieht!“ — sagte der Minister in edler Aufwallung — „Während ich nur das Wohl des Landes im Herzen trage, vereitelt die erbärmlichste Selbstsucht meine Pläne; während ich suche ein großartiges Staatsgebäude aufzuführen, unterwühlen Maulwürfe den Boden.“

„Und von was handelt es sich?“

„Von einem tüchtig ausgearbeiteten Plane zur Verbesserung der Volksschulen.“

„Vortrefflicher Gedanke!“

„Gewiß! der aber auch nur Gedanke bleiben wird.“

„Und warum?“

„Weil der König den Entwurf verwarf.“

„Ohnmöglich?“

„Thatsache. Ich hatte den Entwurf mit eigner Hand niedergeschrieben und die Sache geheim gehalten, damit mir meine Feinde, die auch die Feinde Spaniens sind, nicht beim Könige zuvorkommen sollten. Ihr wißt ja, Salvaterra, wie sich leider seine Majestät in Allem, was nicht die Jagd betrifft, leiten und bestimmen läßt.“

„Ob ich es weiß!“

„Nun was denkt Ihr, was geschehen?“

„Wie kann ich es errathen?“

„Als ich heute Morgen im engeren Staatsrathe und in Gegenwart seiner Majestät die Sache vortrage, kennt sie schon Jedermann....“

„Unmöglich!“

„Und den König hat man schon dermaßen dagegen eingenommen, daß er sie geradezu und mit einer Entschiedenheit verwirft, die ich sonst nicht an ihm gewöhnt bin.“

„Und haben Eure Excellenz keine Ahnung, auf welche Weise seine Majestät Kunde von jenem Entwurfe erhielt?“

„Keine! aber so viel steht fest, daß meine Schreiber Spitzbuben sind, die die Geheimnisse ihres Vorgesetzten verrathen. Sie wandern Beide noch vor Sonnenuntergang in den Thurm von Segovia!“

Und mit diesen Worten ging der Minister ärgerlich seines Weges. Der Beichtvater der Königin aber freute sich, daß ihm sein finsteres Treiben auch hier so gut gelungen sei, und nahm sich vor, den Kammerdiener des Ministers als ein höchst brauchbares Werkzeug reich zu belohnen. Dann schritt er rasch weiter, seinen Collegen, den Beichtvater des Königs, aufzusuchen.

Unser großer Göthe sagt einmal: „Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt, und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der aber nur dann diesen Namen verdient, wenn er in diesen großen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element; ja, ich darf wohl sagen, auch an uns, aber tief in uns

liegt die schöpferische Kraft, die alles in uns erschafft, und uns nicht ruhen und rasten läßt."

Diese Worte bezeichnen charakteristisch das Wesen Salvaterra's. Das große Räthsel seiner ungeheuren Macht lag ganz einfach darin, daß er durch unsichtbare Fäden fast alle Hauptpersonen des spanischen Hofes lenkte und gängelte und eben dadurch die Umstände bestimmte, wie sie ihm zu seinen Plänen paßten. Von diesen Plänen aber wußte am ganzen Hofe von Madrid Niemand etwas, als er selbst. Eben so räthselhaft blieb es, „warum" und „wodurch" selbst sein College, der Beichtvater des Königs, der öffentlich einen höheren Rang einnahm, als er, ihm im Geheimen unbedingt untergeordnet war. Aber auch dieses Verhältniß bedeckte vor den Augen der Welt ein Schleier des Geheimnisses.

IX.

Drei Tage nach dieser Begebenheit ereignete sich Folgendes:

Don Manuel de Godoy, der gerade keinen Dienst hatte, schlenderte Arm in Arm mit einem Freunde um die elfte Vormittagsstunde über die Puerta del Sol.

Diese Puerta del Sol, die eigentlich Madrid im Kleinen darstellt, und die Stadt ziemlich in vier gleiche Theile absondert, hat, als Hauptsammelplatz für ihre Bevölkerung zu wenig Raum. Sie ist schmal und bei einer unbedeu=

tenden Länge stellenweise nicht einmal so breit, als die Alcalastraße. Ihr Umfang wird überdies noch durch einen großen steinernen Springbrunnen vermindert, der östlich am Eingange der beiden Straßen de San Geronimo und Alcala gerade vor der Kirche steht. Warum dieser Platz Puerta del Sol (Sonnenthor) genannt wird, ist schwer zu entscheiden, da sich längst kein Thor mehr hier befindet; doch möchte wohl in den ältesten Zeiten Madrid hier mit einem Thore geendet haben.

Welch' ein Leben aber auf diesem Platze, — diesem Herzen der Hauptstadt, — besonders um die Stunde, um welche ihn heute Don Manuel betrat.

Wie das sauste und brauste, schwatzte und lachte, lärmte und schrie, sang und pfiff, ging und rannte! Hier schlichen Hunderte von Mädchen und Taschenspielern umher, die es in der Kunst zu betrügen und anzulocken bis zur Virtuosität gebracht hatten. Dort boten Lohnlakaien ihre Dienste an, um den Sorglosen bei der ersten besten Gelegenheit zu bestehlen; schmutzige Schuhputzer zählten während ihres Geschäftes eine ganze Liste von Damen her, zu welchen sie den Fremden um einige Quart zu führen sich anboten. Blumenverkäuferinnen, hübsche niedliche Figürchen, offerirten ihre Waare und ihre Herzen, und wie diese mit ihren frischen Sträußchen Auge und Nase entzückten, so erfüllten eine Menge langbärtiger Mönche mit ihrem widerlichen Zellengeruch die Atmosphäre, indem sie zugleich die Gläubigen um Meßgelder und Almosen por los dolores de la santissima madre de dios (um der Schmerzen der heiligsten Muttergottes willen) anbettelten und dabei unter allerlei frommen Gebärden Heiligenbilder

verschenkten. Kaum aber hatte Manuel Zeit, dem Treiben dieser Gottesmänner zu folgen, denn schon schlüpften zwischen diesen ernsten Gruppen zierliche, meist in Seide und Sammt gekleidete Barbiere durch; Kammermädchen erspähten einen günstigen Augenblick, ein Billet doux irgend einem Glücklichen in die Hände zu spielen; zerlumpte Gestalten wetteiferten, Früchte und sonstige Erfrischungen zu verkaufen; Kleidertrödler belästigten den Vorübergehenden; Juwelenhändler trugen ihre Waaren an und suchten dabei jeden Vortheil auf rechtem und unrechtem Wege, wie es ihnen gerade bequem war. Soldaten durchstreiften mit barscher Gebärde die Menge, während überall, wo sich ein Leibgardist sehen ließ, alle Welt voll Ehrfurcht zurückwich, — der Hidalgos nicht zu gedenken, die mit ächt spanischer Grandezza langsam und ernst mit ihren Donnas, wie Fürsten über den Platz schritten. Nach und nach ward das Gedränge so stark, daß Manuel und sein Freund Mühe hatten, vorwärts zu kommen. Jung und Alt, Vornehme und Niedrige, Reiche und Arme, Müßiggänger und Geschäftsleute strömen hier zusammen; Alles suchte, drängte, haschte, lebte, webte und strebte auf tausend Wegen der Lust, dem Gewinne oder dem Unterhalte nach. Aber wie drängten sich erst Gruppen von Hunderten um die Anschlagezettel, die zu Dutzenden an den Eckhäusern angeheftet waren und in buntem Gemisch einen hundertjährigen Ablaß auf irgend ein Heiligenfest, ein Stiergefecht, ein Trauerspiel, Verkaufsanzeigen, einen Todesfall u. s. w. verkünden; — während nicht weit davon ein Novelador (ein Verfasser von Neuigkeiten) einen Haufen Noveleros (Neugieriger) um sich versammelte.

Und gar an den Tischen der Memorialistas, wie ging es da zu?!

Diese Memorialistas sind öffentliche Schreiber, mit allen juridischen Spitzfindigkeiten vertraut und daher für das gemeine Volk nicht nur die Verfertiger von Liebes- und sonstigen Briefen, sondern auch von allen Arten von Gesuchen. Man könnte sie die Advokaten des Volkes nennen. Wie ernst und feierlich saßen sie da, ihre Mäntel gravitätisch um sich geschlagen und nur den rechten Arm enthüllend, um die Löcher ihres Gewandes nicht sichtbar werden zu lassen. Eine Feder hinter dem Ohre war das Merkzeichen ihres Geschäftes. Wogte und drängte es nun auch auf allen Seiten der Puerta del Sol, so konnte man sich hier in der That kaum mehr fortbewegen und Manuel und sein Freund sahen sich daher, als sie der Zufall in die Nähe dieser Memorialistas geführt, plötzlich wie von einer lebendigen Mauer eingekeilt, so daß sie weder vor, noch rückwärts konnten. Sie überließen sich demnach geduldig der lebendigen Strömung, als die Menge mit einemmale so gewaltsam zurückwich, daß Manuel unstreitig zu Boden geworfen worden wäre, hätten ihn die Massen, die sich hinter ihm nachschoben, nicht gehalten. Verwundert schaute er auf, und erblickte einen jungen Mann, der sich mit brutaler Gewalt Bahn durch das Gewühl brach, indem er augenscheinlich ein weibliches Wesen, das fast noch Kind schien und ängstlich vor ihm floh, verfolgte. Manuel erkannte sogleich in ihm den Edelmann von Rang, da seine Kleidung überaus reich und kostbar war, und von der Agraffe seines Hutes ein prächtiger Smaragd blitzte. Sein gebräuntes Gesicht, das den

Ausdruck eines unbändigen Stolzes trug, war indessen fast häßlich zu nennen und wurde noch durch eine Narbe entstellt, die von der linken Wange quer über die Nase nach der Stirne lief.

Godoy hatte diese Bemerkungen kaum machen können, als der junge Hidalgo auch schon nahe bis zu ihm gekommen. Hier aber ward er für einen Moment in seinem raschen Vorwärtsdringen gehemmt, da die Gasse, die das Volk dem stolzen Jünglinge theils ehrerbietig, theils erschrocken bildete, durch einen blinden Bettler, der den ihn sonst leitenden Knaben im Gedränge verloren hatte, versperrt wurde. Der unglückliche Greis tappte ängstlich umher, und als ihm der junge Edelmann zornig ein: „Aus dem Wege, Lumpenpack!" entgegen donnerte, ward er nur noch verwirrter und trat mit vorgestreckten Händen gerade auf diejenige Seite, auf welcher Jener sich gewaltsam durchdrängen wollte, Beide stießen daher auf einander und schon faßte der Jüngling zornflammend nach dem Bettler, um ihn zur Seite zu schleudern, als Don Manuel mit Entschlossenheit dazwischen trat.

„Was soll es?!" — rief in diesem Augenblicke mit funkelnden Augen der junge Mann mit der Smaragdagraffe — „wer wagt es dem Fürsten von Marantea entgegenzutreten?"

„Ein Edelmann, wie Ihr seht!" — entgegnete eben so stolz Don Manuel — „ein Edelmann, der die Ehre hat, seiner Majestät König Karl IV. zu dienen und in dessen Adern so reines Blut fließt, wie in den Adern irgend eines Granden von Spanien."

„Hoho!“ — rief der Andere höhnisch — „Euren Namen!“

„Don Manuel de Godoy!“ — entgegnete dieser.

Da zuckte der Fürst von Marantea zusammen, als habe ihn eine Schlange in den Fuß gestochen; denn er hatte ja erfahren, daß die beiden Godoy als überzählig in die Leibgarde aufgenommen worden waren, während man ihn zurückgewiesen. Sein Zorn steigerte sich daher nur noch bei dem verhaßten Namen und sein Entschluß, sich zu rächen, war gefaßt.

„Godoy!“ — lachte er laut auf — „vortrefflich; aber ich glaubte Euer Handwerk sei das eines Matadores; in der königlichen Leibgarde gibt es doch keine Stiere zu tödten?“

„Da Ihr nicht aufgenommen seid, nein!“ — sagte Manuel kalt und verächtlich.

Das war zu viel. Der Fürst griff nach dem Degen. Da aber das Volk die Worte Godoy's mit jubelndem Bravorufen begleitete, und bei der letzten Bewegung Marantea's eine drohende Haltung annahm, so fand dieser es doch gerathener eine passendere Gelegenheit, sich zu rächen, abzuwarten. Er sagte daher mit wutherstickter Stimme:

„Morgen Abend mit Sonnenuntergang im Thal des Manzanares, an dem Kreuze des heiligen Jago!“

„Abgemacht!“ — erwiederte Manuel, und der Fürst schritt unter dem Pfeifen der Menge weiter, so schnell als möglich in die Staße de los Preciados einbiegend.

Noch aber war er keine zehn Schritte entfernt, als

Manuel seinen Bruder Louis mit glühendem Gesichte und freudestrahlenden Mienen auf sich losstürzen sah.

„Victoria!" — rief er schon von weitem, indem er sich mühsam durch das Gedränge durcharbeitete, das der Streit der jungen Männer noch vermehrt hatte. „Ich suche Dich schon seit einer Stunde in ganz Madrid!"

„Nun?" — frug erstaunt Manuel — „welche Glücksbotschaft hast Du mir denn zu verkünden? Denn etwas Gutes muß es sein, das verräth mir Dein strahlendes Gesicht!"

„Rathe!"

„Wie kann ich?"

„Ich bitte Dich, rathe!"

„Nun — der Tag Deiner Heinrath mit Maria ist festgesetzt?"

„Nein!"

„Unser Vater ist angekommen?"

„Nichts da?"

„Nun, was denn? . . ."

Hier zog Louis lächelnd ein Papier aus seiner Brusttasche, hob es in die Höhe und rief:

„Brüderchen! Du bist . . . .!"

„Nun?" . . .

„Exentos!" *)

„Ohnmöglich!" — entgegnete Don Manuel, — „Du scherzest. Wie sollte ich, der nur als überzählig

*) Oberstwachtmeister der königlichen Garde und Stabsoffizier.

aufgenommen wurde und auch noch nicht die kleinsten Verdienste hat, — wie sollte ich jetzt schon, nach kaum zwei Monaten, avanciren, zumal ja viel ältere und würdigere Cameraden da sind."

„So lies!" — rief Louis, der sich vor Freude nicht kannte. — „Hier ist das Patent; von seiner Majestät eigenhändig unterzeichnet."

Don Manuel trat mit seinem Freunde und dem Bruder auf die Seite, öffnete das Papier und las. Es war in der That wie Louis gesagt hatte.

„Aber um Gottes und aller Heiligen willen!" — rief er fast verwirrt vor Ueberraschung — „so erklärt mir doch . . . . ."

In diesem Momente fühlte Don Manuel de Godoy, daß man ihm Etwas in die rechte Hand hatte gleiten lassen. Er sah nach und hielt ein Briefchen ohne Aufschrift. Ein Barbier war in demselben Augenblick vorübergehuscht. Als Manuel das Schreiben entfaltete, fand er die wenigen Worte:

„Don Manuel de Godoy wird Morgen in der Mittagsstunde Seiner Majestät für die Ernennung zum Exentos seinen Dank aussprechen."

„Der Unsichtbare."

„Nun?!" — frugen alle drei junge Männer auf einmal.

„So es ist doch Wahrheit!" — sagte Don Manuel und drückte die Hand an die Stirne, denn der Kopf brannte ihm.

X.

An demselben Tage gegen Abend saß Linda de Illescas in einer Laube ihres Gartens. Die Hitze hatte bereits nachgelassen und eine erquickende Luft strich durch die Blätter der Bäume und Gesträuche, die in manichfachen Anlagen bald Alleen, bald leicht hingeworfene Gruppen bildeten.

Prächtige Granatbäume, mit ihren lanzettförmigen Blättern und kurzgestielten scharlachrothen Blumen, wechselten anmuthig mit den weißblühenden Myrthenhecken und den dunkelgrünen Lorbeerbäumen ab, zwischen welchen sich hie und da die silbernen Strahlen eines Springbrunnens sehen ließen.

Ueberall herrschte Ruhe und Frieden, die durch das Lied einer fernen Nachtigall und der flötenden Töne einer Singdrossel nur noch gehoben wurden.

Und wie stimmte mit dieser Umgebung das Bild des reizenden Mädchens überein, das in der Laube saß, mit dem einen Arme das liebe, träumerische Köpfchen stützend, während der andere in Gedanken auf den Schooß niedergesunken war, und die niedlichen Finger mechanisch mit den Blättern eines Buches spielten.

Welche Harmonie in dem ganzen Gemälde! — welche Ruhe und welcher Friede auch in diesen Zügen — und in dieser Seele.

Aber Linda de Illescas gehörte jetzt auch kaum der Außenwelt an. Ihr Geist hatte sich in sich selbst ver-

senkt; — er lebte und webte in der „inneren Welt“, die sie in ihrer Brust trug.

Wenn sich über dem Haupte des Erdenpilgers der Himmel getrübt hat, wenn der Donner rollt, die Blitze leuchten, und der Sturmwind ihm entgegenheult, wie freudig begrüßt er alsdann ein schützendes Obdach, — wie gerne kehrt er da ein!

Auch der Lebensweg, den Linda bis dahin zurückgelegt, war ein rauher gewesen, und auch sie — obgleich fast noch Kind — hatten die Stürme so manchen Mißgeschickes schon umbraust. Kannte doch Linda nicht einmal ihre Mutter, die sie mit der Geburt verloren; schlummerten doch auch ihre einzige Schwester und ihr Vater schon im kühlen Schooße der Erde; — und waren doch zwischen diesen so traurigen Ereignissen Jahre eines einsamen, fast klösterlichen Lebens, Jahre der Entsagung und Prüfung an ihr vorübergezogen.

Da hatte denn die kleine Linda schon frühe gelernt, vor den Schlägen des Schicksals ein Obdach in sich selbst zu suchen, und so war sie heimisch geworden in ihrem eigenen Inneren und hatte sich hier eine kleine, stille aber beseligende Welt erbaut.

So war sie ein in sich selbst abgeschlossenes, reiches, starkes und zufriedenes Gemüth geworden, und während Tausend andere Mädchen ihres Alters ihre Zeit mit buntem Tand ausfüllten und in dem Strudel der Außenwelt vergebens nach Befriedigung haschten, fand sie in dem Umgange mit ihren Gedanken eine reiche Quelle der reinsten Beseligung. Freilich trug hierzu Bruder Anselmo nicht wenig bei, da er Linda die Schätze

des Wissens erschloß und das Auge ihres Geistes in dem großen Evangelium der Natur und in den nächsten und fernsten Jahrhunderten der Geschichte zu lesen lehrte. Durch alles dies hatte Linda aber auch eine ungewöhnliche Selbstständigkeit, dem Leben gegenüber, gewonnen. Sie bedurfte der Außenwelt fast nicht, und kehrte ihr, wenn diese sie zurückstieß, lächelnd den Rücken, indem sie sich in das stille Paradies ihrer inneren Welt flüchtete, wo sie Herrin war.

Und in der That! von was können wir denn sagen: „Es ist wirklich mein!“ als von der Welt, die wir in unserer Brust tragen. Nur hier, und nur hier allein, können wir schaffen und gestalten, wie wir wollen; vermögen wir die Ergebnisse in der Außenwelt so zu verarbeiten, daß wir weiser und besser werden. In diesem stillen Umgange mit unseren Gedanken und Gefühlen, da haben wir nicht, wie im Umgange mit den Menschen, Täuschungen, Verläumdungen, Kränkungen und Zurücksetzungen zu befürchten; — er erregt in unserer Brust keinen Neid, keinen Zorn, keinen Haß; sondern jeder Moment in dieser Welt verlebt, macht uns glücklicher, zufriedener, edler.

Und wie spiegelte sich dieser innere Friede, diese stille Glückseligkeit, die jetzt noch von der Liebe so mächtig gehoben wurde, gerade in diesem Momente in den reizenden Zügen Donna Illescas.

Die Liebe ist ja an und für sich keine Leidenschaft, die den Frieden der Seele untergräbt, dazu machen sie nur die Menschen; — die Liebe ist, ihrem göttlichen Ursprunge nach, die seligste Befriedigung. Und Linda kannte

sie nur in der letzteren Weise. Es war bis dahin mit ihr gewesen, wie mit einer reizenden Landschaft, in der Alles auf das Schönste und Lieblichste geordnet ist; deren sämmtliche Einzelheiten die vollkommenste Harmonie athmen, über die sich aber ein trüber Himmel eintönig gelagert hat. Wir bewundern sie, aber sie läßt uns kalt; ja, ihre trübe Stimmung geht in unsere Seele über. Da plötzlich verscheucht ein frischer Wind die Wolken. Die Sonne strahlt in ihrer ganzen Pracht am reinen azurblauen Himmel, und ihres Lichtes Fülle übergießt die freundliche Gegend mit einem niegeahnten Zauber. Da wird heiter was ernst, lebendig was todt, entzückend was reizend war; — da steht urplötzlich ein Paradies voll Leben und Seligkeit vor unseren trunkenen Blicken, und höchstes Leben und reinste Seligkeit ist es, die Herz und Geist in vollsten Zügen schlürfen!

Wie staunte Linda selbst über diese Veränderung in ihrem Inneren. War sie früher mit sich selbst glücklich gewesen, hätte sie jetzt selig aufjauchzen können. Hatte sie früher einen Himmel in der Brust geahnt, so trug sie ihn nun in der That in ihrem Herzen.

Im Vollgenusse dieser beglückenden Gefühle, saß sie denn auch jetzt in der Laube ihres Gartens, den Frieden athmend und selbst ein Bild des Friedens, als Manuel, der schöne, blühende Jüngling, mit der edlen Gestalt und dem in jugendlichem Uebermuthe blitzenden Auge eintrat. Eine doppelte Glorie strahlte aus seinen Zügen. Er eilte ja in die Arme seiner geliebten Linda und hatte ihr ein neues Glück zu verkünden.

„Linda! Linda!“ — jubelte er daher schon von

Ferne. — „Süßes Bräutchen! ich bringe eine gute Botschaft mit!“

„Die beste ist,“ — rief Linda, und eine unbeschreiblich reizende Röthe flog leise wie angehaucht, über die Wangen des Mädchens, — „die beste ist, daß Du Deine Linda nicht vergessen hast.“

„Vergessen?!“ — wiederholte Don Manuel, indem er, bei ihr angelangt, seinen Arm um sie schlang und einen Kuß auf ihre Lippen drückte. — „Das würde heißen, sein eigenes Leben vergessen; vergessen zu athmen, zu fühlen, zu denken, zu sein! — Nein, mein Herz, seitdem ich Dich liebe, ist meine Seele so ganz Eines geworden mit der Deinen, daß ich in der That gleichsam doppelt lebe. Ich kann nicht denken, ich denke Dich mit; ich kann nicht fühlen, ohne — so zu sagen — auch für Dich zu fühlen!“

„Wie wunderbar!“ — rief Linda — „Du sprichst aus, was auch in mir vorgeht! Seitdem ich Dich kenne, Manuel, Dich liebe und namentlich seitdem ich Deine Braut bin, gehöre ich eigentlich gar nicht mehr mir an. Tief und mächtig fühle ich es, daß von nun an meine schönste Pflicht sein wird, nicht mehr mir, sondern nur Dir zu leben! Daß ich mein Glück nirgends anders als in Deiner Beglückung — meinen Beruf, meine Welt, nur im stillen häuslichen Kreise zu suchen habe.“

„Und ich fühle“ — sagte Manuel, indem er sich neben Linda in der Laube niederließ — „daß der Mann, so lange die Liebe sein „Ich“ nicht ergänzt, eigentlich nur ein halbes Selbst ist. Seitdem ich Dich liebe, schlägt mein

Geist die Flügel wie ein Sturmvogel. Der Sinn für Höheres ist mächtig in mir gewachsen. Noch als ich nach Maddri kam, beschränkte sich mein ganzer Ehrgeiz darauf, in die königliche Garde aufgenommen zu werden und hier wo möglich in Rang und Ehre zu steigen; jetzt — jetzt fühl' ich einen wunderbaren Drang in mir, mehr für die Welt zu sein. Ich möchte schaffen, ich möchte wirken, Dir, süße Seele und dem Vaterlande nützlich werden. Ich möchte groß, berühmt, glänzend dastehen; — nicht um meinetwillen, sondern um Dich, meine Linda, von aller Welt angestaunt, verehrt, vergöttert zu sehen!"

„O nicht doch!" — rief hier Linda, indem sie sich fast ängstlich an den Jüngling anschmiegte, aus dessen Augen Lebensmuth und Thatendurst blitzte — „laß uns das Glück nicht nach Außen suchen, es ist falsch und bleibt nur dem treu, der sich in bescheidener Zurückgezogenheit selbst treu bleibt. Der Mensch kann in jeder Lage des Lebens unendlich viel Gutes thun, Edles schaffen, Nützliches vollenden; aber die Hauptsache, sich selbst treu bleiben, das kann er um so weniger, je höher er da draußen steht! Ach, Theurer!" — fuhr hier Linda fast wehmüthig fort, indem sie ihr reizendes Köpfchen an Manuels Schultern lehnte — „schaue Dich doch nur im Leben um; die Liebe sollte für alle Menschen der volle Inhalt ihres Lebens sein, und was ist sie bei den Meisten, neben der Ehrsucht, der Habgierde, der Herrschsucht? Was anders, als ein dürftiges Almosen. Ich möchte nicht von Almosen leben."

„O theures, liebes Wesen!" — rief Manuel und schloß Linda in seine Arme — „das sollst Du wahrlich

auch nicht! So wahr ein Gott lebt! ich werde stets mit Freuden alle Wünsche meines Herzens meiner Liebe opfern."

„Aber" — versetzte Linda — „bin ich nicht selbst ein eigennütziges Kind, daß ich nur von meiner Liebe mit Dir rede?"

„Nein!" — versetzte hier eine milde Stimme, die Beide sogleich für die des Bruder Anselmo erkannten, der hier auch wirklich in die Laube trat, — „sprecht nur immer von Liebe, sie ist das Heiligste, von dem der Mensch reden kann, denn in ihr hat Gott seine ewige Schöpfer-Urkraft dem todten Stoffe einverleibt."

Und mit diesen Worten reichte Bruder Anselmo jedem der Beiden eine Hand hin. Sie drückten sie herzlich, und Manuel erzählte nun von seiner so plötzlichen als wunderbaren Ernennung zum Exentos.

Linda freute sich um so aufrichtiger darüber, als nun ihrer gegenseitigen ehelichen Verbindung auch in pecuniärer Beziehung nichts mehr im Wege stand und sie außerdem dieses Avancement den Verdiensten Manuels zuschrieb, was dieser aber aufrichtig genug war, zu widersprechen. Anselmo blieb längere Zeit still; ihm mochte das Geheimnißvolle dabei nicht gefallen. Um jedoch Linda's Glück nicht zu trüben, nahm er sich vor, Don Manuel erst dann ernstlich zu warnen, wenn er einmal mit ihm allein sei, er sagte daher nur:

„Ich freue mich mit meinem Freunde, daß ihm diese Stellung ward; aber ich beneide ihn nicht darum. Es ist etwas ganz Eigenthümliches mit dem Leben in der großen Welt. Wie es der Tummelplatz aller Leiden-

schaften ist, so schafft es auch zumeist nur Leiden, und was die Menschen seine Freuden nennen, sind zumeist nur flüchtige Reize. Wo ist da ein Gedanke an Ruhe der Seele, an innere Harmonie, an wahres Glück zu finden, die alles nur Blüthen einer festbegründeten moralischen Freiheit sind; — moralischer Freiheit, die wiederum nur in einem festen Charakter ihren Boden findet."

„Und warum sollte es in jenen höheren Sphären der menschlichen Gesellschaft an festen Charakteren fehlen?" — frug Don Manuel.

„Weil es dort, wo jeder mit dem Strome schwimmen muß, der fortkommen will, unermeßlich schwer ist, sich Selbstständigkeit zu erhalten!" — sagte Anselmo — „ohne Selbstständigkeit sich aber kein Charakter bilden kann. Man wird glätter, aber nicht edler und besser; wie der Krystall, den die Wellen des Stromes mit fortschieben, nach und nach seine Kanten abschleift und rund — deswegen aber doch niemals ein Diamant wird."

Manuel nannte als Gegenbeweis Florida-Blanca; Bruder Anselmo aber sagte:

„Allerdings ist dieser Mann einer der wenigen Hochgestellten, bei welchen man einen großen Charakter anerkennen muß; aber wie lange wird er denn auch noch seine Stellung gegen die Kabalen des Hofes erhalten können? Und wehe ihm, wenn er stürzt; er steht zu hoch, um bei einem Falle nicht zerschmettert zu werden!"

Das Gespräch setzte sich nun noch eine Zeit lang über diesen Gegenstand fort; wie es aber bei Liebenden zu gehen pflegt, ehe man es sich versah, war es wieder

bei dem Punkte angelangt, von dem es ursprünglich ausgegangen, nämlich — — bei der Liebe.

Anselmo horchte lange schweigend zu; sein melancholischer Blick ruhte mit einem sonderbaren Ausdrucke von Schmerz und Lust auf dem glücklichen Paare, und hätte dieses nicht so viel mit sich selbst zu thun gehabt, es würde weder Linda noch Manuel entgangen sein, daß sich Bruder Anselmos Augen bald feuchteten, bald in einer fast übernatürlichen schwärmerischen Glut aufleuchteten.

Als Linda endlich aus ihrem glücklichen Selbstvergessen durch einen zufälligen Blick auf Anselmo aufgeschreckt wurde, durchzuckte es schmerzlich ihre Seele. Ihr weibliches Zartgefühl errieth, wie unendlich viel der Freund bei dem Anblick ihrer beiderseitigen Seligkeit leide. Sie reichte Anselmo daher mit einem Blicke, der um Verzeihung flehte, die kleine Hand hin, die der sonst so stille Mann aber diesmal mit leidenschaftlicher Glut an seine Lippen führte. Donna Illescas fühlte zugleich eine Thräne auf die Hand niedergleiten.

Linda und Manuel errötheten. Bruder Anselmo aber war, als er sein Haupt wieder erhob, bleicher denn je, während seine Züge das Gepräge einer wunderbaren Verklärung trugen.

„Vergebung!“ — sagte er dann mit unendlicher Milde — „Vergebung! Es gibt Momente der Erinnerung, welche ein ganzes Menschenleben zusammenfassen; dann rauschen die Ströme der Zeit unter uns dahin, dann sinkt die Welt mit all' ihrem flimmernden Tand in

Vergessenheit, alle Farben blitzen in höherem Lichte, der Jubelruf der Schöpfung schmettert in unser Ohr, weit offen stehen vor unseren Blicken die Pforten des Himmels und namenlose Wonne füllt unser Herz. Auch ich habe einst geliebt, und dieser Moment erinnerte mich an die glücklichste Stunde meines Lebens. Sie brach zusammen unter den furchtbarsten Donnerschlägen des Geschickes und begrub unter ihren Trümmern mein irdisches Glück. Aber die Liebe stirbt nicht! Verklärt entstieg sie der Gruft und hauchte mich an mit dem Oden jener Welt. Seitdem weiß ich: die reinste Liebe ist Gott und Gott ist die Liebe; — seitdem erkannte ich: daß ihr Cultus die Urreligion des Weltalls, der Boden ist, aus welchem die himmlische Pflanze wahrer Religiosität entsproßt; — seitdem legte ich Name, Rang und Stand nieder und ward ..... ihr Priester!"

Anselmo schwieg. Es war dunkel geworden; kein Lüftchen regte sich, die Blumen dufteten stärker, die ferne Nachtigall rief in langen, gezogenen Tönen und klagend antwortete ihr eine andere aus dem benachbarten Dickicht.

„Auch Ihr habt geliebt!" — sagte endlich nach längerem Schweigen Don Manuel, indem er seine Hand auf Bruder Anselmos Schulter legte, — „und die Erinnerung schwellt Euer Herz in Seligkeit und Wehmuth. Kann es Euch erleichtern, so schüttet es aus; Ihr wißt, wie innig wir Euch ehren, wie aufrichtig wir Schmerz und Lust mit Euch tragen!"

„Ja!" — entgegnete Anselmo — „die Stunde ist gekommen, da auch Ihr, Donna Illescas, wissen

müßt, was ich Euch so lange vorenthalten und was Euch doch so nahe berührt. Als mir sterbend Euer Vater die Sorge für Euer geistiges Wohl an das Herz legte, mußte ich ihm versprechen, den Schleier dieses furchtbaren Geheimnisses nicht eher zu lüften, bis ich Euren Geist als stark genug erkannt, das Zermalmende zu tragen. Die Zeit ist reif und in der Liebe Eures Manuels habt Ihr eine feste Stütze. Seid Ihr ihm ewig verbunden, ist meine Aufgabe gelöst und Niemand weiß, wie lange wir uns dann noch sehen. Darum hört!"

Bruder Anselmo holte tief Athem, als wolle er Kraft zum Weitersprechen schöpfen; Linda aber, die es unheimlich durchrieselte, schmiegte sich ängstlich an Manuel an.

„Ihr wißt" — hub hierauf Bruder Anselmo, zu Linda gewandt, an — „daß, als Eure gute Mutter vor achtzehn Jahren starb, sie Eurem Vater außer Euch, der Neugeborenen, noch eine Tochter hinterließ, die Iduna getauft war, und damals zehn Jahre zählte."

„Ja!" — flüsterte Linda — „ich habe sie leider nie gesehen, da wir getrennt lebten und sie schon starb, als ich kaum sechs Jahre erreicht hatte!"

„Die Stellung Eures Vaters, machte diese Trennung nöthig" — fuhr Anselmo fort — „Ihr bliebt mit Eurer Amme hier in Madrid, Iduna vertraute er der Obhut meiner Mutter an, die seine Jugendfreundin gewesen, und die außer mir noch drei Töchter besaß. Wir wohnten damals zu Toledo, woselbst mein Vater eine hohe Stelle einnahm. Iduna ward also mit mir

und meinen Schwestern erzogen, und da sie eben so gut als schön war — sie glich Euch, Donna Linda, auf ein Haar — so hatten wir sie Alle bald herzlich lieb gewonnen. In den ersten Jahren blieb diese Liebe bei mir eine rein kindliche; als aber Iduna in ihr vierzehntes und ich in mein achtzehntes Jahr trat, da ging plötzlich ein anderes Gefühl in unseren Seelen auf."

„Iduna war bis dahin Kind gewesen, jetzt reifte sie zusehends zur Jungfrau heran und bald war sie so unendlich reizend, daß man es ein Wunder hätte nennen müssen, wenn mich nicht die glühendste Liebe zu ihr ergriffen haben würde. So kam es denn auch in der That, und was mein Glück noch steigerte, war, daß ich wiedergeliebt wurde."

„Soll ich Euch, meine theuren Freunde, sagen, was ich damals empfunden? — ach nein! Ihr Glücklichen fühlt es ja jetzt selbst im vollsten Maße, und gerade im Anschauen Eurer Seligkeit verloren, erschloß sich mir ja das Herz."

Anselmo hielt einen Augenblick inne, als wolle er die süße Erinnerung nicht so rasch verwischen, während Manuel die Geliebte inniger an sich zog und ihr leise die Thränen abküßte, die in ihren langen Wimpern zitterten.

Es war ein kurzer, heiliger Moment — ein Athmen der Liebe, des Schmerzes und der Wehmuth — — dann fuhr Anselmo fort:

„Da unsere beiderseitigen Eltern unser Verhältniß billigten, so konnten wir um so glücklicher für einander

leben und so schwanden uns zwei Jahre der reinsten Seligkeit dahin. Da erhielt mein Vater vom Hofe den Befehl, sich nach Sevilla zu begeben, um dort einen langjährigen Streit zwischen zwei der ersten Familien des Landes zu schlichten. Es war leicht vorauszusehen, daß dies eine schwierige Aufgabe abgeben werde, die wohl Monate in Anspruch nehme. Mein Vater zog es daher vor, seine ganze Familie mitzunehmen und wir folgten ihm Alle um so lieber, als es wohl keinen Spanier gibt, dessen Herz nicht höher klopft, wenn es heißt: wir gehen nach Sevilla, der Krone der Städte, dem Paradies der Erde! Ach! ich ahnte nicht, daß ich das meine dort verlieren sollte."

„Als wir in Sevilla angekommen waren, miethete mein Vater ein prachtvolles Haus, das mitten in einem Garten stand, dessen tropische Vegetation an die Mährchen des Orients erinnerte. Auch Iduna's Zimmer gingen nach diesem Garten und oft saß ich halbe Nächte lang an ihrer Seite auf dem Balkon, über welchem die Palmen ihre breiten Blätterkronen wiegten. Aber der Friede unseres Aufenthaltes sollte bald auf eine höchst peinliche Weise gestört werden."

„Iduna's Schönheit hatte das Herz irgend eines vornehmen Wüstlings in Flammen gesetzt, und nur zu bald erfuhr ich von ihr, daß sie überall von demselben verfolgt werde. Wer es sei, wußte sie nicht; aber daß er noch sehr jung und sehr kostbar gekleidet gewesen, hatte sie bemerkt. Ich nahm mir natürlich vor, dem lästigen Nebenbuhler aufzupassen, und, die Klinge in der Faust, Rechenschaft von ihm über seine Zudringlichkeit zu fordern.

Stellte ich mich nun verkehrt dazu an, oder hatte jener Winke darüber bekommen, ich weiß es nicht; aber alle meine Bemühungen mit ihm zusammen zu treffen, blieben ohne Erfolg."

„Schon hoffte ich, der Verwegene habe sein Vorhabern aufgegeben, als ich mit einemmale furchtbar enttäuscht wurde."

„Ich hatte nämlich, ungefähr drei Wochen nach unserer Ankunft in Sevilla, einen Ausflug nach den, eine Legua von dort entfernten Trümmern der alten Stadt Italica gemacht. Der classische Boden zog mich an, denn hier erblickten Trajan, Adrian und Theodosius das Licht der Welt. Der Ort fesselte mich, wie mich den Morgen desselben Tages das Grabmal des Columbus in der prachtvollen Domkirche gefesselt hatte. Ich blieb, bis es dunkel geworden war, und kam erst spät in der Nacht nach Hause."

„Wie aber hätte mein liebendes Herz Ruhe finden sollen, da ich den ganzen Tag Iduna nicht gesehen. Ich wollte wenigstens versuchen, ob ich sie noch sprechen könne, und ging daher auf die Thüre ihres Zimmers zu. Eben wollte ich leise klopfen und ihren Namen rufen, als es mir vorkam, als höre ich aus dem anstoßenden Balconzimmer ein leises halbersticktes Hülferufen."

„Entsetzen erfaßte mich. Furchtbare Ahnungen durchzogen mit Blitzesschnelle meine Seele. Aber eben so schnell hatte ich auch mit fast übermenschlicher Kraft die von Innen verriegelte Thür aufgesprengt. Ich flog Iduna zu Hülfe, sie lag ohnmächtig am Boden, ihre

Kleider waren an mehreren Stellen zerrissen und ich konnte gerade noch sehen, wie sich eine männliche Gestalt über die Brüstung des Balkons schwang und in dem Dunkel der Nacht verschwand."

„Freunde!" — sagte hier Anselmo und seine Stimme zitterte leise — „Ihr könnt denken, wie mir zu Muthe war. Ich wußte nicht, ob ich dem Verräther folgen, oder zuerst Iduna Hülfe bringen sollte. Rache, Liebe, Schmerz und Wuth kochten in jenem Momente in dem Herzen . . . . das jetzt so still geworden."

Anselmo hielt abermals inne, indem er wie prüfend die Hand auf sein Herz hielt.

„Und meine Schwester . . . . .!" rief Linda beklommen.

„Sie kam in meinen Armen bald zu sich", — fuhr Anselmo fort — „aber es dauerte lange Zeit, bis sie im Stande war, mir das im Zusammenhange zu erzählen, was in meiner Abwesenheit vorgefallen. Iduna war eben im Begriffe gewesen zu Bette zu gehen, als durch die noch offene Balkonthüre der Verwegene, der sie schon länger verfolgt, leise eintrat, sie mit einem Arme umschlang, und ihr mit der anderen Händ den Mund zuhielt. Während nun die Unglückliche sich der frechen Umarmung mit Aufwand aller ihrer Kräfte zu entwinden suchte, hatte dieser um Liebe gefleht, Iduna aber ihn mit Stolz und Verachtung zurückgestoßen, als ich glücklicherweise die Thüre sprengte, und den Verwegenen in dem Augenblicke zur Flucht zwang, in welchem Iduna ohnmächtig niedersank."

„Gerechter Gott!" — rief hier Linda, indem sie tief aufathmete. „Meine arme Schwester!"

„Ach Donna!" — sagte Anselmo mit schmerzbewegter Stimme — „kräftigt Eure Seele mit dem Gedanken, daß die Unglückliche jetzt verklärt und seelig aus des Himmels Höhen zu uns niederschaut; denn Ihr werdet noch weit Furchtbareres hören müssen!"

„Noch mehr!?" — riefen entsetzt Linda und Manuel, wie aus einem Munde.

„Noch mehr!" — wiederholte Anselmo tonlos — „noch mehr; denn es knickte drei Leben, — es brach drei Herzen!"

„Und weiter weiter! . . . ." bat Manuel und schloß Linda fester in seine Arme, als sei auch sie in Gefahr ihm entrissen zu werden.

„Iduna hatte dieser nächtliche Ueberfall so sehr empört, — er hatte ihr weibliches Zartgefühl so tief verletzt, daß sie mich dringend anflehte, Niemanden, auch nicht einmal meinen Eltern, ein Wort davon zu sagen. Ich sträubte mich lange gegen diesen Vorsatz, der natürlich jede Verfolgung des Verhaßten ohnmöglich machte; doch mußte ich endlich ihren Bitten um so mehr nachgeben, als ich selbst einsah, wie der ganze Vorfall von Böswilligen zum Nachtheile des geliebten Wesens benutzt werden konnte. Iduna gelobte mir die größte Vorsicht und ich selbst versprach ihr, derartige Vorkehrungen zu treffen, daß jedes ähnliche Wagestück vereitelt werden müsse."

„So verschwanden denn einige Wochen, ohne irgend eine Störung, ... da . . . . ."

Anselmo hielt inne, als fehle ihm die Kraft weiter zu sprechen.

„Nun?! nun?!" riefen Linda und Manuel.

„Da war Iduna plötzlich spurlos verschwunden!"

„Jesus Maria!" — rief Linda am ganzen Körper zitternd."

„Aber wie war es möglich?" — frug Godoy leise.

„Das weiß nur Gott" — entgegnete Anselmo feierlich — „vor dessen ewig klarem Auge auch die Nacht dieses schändlichen Verbrechens Licht ist, wie der Tag! — — Iduna war mit ihrer Duenna in die Kirche gegangen und nicht wieder zurückgekehrt. Auch die Duenna kam nicht wieder. Hatte sie sich zu der ruchlosen That bestechen lassen? — ich weiß es nicht! und wage so Gräßliches nicht von ihr zu denken."

„Und man hörte nie wieder etwas von meiner Schwester?" — frug Linda beklommen.

„Geduld, mein gutes Kind!" — entgegnete Anselmo — „noch ist der furchtbarste Schlag des Schicksals nicht gefallen. — Ihr könnt Euch die Verzweiflung denken, die mich, die meine ganze Familie, die Don Illescas ergriff, als ihm die entsetzliche Kunde ward. Er eilte herbei und ich kann nicht ohne tiefe Erschütterung an die Scenen denken, die nun erfolgten."

„Wie natürlich hatte ich sogleich, nachdem Iduna vermißt wurde, meinem Vater den Vorfall mit dem Balkonzimmer mitgetheilt. Er billigte es, daß wir ihn vor der Welt verschwiegen, tadelte es aber auf das Schärfste,

daß wir nicht wenigstens ihn in das Geheimniß eingeweiht. Jetzt war es zu spät und es galt nur noch alle Mittel aufzubieten, die Verlorene wieder zu finden. Da mein Vater einen großen Einfluß hatte und mit den ersten Familien des Königreiches in Verbindung stand, so könnt Ihr Euch denken, daß nichts unversucht blieb. Vergebens! zwei Monate waren vergangen und noch hatte sich keine Spur von der Unglücklichen gezeigt."

„Ihr werdet mir es wohl erlassen, den Zustand zu beschreiben, in dem ich mich befand. Bald grenzte er an Wahnsinn, bald an eine rasende Wuth, bald wieder an eine Niedergeschlagenheit, die in völligen Stumpfsinn überzugehen drohte. Man war auf das Ernstlichste um mich besorgt. Immer aber trieb es mich wieder fort und fort und es war kaum auf zwanzig Stunden in die Runde ein Schlupfwinkel, den ich nicht untersucht hätte."

„So war ich auch eines Tages an eine große Ruine aus den Zeiten der maurischen Herrschaft gekommen. Es waren die Trümmer eines Palastes, den einstens der Almoraviden-Chef Muhamed ben Bekir — den die Sagen und Romanzen den „König Bucar" nennen — erbaut hatte. Mein Schmerz ließ mir natürlich keine Zeit, die Zierlichkeit dieses auch noch in Trümmern prachtvollen Gebäudes zu bewundern, sondern trieb mich nur jeden Winkel des Ortes zu durchsuchen. Da stieß plötzlich mein Fuß auf einen Gegenstand, der mir das Blut zu Eis gerinnen machte. Es war der Körper eines kleinen, augenscheinlich verhungerten Hundes. Der Hund aber hatte in seinem Leben Iduna angehört."

„O Gott!" — rief hier Linda. —

„Im gleichen Augenblicke" — fuhr Anselmo fort — „tagte es furchtbar in meiner Seele. Das treue Thier hatte Iduna bei jenem letzten unglücklichen Gange begleitet, — unstreitig war es ihr gefolgt — hier war es Hungers gestorben — hier mußte Iduna gewesen sein, oder sich noch aufhalten!"

„Zitternd an allen Gliedern fing ich nun von Neuem an, die Ruine zu durchsuchen. Kein Stein blieb auf dem andern; — kein Gebüsch, kein Winkel ward verschont und schon fing die Nacht an hereinzubrechen, als ich unter einer mächtigen Steinplatte eine eiserne Thüre entdeckte. Ein Schrei entfuhr mir, aber meine Freude mußte bald neuer Verzweiflung weichen, da die Thüre verschlossen war."

„Ich bot Alles auf, sie zu öffnen, vergebens! Da bemerkte ich, daß die Mauereinfassung, aus längst erblichenen Jahrhunderten herrührend, schwächer als die Thüre sei. Ein Strahl der Hoffnung durchzuckte mich! — Rasch flog der Dolch, den ich seit lange bei mir führte, aus der Scheide; — er diente mir vortrefflich, den Mörtel, der die Steine einst verbunden, zum Theile zu entfernen, zum Theile aber das morsche Material selbst zu zerbröcklen. In einer Stunde hatte ich so viel Raum, daß ich, dicht hinter der Thüre, in den verschlossenen Raum einbrechen konnte."

„Aber wie nun? Alles war hier dunkel wie im Grabe, — jeder Tritt konnte mich in eine unergründliche Tiefe stürzen und einmal den Weg verloren, wie ihn wieder zurückfinden? Und doch mußte ich weiter! Es war, als ob mich eine eiserne Faust gepackt habe und mit dämonischer Gewalt hinunter zwänge; — es war, als ob es mit dem

Posaunenschmettern des jüngsten Gerichtes mir entgegen hallte: hinunter in diese Todtengruft, dort schmachtet deine Iduna, rette sie, rette sie!"

Anselmo hielt inne. Kalter Schweiß stand auf seiner, — stand auf Linda's und Manuels Stirne. Als er tief Athem geschöpft, fuhr er weiter fort:

„Ich zog also mein Schwert, hielt dasselbe vor mich, und tappte vorsichtig eine enge Treppe hinab, die mir endlos zu sein schien. Endlich kam die letzte Stufe, ich stand an einer zweiten Thüre, die, wie mir das Gefühl sagte, von Holz war. In wenigen Minuten erlag sie meinen Fußtritten, und ich stand in einem kleinen Gemache, das von einer, an der Decke angebrachten Lampe matt erhellt war. Ein Divan stand an der Seite, und den Boden deckte ein kostbarer Teppich, sonst hatte das Gemach keinen Hausrath aufzuweisen. Iduna fand ich nicht; aber bewohnt war denn doch der schauerliche Aufenthalt. Ich suchte weiter. Eine dritte Thüre war unverschlossen, sie führte abermals zu einer Treppe, an deren Ende ein Lichtschimmer mir neue Hoffnung gab. Noch aber war ich den Stufen kaum zur Hälfte hinuntergeschritten, als ein tiefer Seufzer an mein Ohr schlug. Wenig hätte gefehlt, und ich wäre vor Entsetzen zu Boden gesunken. Meine Sinne verwirrten sich, ich mußte mich an der kalten Steinmauer halten. Da packte es mich wieder mit jener eisernen Gewalt, und wieder schmetterte es mir in meinem Inneren entgegen: Hinunter, hinunter, rette deine Iduna!"

„Ich folgte und stand in der nächsten Minute in einem weiten Grabgewölbe. Es war die Gruft der Almoraviden-Fürsten. Auf einem der Gräber stand eine Lampe und

erleuchtete schwach die düstere Umgebung; aber ihr Licht war in dem weiten finsteren Raume so unzureichend, daß man nichts erkennen konnte und die wunderlichen Formen der Gräber in dem unsicheren Scheine wie riesige Gespenster emporragten."

„Iduna! Iduna! rief ich fast wahnsinnig bei dem Gedanken, daß die Geliebte hier sein könnte, und hohl und kalt tönte es von der Wölbung wieder: Iduna! Iduna!"

„Aber zugleich ließ sich auch das Stöhnen wieder vernehmen. Ich riß die Lampe von dem Grabe herab, und schwankte der Gegend zu, aus der der Ton gekommen. Gerechter Gott! da lag, verschlossen hinter dem eisernen Gitter eines der Gräber, Iduna auf einem Bündel Stroh, bleich wie der Tod, abgezehrt, sterbend!"

„Ich kannte mich nicht mehr — ich warf mein Schwer an den Boden — ich riß mit einer Wuth, die Felsen zertrümmert hätte, an den eisernen Stäben — das Blut floß mir von den Händen — vergebens! Das Eisen trotzte, so alt es war, meiner Anstrengung. Ich verdoppelte sie, und bogen sich auch die Stäbe nicht, so riß doch endlich das ganze Gitter aus der Wand. Ich stürzte mit ihm rücklings zu Boden und blieb bewußtlos liegen."

Eine Minute des Schweigens unterbrach hier die Erzählung, dann fuhr Anselmo fort:

„Als ich wieder zu mir kam, war das Erste, zu Iduna zu eilen. Sie hatte mich erkannt, war aber zu schwach, sich zu bewegen. Iduna! rief ich — sie lächelte mich sterbend an und flüsterte: es ist zu spät. „„Was ist geschehen?"" frug ich hastig weiter."

„„Er hat mich hierher geschleppt"" ... lispelte sie mit großer Anstrengung weiter ... „„und da ich ihn auch hier zurückstieß ... so wollte er mich durch Hunger zwingen ... jetzt ist es aus ....""

„Wer? wer?" — rief ich; da tönten rasche Schritte durch die Wölbung, ich fuhr auf, erfaßte mein Schwert und stürzte dem Eingange zu, als ein junger Mann, eine schwarze Halbmaske vor dem Gesichte, den blitzenden Degen in der Hand, eintrat."

„„Der!"" — rief Iduna laut; aber schon klirrten unsere Waffen gegen einander, daß es Funken sprühte. Wir kämpften wie Löwen, mitten unter den todten Almoraviden Fürsten, aber Wuth und Verzweiflung stählten meinen Arm und mit einem Schrei sank mein Gegner zusammen. Ein furchtbarer Hieb hatte die Maske getroffen, sie flog dem Niedersinkenden von dem Antlitze, das aber das in Strömen hervorquellende Blut jetzt noch unkenntlicher machte."

„Ich ließ ihn liegen und stürzte nach Iduna ..... sie war ..... todt!"

Linda's lautes Schluchzen unterbrach hier den Erzählenden. Auch Manuel weinte. Anselmo aber betete leise.

Nach einem längeren Schweigen hub Letzterer wieder an:

„Laßt mich zu Ende kommen. Der zermalmende Streich ist gefallen. Sie ist jetzt die Glücklichste von uns, sie hat vollendet!"

„Als ich mich von Idunas Tod überzeugt, und meinen ersten Schmerz ausgeweint hatte, suchte ich mit

Mühe meine Geisteskräfte so weit zu sammeln, um zu überlegen, was nun zu thun sei. Vor allen Dingen wollte ich die Leiche der Theuren dem gräßlichen Orte entziehen. Ich nahm daher die süße Last unter Thränen auf meine Arme und stieg mit ihr die Treppen hinauf. Aber meine Kräfte fingen an nachzulassen. Ich mußte mehr wie einmal niedersitzen, und in meinem Kopfe brannte es wie Fieberglut."

„Endlich war die jetzt nicht mehr verschlossene Eisenthüre erreicht und die frische Luft wehte mir erquickend entgegen. Nach kurzer Rast holte ich mein Pferd, das noch immer in dem Hofe der Ruine stand, wo ich es beim Absteigen gelassen, das aber jetzt von der Morgenluft schauderte. Dann hob ich meines Lebens Eins und Alles vorsichtig darauf, schwang mich der schönen Todten nach, nahm sie in meine Arme und ritt Sevilla zu."

„Hier enden meine Erinnerungen. In einem nahen Dorfe konnte ich nicht mehr weiter. Wie ich später erfuhr, brachte man mich und die Leiche Idunas nach Sevilla. Ich war bewußtlos und fiel in ein nervöses Fieber, von dem ich erst nach Monaten genas. Als es mir wieder möglich war, das Nähere über die Art und Weise anzugeben, wurde ich gerichtlich vernommen, und noch an demselben Tage begab sich die Junta nach den Trümmern des Palastes Muhamed ben Bekirs. Man fand die Oertlichkeiten wie ich sie beschrieben; alle Geräthe aber waren verschwunden; — ebenso der Körper des Verruchten, der die Schuld aller dieser Gräuel. Man erfuhr nie etwas Weiteres über das Verbrechen."

„Daß das Glück meines Lebens auf ewig zerstört war, darf ich kaum mehr sagen. Von jener Zeit an habe ich mit mir und der Welt abgeschlossen und erwarte nur noch Eines.... und das ist das Wiedersehen der Geliebten in jenem besseren Leben."

Anselmo schwieg. Linda weinte leise an dem Herzen Manuels und die Nachtigall hauchte in einzelnen süßen Lauten der Liebe Sehnsucht aus.

XI.

An demselben Abende, an welchem Bruder Anselmo die Geschichte seiner unglücklichen Liebe Linda und Manuel erzählte, ging es in der Posada „la Corte" gar lebhaft her.

Der ganze untere Raum der kleinen Weinschenke war mit Gästen angefüllt, die heute zumeist dem Bürgerstande angehörten und sich hier nach der Last des Tages bei lauten Gesprächen und Felipes trefflichem Weine etwas zu Gute thaten.

Das war ein Gewirre von Stimmen, ein Rufen und Disputiren, ein Schwören und Fluchen, ein Lachen und Zanken, daß Einem Hören und Sehen verging, und dabei der Qualm der zahllosen Cigarren — denn wie könnte ein Spanier ohne seine Cigarre sein — der den kleinen niederen Raum in der That dermaßen ausfüllte, daß das Ganze einer einzigen Wolke glich, aus der nur hie und

da in deutlicheren oder verwischteren Umrissen menschliche Gestalten auftauchten.

Nur eine Person verhielt sich sehr ruhig. Es war dies derselbe lange hochschultrige Mann mit dem knöchernen Gesichte und dem lippenlosen Munde, der einst schon Don Manuel de Godoy und seinem Bruder aufgefallen war, und der heute Abend in derselben dunkeln Ecke des Wirthszimmers saß, das Gesicht wie damals halb durch ein Pflaster, halb durch die herabhängenden Krempen des großen Hutes bedeckt.

So wunderlich aber auch die Gestalt dieses Mannes war, sie blieb völlig unbeachtet. Einmal weil sie die Wenigsten in ihrem dunkeln Winkel bemerkten, dann aber auch, weil viele der Gäste Felipes an sie gewöhnt waren, da ihr Erscheinen in der Posada nicht zu den Seltenheiten gehörte. Hätte freilich ein scharfes Auge den Hochschultrigen genauer beobachtet, so würde es bald gefunden haben, daß dieser Mann nicht des Weines wegen hier saß, da er den Becher höchst selten zum Munde führte, sondern wohl eher um des Hörens willen, und mancher der Sprechenden wäre dann auch wohl vorsichtiger in seinen Aeußerungen geworden. Jetzt eben z. B. sprach man sich in seiner Nähe sehr unverhohlen gegen die neueste Steuer aus, die der Minister Florida-Blanca — um die immer leeren Staatskassen wieder zu füllen — sich gezwungen gesehen hatte, auszuschreiben. Man perorirte unwillig dagegen und dieser Unwille fand noch weitere Nahrung in einem erst seit gestern bekannt gewordenen Verbote des in Spanien so üblichen Tragens von Dolchen. Gewiß, Florida-Blanca hätte für die öffentliche

Sicherheit gar kein zweckmäßigeres Verbot geben können, wenn dasselbe nur nicht eine der ältesten Gewohnheiten angegriffen hätte, und von nichts können sich ja die Menschen schwerer trennen, als von schlechten Gewohnheiten, die das Alter geheiligt hat.

Daher fand denn auch dies Verbot hier einen so heftigen Widerspruch, daß sich das Gespräch sogar bis zur Leidenschaftlichkeit erhitzte, und da man des übrigen Lärmens wegen fast schreien mußte, um sich gegenseitig zu verstehen, so kam es, daß der Hochschultrige plötzlich die Worte: „Er denke an Squillace!“ *) hineinwerfen konnte, ohne daß die Sprechenden eigentlich in der Hitze des Gespräches wußten, woher sie kamen.

Aber sie hatten einen solchen Eindruck gemacht, daß das Gespräch sogleich stockte. Die Aeußerung schien denn doch Jedem zu kühn. Der Lippenlose aber schoß einen stechenden triumphirenden Blick nach der erschrockenen Gesellschaft, als wolle er sagen: So habe ich doch Eure Gedanken auf den rechten Weg gebracht.

In dem Augenblicke wurde Felipe hinausgerufen. Er traf auf der Flur des Hauses eine Gestalt, die schwer zu erkennen war, da die Nacht schon eingebrochen. Sie

---

*) Squillace, ein Italiener von Geburt, Günstling Carl III. und Vorgänger des Ministers Aranda, erregte durch ein Verbot der nationalen schwarzen Mäntel und der Hüte mit breiten Krempen, für welch' beide er die französische Tracht einführen wollte, einen Volksaufstand in Madrid, in dessen Folge er entlassen werden mußte.

war in einen Mantel gehüllt und trug einen Klapphut. Eine schwarze Halbmaske bedeckte den oberen Theil des Gesichtes. Da ähnliche Verhüllungen in jener Zeit in Spanien etwas Gewöhnliches waren, fiel sie Felipe auch nicht auf und er frug nur nach dem Begehren des Mannes.

„Habt Ihr ein Zimmer" — sagte dieser in herrischem Tone — „das Ihr mir auf eine Stunde abtreten könnt?"

„Allerdings!" — entgegnete Felipe, durch die barsche Anrede etwas verdrossen — „aber ich gebe es nur Bekannten und diesen nur zu Zwecken, die ich kenne."

Statt aller Antwort griff der Verhüllte in seine Tasche, nahm eine Börse heraus, und ließ, durch Aufstoßen derselben auf seine Hand, das darin befindliche Gold klingen.

„Ich brauche Euer Gold nicht!" — sagte Felipe finster und doch mit einem gewissen Schwanken in der Stimme — „ich brauche und will es nicht, so wahr ich ein ehrlicher Baske bin!"

„Gut!" — versetzte der Fremde — „so verdient es ein Anderer!" und er machte Miene zu gehen. Aber Felipe war doch zu sehr Wirth, um diese schöne Gelegenheit, etwas Erkleckliches zu gewinnen, aus den Händen gehen zu lassen. Er sagte daher rasch:

„Den Zweck muß ich wenigstens wissen!"

„Ich habe mit zwei Freunden etwas zu verabreden!" — entgegnete der Mann in dem Mantel — „sonst nichts."

„Nun denn!" — versetzte Felipe, die Hand nach der Börse ausstreckend — „so mag es sein!" — Und er rief Juana, daß sie den Herrn in das Eckzimmer des

oberen Stockes führe. Die kleine Andalusierin gehorchte willig, ärgerte sich aber nicht wenig über die Maske, die ihr das Gesicht des Mannes verbarg, dessen Bewegungen ihr indessen einen vornehmen Herrn zu verrathen schienen.

In dem Zimmer angekommen, sah sich Jener um, und frug dann in verächtlichem Tone: „Ist wohl Euer Staatszimmer?"

„Nun" — meinte Juana pikirt — „es haben schon Leute darin gewohnt, die wohl so viel waren als Ihr!"

„Wirklich, Schätzchen!" — versetzte der Verhüllte lachend, indem er das Mädchen zugleich umschlang und zu küssen strebte — „wie hießen denn die Glücklichen, die Dir so nahe hausten?"

„Laßt mich los!" — sagte diese und versuchte sich der Umarmung zu entziehen — „Kennt Ihr Don Manuel de Godoy?"

„Godoy?!" — fuhr hier der Mann im Mantel auf, stampfte zornig mit dem Fuße auf den Boden und ließ die Kleine los, indem er leise zwischen den Zähnen murmelte: „Muß ich denn den verdammten Namen überall treffen?!" — und sich kurz und stolz zu Juana wendend versetzte er herrisch: „Eine Flasche vom besten Xeres! Wenn man nach Don Francesco fragt, werden die Leute hierher gewiesen. Licht brauche ich keines!" Und damit wandte er der hübschen Kellnerin den Rücken, die tief beleidigt wegging, ein „Brummbär, Grobian u. s. w." vor sich hin murmelnd.

Aber Juana hätte bald die Flasche mit dem kostbarsten Xeres, die sie eben für den „Brummbär" im Keller

geholt hatte, hinfallen lassen, so sehr erschrack sie im Hinaufgehen vor zwei höchst verdächtigen Kerls, die ihr an der Treppe entgegentraten und nach Don Francesco fragten.

„Schöne Kameraden das!" — dachte das Mädchen und hieß die Verdächtigen ihr folgen. Als sie den Wein im Zimmer niedergestellt und dasselbe wieder verlassen hatte, hörte sie wie es von Innen verriegelt wurde.

Juana war Mädchen, folglich neugierig. Kann man es ihr außerdem übel nehmen, daß sie das Geheimnißvolle reizte, was hier der Zusammenkunft eines vornehmen verkappten Herrn mit zwei banditenartigen Menschen zu Grunde lag? Gewiß nicht.

In der That legte sie denn auch ihr Ohr lauschend an die Thüre. Bald aber ward sie feuerroth vor Aerger, als sie bemerken mußte, daß die Männer so klug waren, ihr Gespräch nur flüsternd zu führen. Auch dauerte es keine zehn Minuten und Felipe rief nach ihr. Zornglühend sprang sie die Treppe hinunter, indem sie sagte: „Was will denn der schon wieder?"

Indessen war in dem Zimmer, welches die beiden Godoy früher bewohnt hatten, Folgendes vorgefallen.

Sobald der Verhüllte die Thüre verriegelt hatte, zog er sich nach dem entgegengesetzten Theile des Gemaches zurück und winkte den beiden Zerlumpten, ihm zu folgen. Sie thaten es, und so standen sich die drei unheimlichen Menschen eine Minute lang schweigend gegenüber.

Endlich hub der Mann in der Maske flüsternd an:

„Ihr wißt von was die Rede ist?"

„Ja!“ — entgegnete leise einer der eben Eingetretenen, indem er zugleich mit der rechten Hand die Bewegung eines Dolchstoßes machte.

„Zu wie viel seid Ihr?“

„Je nach Umständen und Zahlung, zu zwei, drei, vier! . . .“

„Es gilt zwei Mann, die wohlbewaffnet und kräftig sind.“

„Dann müssen unserer Viere sein.“

„Und sicher?“

„So sicher, als Jeden von uns einst der Teufel holt!“

„Und die Summe?“

„Kommt auf den Mann an.“

„Ein Edelmann.“

„Ihr sprecht von Zweien.“

„Sein Bruder wird ihn begleiten.“

„Und soll auch fallen?“

„Sichrer ist es! — Ja!“

„Und Ort und Zeit?“

„Morgen Abend mit Sonnenuntergang im Thale des Manzanares an dem Kreuze des heiligen Jago!“

„Gut gewählt! Die Kapelle neben dem Kreuze kann uns verbergen; auch ist die Gegend um jene Stunde einsam wie ein Kirchhof!“

Der Verhüllte stürzte hier drei Becher Xeres rasch nach einander hinunter.

„Und nun den Namen und Stand?“ — frug der Eine der Zerlumpten weiter.

„Was thut das zur Sache?“

„Alles. Je die Waare so der Preis.“

„Nun denn, G o d o y! In der Leibgarde des Königs!“

Bei diesen Worten traten die Banditen einen Schritt zurück.

„Nun!“ — rief der Verhüllte lauter, und leerte den Becher znm viertenmale. — „Fehlt Euch der Muth?“ -

„Dumme Frage!“ — entgegnete der Andere in verletztem Stolze — „habt Ihr noch nie von R o n q u i l l o gehört, der den Beinamen „die feste Hand“ führt?“

„Und warum zögert Ihr?“

„Aus der Garde des Königs? — das ist verdammt gefährlich . . . . und dann G o d o y — ich kenne ihn — hab' ihn beim Stiergefecht gesehen, wie er den Toro trotz dem besten Matadore niederstieß. Es ist schade um ihn!“

„Ihr seid Memmen!“ — rief hier der Verhüllte.

„Herr!“ — entgegneten die Beiden und zwei Dolche blitzten.

Es folgte eine minutenlange Pause. Dann sagte R o n q u i l l o begütigend, indem er den Dolch einsteckte:

„Indeß, was geht es uns an! Es kommt darauf an, was Ihr zahlt.“

Und nun begann ein förmlicher Handel, der erst nach einer Viertelstunde zu Stande kam, aber auch so leise geführt wurde, daß J u a n a, die sich unterdessen

wieder heraufgestohlen hatte und mit dem Ohre an der Thüre lag, auch kein Sterbenswörtchen vernahm. Nur einmal schien es ihr, als habe sie den Namen Godoy — für den die kleine Andalusierin ein besonderes feines Gehör hatte — vernommen. Sie bebte entsetzt zurück und floh wie ein gescheuchtes Reh, da die Riegel der Thüre von Innen aufgeschoben wurden.

Bald darauf verließen auch die Männer das Zimmer und die Posada.

Juana aber war in Verzweiflung. Es wollte ihr nicht aus dem Kopfe, daß die verdächtigen Menschen den Namen des Mannes genannt, der einen so mächtigen Eindruck auf ihr Herz gemacht und dem sie gut war. Eine instinktartige Ahnung ließ sie für ihn zittern und doch konnte sie ihn nicht warnen. Sie lief hin und her, machte das verkehrteste Zeug von der Welt und dachte nur immer daran, wie sie Godoy von dem Geschehenen einen Wink geben könnte. Bald wollte sie selbst nach dem Schlosse laufen, aber wer würde sie da einlassen? — dann dachte sie, sich Felipe zu entdecken, was würde dieser aber zu ihrem Lauschen gesagt haben?

Sie war außer sich! Da fielen plötzlich ihre Blicke auf den Hochschultrigen, der seine lange hagere Figur eben emporrichtete, um sich zum Weggehen anzuschicken. Wie ein Blitz durchzuckte es ihre Seele. Rasch war sie an seiner Seite und sagte leise:

„Diego! wollt Ihr mir einen Gefallen thun?“

„Gern!“ — versetzte der Angeredete in ernstem Tone.

„Seht, ich bin arm, und kann Euch kein Geld dafür

bieten", — fuhr das Mädchen fort — „aber wenn Ihr thut, was ich Euch sage, so schiebe ich Euch das nächstemal, wenn Ihr kommt, einen Becher vom besten Benicarlo zu, der Euch nichts kosten soll."

„Verstehe!" — sagte der Hochschultrige — „Ihr macht es dann wie der heilige Crispin, der den Reichen das Leder stahl und den Armen umsonst Schuhe davon machte."

„Wollt Ihr nicht?"

„Ja doch! aber was soll ich denn?"

„Ihr müßt auf der Stelle nach dem königlichen Schlosse eilen und Don Manuel de Godoy sagen . . ."

„Godoy?"

„Nun ja, Godoy; Ihr habt ihn ja einst hier singen hören."

„Nun?" — frug der Hagere mit großer Spannung.

„Daß so eben ein vermummter vornehmer Herr — denn das war er, ich hab's an seiner Keckheit und Grobheit gemerkt — mit zwei banditenartigen Kerls hier eine geheime Unterredung gepflogen, in der sein Name vorgekommen. Er soll um Gottes und aller Heiligen willen auf seiner Hut sein. Und hört, sagt ihm, ich ließe ihm das sagen."

„Und habt Ihr sonst nichts gehört?" — frug sehr aufgeregt der Hochschultrige.

„Keine Sylbe! Aber ich habe eine Angst, — eine Angst . . . ."

Ihr dürft ruhig sein, Juana!" — versetzte Jener. — „Ich stehe für ihn."

Dies „ich" hatte der Hochschultrige mit solch' bedeutsamem Tone gesagt, daß Juana verwundert auffsah. Aber der lange hagere Mann war bereits verschwunden.

Das Lever des Königs war vorüber. Carl IV. athmete hoch auf, und hieß durch ein Zeichen alle Chargen abtreten. Nur seinem Beichtvater winkte er zu bleiben. Er war sehr einfach in schwarzen Sammt gekleidet und nur die Kette des goldenen Vließes, mit ihrem: „Pretium laborum non vitae", kündete in ihm den Herrscher an, da sonst wohl keine Seele in der unbedeutenden Erscheinung mit dem abgelebten nichtssagenden Gesichte den Träger der Kronen von Spanien und beider Indien vermuthet hätte.

Carl IV. gähnte, und zum Gähnen und zum Sterben langweilig war auch das Lever mit seinen unzähligen Formalitäten gewesen; — und zum Gähnen und zum Sterben langweilig war auch die Umgebung des Monarchen, eine lange Reihe von Zimmern und Sälen von einer erdrückenden todten Pracht.

„Um welche Zeit ist es?" — frug jetzt der Herrscher in einen Sessel gestreckt, und abermals die Hand vor den weitgeöffneten Mund haltend.

„Mittag, Sire!" — entgegnete der Beichtvater.

„Mittag!" — wiederholte Carl IV. traurig und ließ sein Haupt auf die Brust sinken, — „also noch fünf

Stunden bis zur Zeit, zu welcher heute die Jagd angesagt ist. Unerträglich!..."

Er schwieg eine Zeit lang, dann frug er eintönig weiter, ohne sich dem Beichtvater zuzuwenden: „Warum haben Wir heute die Jagd so spät angesetzt?..."

„Sire!" versetzte der Geistliche zögernd.

„Nun?"

„Eu're Majestät mögen geruhen, sich zu erinnern, daß Sie heute vor acht Tagen in der fünften Stunde den Trost der heiligen Beichte empfingen...."

„Ach ja!" — versetzte der König und fuhr mit der Hand über die Stirne, als ob ihm eine Erinnerung aufdämmere. — „Und Ihr legtet Uns zur Buße auf, acht Tage lang diesem Vergnügen zu entsagen.... aber wie?... was war denn die Ursache dieser harten Pönitenz.... Wir wissen es wahrlich nicht mehr.... Unser Gedächtniß verläßt Uns nach und nach ganz....."

„Sire, mein königliches Beichtkind hatte das Unglück...."

„Zwei Menschen in der Leidenschaftlichkeit des Vergnügens zu überreiten, so daß sie auf der Stelle todt blieben!... Unangenehm!"

„Es waren glücklicherweise nur Bauern.... und die That willenlos...."

„Wohl! aber Bauern sind auch Menschen...."

„Majestät haben bereut, und mit der vollbrachten Buße vollkommene Absolution erhalten."

„Ihr versichert Uns also, daß Unser Gewissen beruhigt sein kann?“

„Vollkommen, Majestät!“

Der König nickte zufrieden und gähnte wiederholt.

Da öffnete sich die Flügelthüre, vier prächtig gekleidete Pagen traten ein und stellten sich zu beiden Seiten auf; ihnen folgte auf dem Fuße die Königin, deren Gefolge jedoch im Vorzimmer verharrte.

Als sie Carl erblickte, glitt ein finsterer Schatten über seine Züge. Er fühlte sich unangenehm aus seinem schlaffen Dahinbrüten aufgestört. Doch war er Herr genug über sich selbst, um aufzustehen und Marie Louisen auf einige Schritte mit anscheinender Freundlichkeit entgegen zu gehen.

Die Königin aber war reizender denn je, und mit einer so liebenswürdigen Coketterie gekleidet, daß ein so kaltes, ausgebranntes und verkohltes Herz, wie das ihres Gatten, dazu gehörte, um nicht bei ihrem Anblicke in Feuer und in Flammen zu gerathen.

Sie trug ein Kleid von dunkelrothem Sammt, — weit ausgeschnitten, — so daß der Hals, die Schultern und ein Theil des wundervoll gewölbten Busens den entzückten Blicken ihre reinen Wellenlinien zeigten. Dabei hob eine Kette von Brillanten die blendende Weiße dieser Körpertheile, während ähnliche Schnüre von gleichen Steinen in Form einer Krone durch die Zöpfe gewunden waren und wie funkelnde Sterne aus der Nacht des rabenschwarzen Haares blitzten. Die kurzen, weit und offen

herabhängenden Aermel ließen unter einem leichten Gewölke von kostbaren Spitzen, die vollen, runden und doch so zart gebildeten Arme sehen. Die feine Taille umschloß ein Gürtel von Diamanten, der fast bis zu den Fußspitzen herabfiel und den Werth des Fürstenthumes Catalonien hatte. Und dabei die Gestalt der Juno, — ihren Stolz, ihre Hoheit, und doch auch diese wieder gemildert durch jenes räthselhafte Etwas, das dem scharfen Auge des Mannes sogleich verräth, wie gerne diese Hoheit, um den Preis liebender Hingabe, den Scepter niederlege.

Und kannten denn nicht schon die Söhne des freundlichen Hellas diesen Zug weiblichen Charakters? und prägten sie ihn nicht gerade in dem Bilde ihrer Himmelskönigin aus? Erzählt uns doch die Sage: daß Jupiter, als er die stolze Juno, der er lange vergeblich nachgestrebt, einst auf Samos, ferne von ihren Gefährtinnen auf dem Berge Thronax lustwandeln sah, plötzlich ein furchtbares Ungewitter entstehen ließ. Mitten in demselben aber stürzte ein Kukuk, vor Nässe und Kälte zitternd, zu den Füßen Junos nieder. Mitleidig nahm diese das erstarrte Thier und schlug ihren Mantel darum. Aber der Vogel war Jupiter selbst, der jetzt seine wahre Gestalt annahm und der Juno für den Preis der Liebe die Ehe versprach. Und der Stolz der Göttlichen schmolz unter den Küssen Jupiters und Juno war reizender und schöner denn je.

So ging es auch hier mit Marie Louise. Wer sie jetzt sah, der konnte gar nicht anders, er mußte unwillkürlich denken: Gott! wie muß sie erst schön sein, wenn sie liebt!

Und war es denn nicht die Sonne der Liebe, welche

ihre ersten aufgehenden Strahlen in dies Herz warfen? Wußte doch die Schlaue recht gut, warum sie heute ihren königlichen Gemahl zu so ganz ungewöhnlicher Stunde aufsuchte. Ihr Herz schlug ungeduldig der Erfüllung eines Wunsches entgegen, den sie sich — in seiner ganzen Ausdehnung — nicht zu gestehen wagte und der sie doch mit unwiderstehlicher Macht zwang, die Erfüllung selbst herbeizuführen, wenn auch die Karten bei diesem verdeckten Spiele so gemischt waren, daß eigentlich Niemand wußte, wer Trumpf spiele. Jetzt aber hoben und schwellten Ahnungen dieser Erfüllung, Erwartungen und Hoffnungen den Strom ihres geistigen und körperlichen Lebens. Ihre Wangen röthete eine ungewöhnliche Glut, ihre Augen strahlten noch lebhafter denn sonst, ihre Bewegungen waren rascher, ihre Stimme — in die sie ohnedem einen Klang unendlicher Liebenswürdigkeit zu legen wußte — wurde noch weicher und geschmeidiger, während Witz und Laune ihrer Unterhaltung einen wahrhaften Zauber verlieh.

Der König hörte auch wirklich zu gähnen auf, und lächelte sogar von Zeit zu Zeit trübe vor sich hin. Die mächtigsten aller auf der Erde umhertreibenden Dämonen aber — sagt Jacobs — sind die Worte. Und der Mann hat recht! denn dämonisch sind sie gewiß; leichte, geflügelte, mit Luft bekleidete Gestalten, die aber Tempel und Throne, Länder und Völker erschüttern und umstürzen können. Ich will dabei nicht an das bischen Hexerei denken, das man zu allen Zeiten mit gewissen unverständlichen Sylben und Abracadabra's getrieben hat; aber die Worte: Freiheit, Rechtgläubigkeit, Ketzerei, Aristokratismus und Jacobinismus, wie viele Kriege haben sie schon ent-

zündet, wie vieles Blut ist um ihretwillen vergossen worden, und wie setzen sie, mit ihrer mannichfaltigen Sippschaft, nicht täglich die Gemüther zur Freundschaft und Feindschaft in Bewegung.

Marie Louise kannte dies genau und wenn wir früher einmal sagten, sie beherrschte Spanien durch ihr Lächlen; so dürfen wir hier hinzusetzen: und hinter diesem Lächeln lauerte eine funkensprühende Beredsamkeit ganz eigner Art. Nicht als ob sie den König durch lange, wohlgesetzte und logisch geordnete Reden voll Feuer und Geist für das Eine fanatisirt und gegen das Andere eingenommen hätte; — nein! — sie scherzte nur. Aber ihre Witze waren entweder so gewinnend oder so scharf und beißend, so sarcastisch und vernichtend, daß sie fast immer den König nur mit einigen Schlagworten lenkte.

Nur der so heißersehnte Sturz des Ministers Florida-Blanca wollte sich nicht auf diese Weise herbeiführen lassen; da Carl IV. zu sehr fühlte, wie nöthig ihm dieser Staatsmannn sei, und er zugleich mit einer gewissen religiösen Scheu, der Worte seines sterbenden Vaters gedachte, die ihm denselben so dringend empfahlen.

Dennoch unterließ es Marie Louise nicht, jede Gelegenheit zu benutzen, die geflügelten Dämonen ihrer Witzworte in dieser Beziehung arbeiten zu lassen. Auch jetzt geschah es, obgleich ihre Seele eigentlich mit etwas ganz Anderem beschäftigt war.

Da wurde Don Manuel de Godoy, Exentos der Garde seiner Majestät, gemeldet, der um die Gnade einer Audienz bitte.

Die Königin erblaßte und erröthete rasch hintereinander, der König aber frug erstaunt seinen Beichtvater, der, als die rechte Hand des Monarchen, dicht hinter seinem Sessel stand:

„Godoy?... Wer ist das?.... warum jetzt?... das Lever ist vorüber!.... Müssen wir denn ewig belästigt werden?!"

„Sire!" — versetzte der Beichtvater mit leiser Verbeugung — „der Gemeldete erscheint nur auf Eu'rer Majestät ausdrücklichen Befehl."

„Auf Unseren Befehl?" — wiederholte der König nachdenklich, die Hand an die Stirne gelegt.

„Majestät hatten im Verlauf eines Gespräches — ich weiß nicht mehr mit wem? — von der wunderbar schönen Stimme dieses Mannes gehört, — da sprachen Sie den Wunsch aus......"

„Ach ja!" — versetzte der Herrscher — „ganz recht. Wir entsinnen Uns.... aber.... war damals nicht die Rede, daß Godoy keine Charge in der Garde bekleide und daher nach den Gesetzen des Hofes nicht in so unmittelbare Berührung mit Uns treten könne?"

„Allerdings, Sire!" — sagte der geistliche Rath Carl IV., indem er sich abermals verneigte — „worauf Eu're Majestät, um des gewünschten Genusses nicht beraubt zu sein, dem Grafen von Oropeza den Befehl ertheilten, Don Manuel de Godoy sofort zum Exentos zu ernennen, welche Charge ihn des hohen Glückes theilhaftig macht, in die unmittelbare Nähe unseres großen Monarchen treten zu können. Er harrt sehnlich seinen

Dank für diese hohe Gnade Eu'rer Majestät zu Füßen legen zu dürfen."

Der König nahm diese Worte schweigend hin. Eine peinliche Stille trat ein, während welcher Carl, den Kopf geneigt, die Arme auf die Kniee gestützt, den trüben Blick der glanzlosen Augen auf die Spitzen seiner Sammtschuhe geheftet, nachdenklich verharrte.

Endlich sagte er leise und mit kaum merkbarer Kopfbewegung gegen den Beichtiger hin:

„Wir haben Uns wohl wieder einer Sünde theilhaftig gemacht?"

„Sire?!" — entgegnete dieser erstaunt.

Aber Carl fuhr finster fort: „Ist es auch recht, um einer flüchtigen Laune willen, andere Männer von Verdienst durch ein solches Verfahren zurückzusetzen?"

„Majestät vergessen!" — versetzte der Geistliche — „daß es für Spanien nur einen Willen gibt und nur ein Glück, und das ist der Wille und das Glück unseres ruhmgekrönten Königs Carl IV., dem jeder gute Spanier ohne Murren selbst Leib und Leben opfert!"

„Und dann" — fiel die Königin ein — „wenn meinem erhabenen Gemahle von Gottes Gnaden die Krone von Spanien und Indien wurden, so wurden ihm auch Sorgen die Menge; denn: „Kronen drücken das Haupt!" — Sollte da seine Majestät erst wie ein Bettler fragen müssen, ob es ihm auch erlaubt sei, ein Mittel zu finden, diese Sorgen zu verscheuchen? — Carl IV. ist König!"

„Ja!" — versetzte der Beichtvater — „und die königlichen Rechte dürften durch Zweifel, wie Majestät sie jetzt hegen, sehr gefährdet sein."

„Meint Ihr?“ — frug bei diesen Worten der König erschrocken.

„Sicher!“ — sagte Jener.

„Nun gut denn!“ — versetzte der König — „so mag es geschehen sein; aber ich werde es Euch zu meiner Beruhigung morgen doch beichten.“

„Heil! Euer Majestät für solch frommen, wahrhaft königlichen Sinn!“ — sagte der Beichtvater begeistert — „die Absolution, Sirr, ist Euch gewiß!“

Und Carl IV. gab einen Wink, den Gemeldeten vorzulassen. Wie ein lichter Stern, der den verirrten Schiffer durch Nacht und Dunkel leitet, war in dem Könige, für einen Augenblick, das Gefühl für Recht und Billigkeit aufgeblitzt; aber die Luftströmungen des Hofes trieben rasch wieder die finsteren Wolken eines fremden Egoismus vor den freundlich Leuchtenden, und verhüllten ihn. Ach! ein gutes Herz genügt in jenen Höhen, — genügt in den Stürmen des Lebens nicht. Wer hier nicht auch die Magnetnadel der Vernunft mit auf die Reise nimmt, der wird, wenn Wolken den Himmel decken, den rechten Weg gar leicht verlieren!

Godoy trat ein. Die Königin erglühte in Purpur und ihre zitternde Hand vermochte kaum den kostbaren Fächer zu halten.

Wie schön war er aber auch — der schlauke, blühende und lebenskräftige Jüngling — in der reichen und malerischen Tracht seiner neuen Charge. Und welche edle Zuversicht bei aller Feinheit und Geschmeidigkeit der Manieren. Bei Gott! er trat mit der Unbefangenheit und dem

Anstande eines Fürsten ein, und als er sich nun vor dem Könige auf ein Knie niederließ, hätte selbst sein Feind in ihm ein Bild chevaleresker Liebenswürdigkeit anerkennen müssen.

Wer aber beschreibt Don Manuels Ueberraschung als der König, nachdem er seinen Dank entgegen genommen, in kurzen Worten erwähnte, daß er sehr Vortheilhaftes von seiner Stimme vernommen und den Wunsch aussprach: ihn auch einmal singen zu hören. Seine Majestät gähnten dabei auf eine für Godoy gerade nicht sehr ermuthigende Weise; während sich der junge Mann von dieser Aufforderung um so peinlicher berührt fühlte, als er eben erst für die Erhebung in einen höheren militärischen Grad gedankt hatte, und sich sein Stolz daher gegen den Gedanken, gleich einem Bänkelsänger hier figuriren zu sollen, wie ein edles Roß bäumte.

Glücklicherweise hatte das weibliche Zartgefühl Marie Louisens das Verletzende der Aufforderung und das Peinliche in der Lage des jungen Mannes sogleich mitempfunden, und so wußte sie der Sache, durch eine feine Anspielung auf eine ähnliche Situation des Cid Campeador gegenüber König Fernando, eine so gracieuse Wendung zu geben, daß es nun von Seiten Don Manuels verletzend gewesen wäre, die ihm durch einen Pagen dargereichte Guitarre nicht annehmen zu wollen. Ueberhaupt hätte er es denn auch nur abschlagen können?

Mit einem dankbaren Blicke auf die Königin, nahm er daher das Instrument; aber wunderbar! dieser Blick wirkte auch wie ein Zauber. Hatte er doch aus Bescheidenheit bisher nicht gewagt, Marie Louisen genauer

zu betrachten. Jetzt gewahrte er erst, wie das blühende, herrliche Weib gleich einer Königin der Schönheit vor ihm throne. Und sie war, durch seine Blicke von einer leichten Verwirrung angehaucht, in der That so überraschend, so wunderbar schön, daß Don Manuel von Staunen hingerissen, einen Augenblick das Instrument senkte.

Da schwebte ein Lächeln um ihren Mund, — ein Lächeln, das Engel hätte zum Falle bringen können; während sie zugleich dem Jünglinge Muth zusprach.

Und wie hallte der seelenvolle Ton ihrer Stimme in seiner Seele nach. Nicht als ob sein Herz in Liebe entflammt wäre; — davon war Manuel weit entfernt; — aber hätte denn so viel Schönheit, Güte und Herablassung seine leicht erregbare, wild schwärmende und glühende Phantasie, sein dichterisches Gemüth, sein edles gefühlvolles Herz nicht hinreißen und begeistern sollen?!

O wie griff er mit mächtig stürmischen Accorden in die Saiten; wie glitten die Finger der zierlichen Hand mit wunderbarer Fertigkeit über das Instrument, ihm Töne entlockend, so ungeahnt, so rein, so süß, daß der Königin Thränen in die Augen traten und der König zu gähnen aufhörte. Und wie er nun erst zu singen begann und in steigender Glut seine Seele aushauchen zu wollen schien, und die immer leidenschaftlicher werdenden Flammenblicke der Königin ihn wie in einem Zauberrausche fortrissen — fortrissen zu schwindelnden, überwältigenden Gedanken . . . . da übertraf er sich selbst, — da trug er auf den Schwingen der Töne sich, die Königin, den König und jede Seele, die ihn hörte, em=

vor zu jenen Sphären des Entzückens, in welchen sich uns Menschenkindern der Himmel öffnet und für Momente die Wogen der Seligkeit uns süß betäubend überfluthen.

Als Manuel schwieg, lehnte sich Marie Louise von Entzücken ermattet, mit halbgeschlossenen Augen zurück; aber ihr Puls flog wie im Fieber, der Busen wogte stürmischer, ihre Glieder zitterten und Blässe deckte ihre Züge. Der König aber saß — was ganz ungewöhnlich war — aufgerichtet in seinem Sessel und sein sonst so mattes Auge strahlte in flackerndem Feuer. Selbst seine Stimme kündete einen Anflug von Energie, als er ausrief:

„Bei allen Heiligen des Himmels, einen solchen Gesang haben Wir noch nicht gehört. Wir danken Euch, Don Manuel de Godoy, für diesen Genuß; aber Wir gedenken auch ein solches Talent so leicht nicht los zu lassen. Ihr seid von diesem Momente unter die Zahl meiner Recreatores *) aufgenommen.“

„Und“ — fügte die Königin, die ihre Haltung wieder gewonnen hatte, mit ihrem bezaubernden Lächeln hinzu — „damit Don Manuel de Godoy auch ein äußeres Zeichen der Gnade an seine Majestät binde, so trage er diese Diamantkette!“ Und indem sie dies sagte, nahm sie die Brillantschnur, die ihren Hals schmückte und hing sie Don Manuel um, der, verwirrt und berauscht von

*) Recreatores, die Unterhalter des Königs. Sein nächster vertrauter Umgang. Eine Einrichtung, die sich aus den Zeiten des von Melancholie gebeugten Philipp V. herschreibt.

so viel Glück, vor ihr niedergekniet war und den Saum ihres Gewandes an seine Lippen drückte.

Als Godoy die Zimmer des Königs verließ, wich Alles ehrfurchtsvoll zurück; — die Hüte flogen, die Rücken beugten sich, — auf allen Seiten drückte man ihm die Hand; — — — als aber die Nachricht weltkundig ward, gab es manch Auge, das im Verborgenen feucht wurde, und zum Himmel blickend, den Ewigen zu fragen schien: „Und wie wird wahres Verdienst belohnt?!“

XII.

Um all die geheimen Fäden in den Händen zu behalten, die, in Nacht und Finsterniß angesponnen, sich allmählig um Don Manuel de Godoy zu einem Netze verstricken, dessen dichtes, kunstvolles Gewebe für den unbefangenen, lebenslustigen Jüngling bald schwer zu zerreißen sein dürfte, müssen wir hier noch einmal hinter das Ebenerzählte zurückgreifen, um zu sehen, was in der Nacht vorfiel, die zwischen der Verschwörung in der Posada „la Corte“ und der so glücklich ausgefallenen Audienz unseres Helden bei seiner katholischen Majestät, Carl IV., liegt.

Wir erinnern uns dabei, daß, aufgefordert durch die kleine Andalusierin, Juana, jener mehrerwähnte, seltsame Gast der Weinschenke, den wir von der scheinbar erhöhten Lage seiner rechten Schulter „den Hochschultri-

gen" nannten, sich auf den Weg machte, Don Manuel de Godoy, — an dem er sehr viel Antheil zu nehmen schien, — vor gewissen, ihm selbst freilich gänzlich unbekannten, Gefahren zu warnen.

Der Hochschultrige, den Juana als einen armen Teufel behandelt und Diego genannt und der auch in den Augen Felipes für nichts mehr und nichts weniger als einen verdorbenen Schreiber galt, mußte indessen doch wohl einen, von der Hülle verschiedenen Kern in sich tragen. Kaum hatte er nämlich die Posada verlassen und sich überzeugt, daß die bereits völlig eingebrochene Nacht ihn für jedes Auge genügend verhülle, als er die rechte Schulter in ihre normale Lage zurückfallen ließ und nun so gerade wie der gesundeste Mensch einherschritt. Sein Gang, wenn auch beeilt, hatte dabei etwas sehr festes, seine Haltung verrieth sogar Hoheit, und wer das Blitzen seiner Augen jetzt hätte sehen können, der würde sogleich geschlossen haben, daß unter dieser hohen Stirne ein mächtiger, wenn auch finsterer, Geist throne.

Unstreitig beunruhigten ihn die wenigen Andeutungen Juanas über die Gefahr, die Don Manuel de Godoy bedrohen sollte, sehr, da er den ziemlich weiten Weg von der Posada bis zum königlichen Palaste in auffälliger Erregtheit zurücklegte.

Der neue königliche Palast aber, den der Hof jetzt bewohnte, um später nach Vorschrift auf Monate mit Anranjuez zu vertauschen, liegt am westlichen Ende der Stadt auf einer ziemlichen Anhöhe zwischen den Thoren von San Vicente und Segovia. Er war einst die Wohnung maurischer Herrscher, ward von Heinrich II. aus=

gebessert, von Heinrich IV. verschönert und vergrößert, von Philipp II. aber nach dem Entwurfe seines Vaters zu einem anständigen königlichen Aufenthalte umgeschaffen. Im Jahre 1734 ward das Gebäude zum größten Theile in Asche gelegt, drei Jahre später aber prächtiger als je nach dem Grundrisse des Piemontesers Saguelts von Philipp V. wieder aufgeführt und gehört nun zu den größten Palästen Europas. Es bildet dies Prachtgebäude ein vollkommenes Viereck von 470 Fuß Länge und 100 Fuß Höhe. Südlich hat es die vorzüglichste Façade und drei Hauptgeschosse, östlich und westlich vier und nördlich sogar fünfe. Auf dem unteren einfachen Stock ruhen dabei in nicht ganz jonischer Ordnung zwölf Säulen, vier im Mittelpunkte der Façade und acht zu beiden Seiten, durch Pfeiler getrennt. Diesem großartigen Anblicke entspricht denn auch der Schloßhof auf das Vollkommenste. Er ist so geräumig, daß fünfzig Wagen ungehindert und gleichzeitig darin umlenken können.

Je prachtvoller und königlicher aber dieser Palast emporragt, desto trauriger und reizloser trat damals die Nachbarschaft desselben hervor, von welcher das Auge nur durch den gewaltigen Ueberblick, den die Aussicht von diesem Schlosse über die große, herrliche Stadt und die Ebene, in der sie liegt, abgezogen werden konnte.

Lagen doch um jene Zeit noch ganz in der Nähe dieses stolzen Königssitzes finstere, alte, schmutzige Häuser die mit Bergen von Schutt abwechselten und mit dem kahlen Schloßhügel, den nicht einmal ein bequemer Weg mit dem Manzanaresthale verband, einen traurigen, öden Anblick gewährten.

Doch! als ob dies alles den Unterschied zwischen dem freudenarmen Jammerdasein in den Hütten der Armuth und dem Götterleben der Großen der Erde so recht grell bezeichnen sollte — . . . . . . verschwunden war dieser traurigen Nacktheit Bild, sobald das Innere des Palastes sich dem Blicke öffnet. Staunend verweilte dann das Auge bei den alten und neuen Meisterwerken der Bildhauerkunst, — bei der Menge vortrefflicher Gemälde, wovon viele aus dem Palaste Buen Retiro genommen, — bei des großen Raphael Mengs herrlichen Deckenwerken und bei der ungeheuren Fülle der kostbarsten Meubels.

Jetzt, in dem Augenblicke, von welchem wir reden, war freilich der größte Theil all dieser Herrlichkeiten in Nacht versunken und namentlich diejenige Seite des Schlosses, welcher sich unser Wanderer näherte, ganz in Dunkelheit gehüllt. Es war der Theil, den der Brand von 1734 verschont hatte und der folglich noch aus den ältesten Zeiten stammte. Jetzt ist auch er verschwunden, da er dem Ausbaue, nach dem neuen eben erwähnten Plane, weichen mußte.

Da es in dieser Gegend gänzlich menschenleer war, konnte der Hochschultrige ungestört bis zu dem Schlosse herantreten; hier aber wandte er sich keineswegs der Hauptfaçade zu, um Godoy aufzusuchen, sondern dicht an den Mauern des Schlosses hinschleichend verschwand er plötzlich in der kleinen Thüre eines alten Thurmes.

Zehn Minuten später trat Salvaterra in jenes finstere Gemach, in welchem wir den Beichtvater der Königin schon einmal erblickt haben.

Heute wie damals stand auf dem Tische von Eichenholz jener schwere, plump gearbeitete silberne Leuchter, auf dessen drei Armen gelbe Wachskerzen brannten; — heute wie damals bedeckten Schreibmaterialien den Tisch; — heute wie damals herrschte Todtenstille in dem finsteren Gemache, dessen mit dunkelem Holzwerk bekleideten Wände keine anderen Zierden schmückten, als jenes mächtige Crucifix, vor welchem der schwarzbehängte Betpult mit dem Todtenkopfe und den beiden Lichtern stand.

Salvaterra befand sich allein; aber die gewöhnliche Ruhe dieses Mannes, die einem Anderen gegenüber oft wahrhaft beängstigend wurde, hatte ihn heute verlassen. Er ging mit verschlungenen Armen und großen Schritten auf und ab, und wenn auch keine Muskel seines ernsten und knöchernen Gesichtes zuckte, so verrieth doch das mehr als je unheimlich aufflackernde Feuer seiner Augen die innere Bewegung.

Plötzlich hielt er mitten im Zimmer inne, starrte eine Weile vor sich hin und sagte dann leise, mit einem Tone, der zugleich Verachtung und Ingrimm ausdrückte:

„Bei dem Allmächtigen! Florida Blanca hatte recht, als er jüngst den Menschen eine armselige Brut der Erde nannte; gut genug, die größten Plane auszuhecken, aber nicht so mächtig mit eines Haares Werth für die Ausführung derselben haften zu können! — Da steh' ich nun — ich — der Spaniens beide Herrscher, — der den ganzen Hof — der das Reich an einem Finger lenkt, blicke triumphirend auf das Gelingen meiner großen Pläne . . . . . . sehe die Königin, in Liebe gefangen,

ein willenloses Spielwerk meiner höheren Absichten . . . . sehe den gehaßten Gegner gestürzt durch ein Kind . . . . Alles geht herrlich . . . der König selbst handelt unbewußt für uns . . . . . und in dem Augenblicke, da der volle Sieg in meinen Händen ist . . . . . . droht vielleicht der Dolch eines Banditen den so fein gesponnenen Faden mit einem Stoße zu zerreißen."

Er schwieg und ging abermals, in finsteres Brüten versunken, auf und ab.

Grabesstille herrschte ringsumher, nur von dem Widerhall seiner Schritte, wie von dem Pendelschlage einer Todtenuhr unterbrochen.

Da klopfte es leise an der geheimen Thüre. Salvaterra trat heran und frug: „Wer da?!"

„Jephta gegen Ephraim!" entgegnete eine Stimme. Der Beichtvater der Königin öffnete und eine Gestalt, in einen langen braunen Mantel gehüllt trat ein.

Sobald sich das Pförtchen hinter ihr geschlossen, warf sie Hut und Mantel ab und ein junger Mann — der Typus eines ächten Spaniers, männlich schön, geschmeidig und doch stolz — stand gekleidet in die zierliche Tracht eines Madrider Barbiers vor Salvaterra.

„Gut, daß ihr endlich kommt, Antonio" — sagte dieser mit einem Anflug von Freude — „ich erwartete Euch mit Ungeduld. Berichtet mir rasch über Euren Auftrag."

Salvaterra setzte sich hierauf und der junge Mann erzählte, wie er Don Manuel de Godoy lange gesucht und endlich auf der Puerta del Sol gefunden, wo er ihm denn auch das Briefchen in die Hände gesteckt habe.

Mit der, allen Barbieren eigenthümlichen Geschwätzigkeit versäumte er dabei nicht, auch des Streites zu erwähnen, der an jener Stelle und zu jener Zeit zwischen Don Manuel und dem Fürsten von Marantea statt gefunden.

Bei diesem Berichte erhöhte sich sichtbar Salvaterra's Aufmerksamkeit. Antonio mußte daher den ganzen Hergang noch einmal ausführlich erzählen. Er konnte dies denn auch um so genauer, als ihn seine angeborne Neugierde damals vermocht hatte, sich in der Menschenmasse bis dicht an die Streitenden vorzudrängen.

„Und welches waren die letzten Worte des Fürsten?" — frug, als die Erzählung nicht enden wollte, Salvaterra gespannt.

„Morgen Abend mit Sonnenuntergang im Thale des Manzanares, an dem Kreuze des heiligen Jago!" — berichtete der junge Mann.

Salvaterra stand rasch auf, befahl Antonio in ein entfernteres Nebenzimmer zu treten, schloß hinter demselben die Thüre, und rief dann, in sein Gemach zurückgekehrt, hochaufathmend:

„Gottlob! für diesmal ist unser Mann hoffentlich gerettet!" — Aber als ob ihn in demselben Augenblicke ein entgegengesetzter Gedanke durchzucke, setzte er gedehnt hinzu: „Marantea!... Es ist schlimm! ich hoffte seinen Zorn über die Zurücksetzung gegen Florida-Blanca zu wenden und nun kehrt er sich gegen Godoy....... und Marantea ist, so viel ich mich entsinne ein höchst gefährlicher Mensch...... — er und kein Anderer war

der Vermummte, der die Banditen dingte — Marantea" — fuhr Salvaterra nachdenklich fort und wiederholte den Namen — „gingen nicht über ihn schon vor Jahren finstere Gerüchte. Von ihm ist Alles zu fürchten. Ich muß mich überzeugen!"

Und mit diesen Worten schritt der Beichtvater der Königin dem Betpulte zu, auf welchem der Todenkopf lag und die beiden Lichter brannten. Alsbald waren diese Gegenstände entfernt und es blieb nur noch das Crucifix, das an der mit eingelegtem Holz getäfelten Wand über dem Betpulte befestigt war. Salvaterra küßte es, fast als wolle er damit einen geheimen Gewissensscrupel beschwichtigen, und drückte dann mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf den nur wenig hervorstehenden Nagel, welcher die linke Hand des sterbenden Erlösers hier durchbohrte.

Sofort hörte man das Geräusch einer ablaufenden Feder und zwei Holzfüllungen öffneten sich als Flügelthüren eines geheimen Schrankes, der eine Masse von Folianten zeigte, auf deren Rücken die Buchstaben des Alphabets angebracht waren.

Salvaterra griff nach jenem, der den Buchstaben M zeigte, legte ihn vor sich auf den Betpult und schlug die Blätter hin und her.

Endlich schien er das Gewünschte gefunden zu haben. Anfangs las er leise; dann, als ob sich sein Interesse an der Sache immer steigere, hob sich seine Stimme, bis er vernehmlich fortfuhr:

„Die Familie des Fürsten von Marantea lebte damals zu Sevilla im Streite mit den Herzögen von

Medina Cöli — ein Streit, der fast zur öffentlichen Fehde wurde und in welchem sich eben dieser dritte Sohn des Fürsten von Marantea, — damals sechzehn Jahre alt, — durch Leidenschaftlichkeit und unversöhnlichen Haß auszeichnete. Ueberhaupt trug derselbe schon damals einen bösen Namen, — ja es lasteten auf dem ausschweifenden Jünglinge der Verdacht mehrerer schweren Verbrechen und nur die hohe Stellung seines Vaters konnte ihn vor öffentlichen Anklagen schützen, bis er endlich plötzlich fast spurlos verschwand. Wie es hieß, war er auf Reisen gegangen. Was unsere heilige Kirche betrifft, so hat sie wohl niemals das Geringste von diesem leidenschaftlichen und rauhen Gemüth zu erwarten; es sei denn, daß der junge Fürst in späteren Zeiten sich so weit herabgesündigt, daß sein Körper und sein stolzer, hochfahrender Geist gebrochen im Staube kriechen, und er gefoltert von Gewissensbissen, des Trostes der Kirche bedarf. Für diesen Fall ist sich namentlich an Pater Hernando im Kloster San Fernando zu Sevilla zu wenden, der um jene Zeit Beichtvater der Familie des Fürsten war."

Salvaterra schlug eine Seite um. Hier fanden sich weitere Notizen. Eine aus Rom, die andere aus Neapel, mehrere Jahre später eine dritte aus Paris; — alle aber stimmten darin überein, daß der Betreffende ein allen Leidenschaften ergebener, gefährlicher Mensch sei.

Der Beichtvater der Königin schien jetzt genug zu wissen. Seine Züge waren unter dem Lesen noch finsterer und eisiger geworden, als sonst. Er schlug den Folianten zu, stellte ihn an seinen Platz, drückte die Flügelthüren des Schrankes in ihre Fugen, küßte das Crucifix, setzte

Todtenkopf und Lichter auf ihren alten Platz, nahm Papier und Feder und schrieb:

An den Fürsten Don Juan de Marantea!

Im Namen des Großinquisitors!

Dem Fürsten Don Juan de Marantea wird bekundet, daß das Gericht der heiligen Inquisition seinen Anschlag auf Manuel de Godoy kennt. Wird Letzterem auch nur ein Haar seines Hauptes gekrümmt, so steht Don Juan de Marantea vor diesem Gerichte und hat sich für diese, wie für die einst zu Sevilla verübten Verbrechen zu verantworten.

Das Großinquisitoriat.

Nachdem Salvaterra dieses Schreiben zusammengefaltet und gesiegelt hatte, ging er, dem jungen Manne, den er eingeschlossen, zu öffnen. Zugleich übergab er ihm den Brief, mit dem Befehle, denselben noch diese Nacht in die Hände des Fürsten zu liefern.

Kaum aber war Jener fort, als es schon wieder an der geheimen Thüre klopfte und auf Salvaterras: „Wer da?“ die bekannten Paßworte: „Jephta gegen Ephraim!“ erschallten.

Begleiten wir indessen den jungen Spanier, der, in seinen langen braunen Mantel gehüllt, und im Geheimen über den unerwartet noch so spät erhaltenen Auftrag

fluchend, jetzt durch dieselbe Pforte, durch welche zwei Stunden früher Salvaterra in das Schloß getreten, dieses verließ.

Als sich Antonio auf dem einsamen Schloßhügel sah, blieb er stehen, um zu überlegen, wie denn sein Auftrag auszuführen sei.

Es war schon ziemlich spät in der Nacht, doch schlief ja darum Madrid noch nicht, das, wie allgemein bekannt, in den nächtlichen Stunden erst recht zu leben anfängt. Aber wie und wo sollte Antonio erfahren, wo sich jetzt Don Juan befinde?

Das Nächste und Natürlichste war, nach dem Palaste Marantea zu gehen und hier wo möglich unter irgend einem Vorwande Erkundigungen einzuziehen. Antonio that es; Niemand aber konnte ihm sagen, wo der junge Fürst, der ein wildes und wüstes Leben führte, diese Nacht zubringe.

Aergerlich über diese fehlgeschlagene Hoffnung, verließ er daher das Palais wieder und stand nun in der That rathlos mitten in dem nächtlichen, vielfach sehr verdächtigen Treiben der Hauptstadt.

Aber ein so gewürfelter Bursche wie Antonio verliert den Kopf so leicht nicht, und da er obendrein wußte, daß alles was der Beichtvater der Königin unter dem Schibboleth „Jephta gegen Ephraim“ befehle, bei Leib und Leben unbedingt und ungesäumt vollzogen werden mußte, — er auch als guter Spion alle Schlupfwinkel und Höhlen des Lasters und des Leichtsinnes kannte, so schwur er bei allen Teufeln der Hölle und bei allen Hei-

ligen des Himmels, nicht eher zu ruhen, als bis er den jungen Wüstling irgendwo aufgefunden habe.

Gesagt gethan! Schnellbeinig wie alle Barbiere, — zumal die von Madrid, die bei weitem mehr als Liebesboten, Aufpasser, Gelegenheitsmacher und zu ähnlichen Dingen gebraucht werden, als zum Bärtevertilgen, — eilte Antonio von einem Tempel der Leidenschaft zum andern. Aber der Mensch hat manchmal Tage (und auch Nächte) wo die Hölle losgelassen scheint, und ihm Alles gegen Kopf und Sinn geht, recht als ob ein ganzes Heer heimtückischer Dämonen seine Freude daran hätte, den armen Sterblichen durch boshafte Vereitlung aller seiner Unternehmungen zur Verzweiflung zu bringen.

Ein solches Höllenpack, dünkte Antonio, müsse heute gegen ihn verschworen sein; denn wo er hinkam, war der Gefragte gestern, vorgestern, vor einer Woche oder gar vor ein paar Stunden gewesen; Niemand aber wußte, wo er sich jetzt befinde.

So war Mitternacht längst vorüber und der arme Mensch von dem anstrengenden Herumlaufen und erfolglosen Suchen so müde, daß er sich kaum mehr auf den Füßen zu halten vermochte ... und doch ..... Pater Salvaterra hatte befohlen!

Was aber in Spanien ein Priester, und durch diesen die Kirche befiehlt, ist dem Volke ein Evangelium. Kennt doch der ächte Spanier nur zwei Willen, den des Königs und jenen der Kirche. Es ist dies aber auch so natürlich, wie historisch begründet. Wurde doch die christliche Religion schon sehr frühe in Spanien eingeführt und hier

eine christliche Kirche gegründet. In den ersten Zeiten stand diese Kirche in gar keiner Verbindung mit dem Staate, bis sie unter den späteren westgothischen Königen bedeutenden Einfluß auf dieselben erlangte, und mancher schlaue Metropolit seine Superiorität über die Fürsten zu behaupten wußte. Die Bischöfe waren aber nicht herrschsüchtiger als die Könige, und handelten nur ihrem Charakter und ihren Verhältnissen gemäß, wenn sie die Kirche unabhängig von der politischen Gewalt zu machen und sie über den Staat zu erheben strebten. Da aber die Hauptmacht der Hierarchie auf der öffentlichen Meinung beruhte, so mußte sie diese Meinung auf jede Weise zu erhalten, und was sie zu verändern drohte, zu unterdrücken trachten. Sie hat daher allerdings verderblich influirt, indem sie, um dieses Zweckes willen, alle und jede Geistesfreiheit, alle und jede geistige Selbstständigkeit der Nation unterdrückte und durch Ketzergerichte und jene furchtbare, die Welt in Schrecken setzende, Inquisition das Volk zu wahren Sclaven der Kirche machte.

Daher kommt es, daß es von jeher der spanischen Nation — zwar nicht an physischen und geistigen Kräften — wohl aber an jener Freiheit des höheren menschlichen Daseins fehlte, durch welche sich allein ein Volk zu dauernder Größe empor zu schwingen vermag; — daher kommt es, daß Verstand und Vernunft, welche jene Kräfte verbinden und in freier Thätigkeit veredeln sollen, hier stets so gebunden und gehemmt blieben, daß wohl einzelne Funken im Leben des Volkes aufsprühen, nie aber zu einem hellen Lichte oder zu einer wohlthätigen Flamme sich vereinigen konnten; — daher kommt es, daß es nie in Spanien

eine öffentliche Meinung gab; daß dies edle Volk noch immer in grenzenloser Unwissenheit und geistiger Verwilderung schmachtet; — daher kommt es, daß noch heutzutage fast jeder Spanier, der Kirche gegenüber, ein willenloser Sclave ist; — daher kam es, daß Antonio sich lieber wie ein Hund an die große Pforte des Palastes Marantea legte, entweder den heimkehrenden Wüstling hier zu erwarten, oder mit dem Oeffnen des Palais zu ihm zu dringen — als daß er es gewagt hätte, heimzugehen.

Doch es heißt mit Recht: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!"

Antonio's Vorsatz, hier zu wachen, stand fest; indeß seine Müdigkeit war zu groß und so war er denn, ehe eine halbe Stunde vergangen, sanft eingeschlummert.

Da plötzlich — der Morgen dämmerte schon — fuhr er, sehr unsanft durch einen Fußtritt geweckt, in die Höhe.

„Hund von einem Kerl!" — donnerte ihm dabei eine schwere Zunge entgegen — „was hast Du hier zu thun? Bist wohl betrunken wie ein Schwein, daß Du Dich im Kothe wälzest?"

Antonio schaute groß auf, und während er sich mit der einen Hand den Schlaf aus den Augen und mit der anderen die Stelle rieb, die der Fuß des Uebermüthigen so hart getroffen, suchte er im Dämmerlichte zu erkennen, mit wem er es zu thun habe.

„Nun!" — rief der Andere, der den Wein sichtbar in hohem Grade spürte — „kannst Du nicht aufstehen, Hallunke; siehst Du nicht, wen Du vor Dir hast?!....

Armseliges Volk!.... Ein einziger Becher Tinto de Rota läßt sie den Kopf verlieren; — da sieh mich an, Jammerseele — ich habe diese Nacht in den Armen der schönen Olivia wohl zwanzig Becher göttlichen Rebensaftes geleert.... und bin.... so nüchtern wie eine Katze!" und dabei stemmte er sich mit dem rechten Arme gegen die Mauer des Palastes, um das Gleichgewicht seines Körpers zu erhalten.

Durch diese Bewegung fiel aber der Mantel, der bis dahin das Gesicht nach spanischer Sitte halb verhüllt hatte, von der Schulter herab und Antonio erkannte in dem Betrunkenen mit freudigem Schreck seinen Mann.

„Excellenz!" — rief er daher aufspringend — „gelobt sei die heilige Jungfrau, daß ich Euch endlich finde!..."

„Jungfrau?" — lallte Don Juan de Marantea lachend nach, und seine Augen starrten Antonio aus rothen Ringen gläsern an — „Jungfrau? daß sich Gott erbarm'!.... ich sage Dir aber.... nun Du weißt schon.... ein schönes Weib ist sie.... und ein schöneres Weib, als diese Olivia hat ganz Spanien nicht!"

„Gewiß nicht!" — versetzte Antonio, der in Rücksicht auf den Zustand des jungen Fürsten, in dessen Irrthum einging — „aber...."

„Aber?" — rief zornflammend der Berauschte — „Schuft von einem Kerl!.... willst Du's läugnen, daß Donna Olivia das schönste Weib der Welt ist,.... so send' ich Dich zur Hölle!" Und mit diesen Worten griff er zum Schwerte; glücklicherweise verlor er aber dabei, da er den stützenden Arm von der Mauer zurückzog, das

Gleichgewicht, und so faßte seine rechte Hand statt den Griff des Schwertes den Arm des Barbiers. Da ihn dieser aber zu halten strebte, so riß er sich wieder los und sagte hochmüthig:

„Ihr braucht mich nicht zu halten;.... meint Ihr, ich spürte den Wein?.... Nein, mein Freund, da irrst Du Dich.... Don Juan de Marantea kann noch einmal so viel trinken.... und ist noch so nüchtern wie eine Nonne!.... Aber zum Teufel! mit wem halte ich mich denn da auf?.... Was willst Du, Junge?"

Antonio wußte in der That nicht, ob er dem jungen Fürsten das Papier in diesem Zustande überreichen solle oder nicht. Noch hielt er es zweifelnd in der Hand, als es ihm dieser mit den Worten entriß:

„Gewiß wieder ein Briefchen von einer Donna.... corpo di bacco!.... die Mädels sind noch immer so toll in mich verliebt.... wie einst in Neapel!.... doch der Teufel lese hier.... Ich weiß nicht warum.... aber die Buchstaben tanzen vor meinen Augen.... lies Du!"

Und er reichte den geöffneten Brief dem Barbier. Einen Augenblick zögerte dieser, dann aber siegte die Neugierde und Antonio wollte eben lesen, als ihm das Wort auf den Lippen erstarb. Entsetzt wich er zurück, und dem Fürsten das Papier zitternd hinhaltend, stammelte er:

„Excellenz! das ist nichts für mich.... les't selbst!" schlug ein Kreuz und war verschwunden.

„Dummkopf!"—brummte ihm Marantea nach. War es aber die Morgenluft, die der junge Fürst nun schon seit einer halben Stunde geathmet; — oder war es die

Rückwirkung des Schreckens, den der Anblick des Papieres sichtlich auf den ihm Unbekannten hervorgebracht hatte — Don Juan de Marantea fühlte sich etwas klarer im Kopfe. Er bemühte sich daher, die noch immer hin und her hüpfenden Buchstaben, die bei dem Dämmerscheine ohnehin schwer zu erkennen waren, mit den Augen festzuhalten, und studirte somit die erste Zeile: „An den Fürsten Don Juan de Marantea“ glücklich heraus.

„Nun“ — sagte er noch immer halb im Taumel — „das bin ich!“

Als er nun aber seine mühselige Lesearbeit fortsetzte und auch noch „Im Namen“ herausbuchstabirt hatte, da standen mit einemmale die Schriftzüge fest vor seinen Augen, — fest, groß und flammend, als habe sie der Allmächtige selbst dahin geschrieben, und als er stammelte „des Großinquisitors!“ da däuchte es ihm, als jauchze unter seinen Füßen die Hölle triumphirend auf.

Marantea lehnte sich todtenbleich an die Wand seines Palastes. Jetzt war er in der That so nüchtern, wie ein neugeborenes Kind; aber er hatte auch für den Augenblick eben so wenig Denkkraft, als ein solches.

Erst nach längerer Zeit vermochte er weiter zu lesen. Bei der Erinnerung an Sevilla schwankten seine Kniee und die von der linken Wange quer über die Nase nach der Stirne laufende Narbe, die ohnehin sein Gesicht so gewaltig entstellte, unterlief blutroth. Als er mit den Zeilen zu Ende war, zerdrückte er das Papier in der Hand und verbarg es dann hastig in seiner Brusttasche. Dann riß er den Hut ab, wischte den kalten Schweiß von

der Stirne, stampfte mit dem Fuße auf den Boden, daß die Spornen laut erklangen und machte den anstürmenden Gefühlen mit einem zähneknirschenden: „Verdammt!“ Luft.

Sein Zustand — ein wüthendes Wellenschlagen von Zorn, Haß, Angst und Rache — grenzte in der That in diesem Momente an Wahnsinn und es bedurfte Stunden, verstürmt in der frischen Morgenluft, bis er einer ruhigen Ueberlegung fähig war.

Als er aber endlich zu dieser gelangte, ergriff ihn erst völlig Verzweiflung. Don Manuel de Godoy sollte kein Haar gekrümmt werden, und doch waren die Banditen auf diesen Abend bestellt und der Zweikampf abgeredet. Sollte er selbst den verhaßten Godoy aufsuchen, gleichsam Abbitte thun und den Streit gütlich beilegen — das war unmöglich und erlaubte sein Stolz nicht. Dann eher in den Kerkern der Inquisition verfaulen. Und Ronquillo und seine Gefährten — wie diese finden? Er wußte aus ihrem eigenen Munde, daß sie diesen Tag „Arbeit“ außerhalb der Hauptstadt übernommen. Und dennoch, er mußte sie finden und zurückhalten, sonst war Alles verloren!

Und doch! — und doch! — er sandte seine Helfershelfer vergebens aus — es ward Mittag — es ward Abend — man fand sie nicht.

XIII.

Es kann für den denkenden Menschen nichts Interessanteres und nichts Nützlicheres geben, als die scharfe und unparteiische Beobachtung des eigenen geistigen Lebens. Und würden die Menschen nur eben so oft nach Innen blicken, als sie dies nach Außen thun, und so häufig die eigenen Fehler kritisiren, als die Fehler Anderer, dann stünde es wahrlich besser in dieser Welt.

Die Quellen der größten Ströme sind so klein und unbedeutend und liegen oft so versteckt, daß sie der Welt lange unbekannt blieben; und selbst Diejenigen, die sich ihr Lebenlang auf den Wogen dieser Ströme schaukeln, kennen oft deren Ursprung nicht! Ist es mit den menschlichen Leidenschaften anders?

Das unmündige Kind, das kaum zu Lallen begonnen, wird von der unvorsichtigen Amme aufgefordert, die Tischecke zornig zu schlagen: an die es sich gestoßen hat — — und dasselbe Kind, längst erwachsen, läßt sich als Mann im Zorne hinreißen, den Gegner niederzustechen und endigt . . . . . auf dem Schaffot!

Und wohin hat Ehrgeiz nicht schon so Tausende geführt?

Sollte aber eine so berauschende Glücksstunde, wie sie Don Manuel an demselben Tage geworden war, von welchem wir eben gesprochen, nicht diesen Funken aus der glühenden Jünglingsseele schlagen, in der er ohnehin schon längst geschlummert.

Möchte nur sein Genius jetzt und ferner ihm zur Seite stehen, und ihm zeigen, wie eben dieser Ehrgeiz, von einem festen Charakter in den nöthigen Dämmen gehalten, gleich einem prächtigen Flusse segnend an den reichen und blühenden Ufern vorübergleitet; wie aber derselbe Fluß, bestrahlt die Sonne des Glücks in all zu glühenden Strahlen die Gipfel seiner Alpenwelt, nach und nach schwillt.

Freilich ist dies Anschwellen im Anfange unmerklich; aber es nimmt zu, von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag; und wehe dann dem Unvorsichtigen, der nicht fortwährend die Dämme ob ihrer Haltbarkeit prüft ..... mit einemmale durchbricht sie der gewaltige Strom, und Felder und Wiesen, und Dörfer und Städte sind verloren und vergebens heult die Sturmglocke, das Land aufzubieten und der Verwüstung zu wehren!

In dem Augenblicke freilich, in welchem Don Manuel de Godoy als Exentos der königlichen Leibgarde und Mitglied der Gesellschaft der Recreatores seiner Majestät, — die bis auf die Brust herabhängende Diamantenkette der Königin um den Hals, — die Gemächer Carl IV. verließ, dachte er an diese Dinge nicht. Wie wäre dies auch in seinem Alter und bei seinem feurigen Temperamente möglich gewesen? Im Gegentheil! Manuel war von seinem Glücke so geblendet, so schwindelnd überglücklich, so maßlos selig, daß er alle Welt hätte umarmen und vor Seligkeit an seinem Herzen erdrücken können.

Gibt es einen Rausch durch Wein, so gibt es auch in der That einen Rausch durch Glück; beide sind gefähr-

lich, da der Mensch oft übermüthig durch sie wird, — und führen daher auch nur zu häufig, wenn man sie nicht still verrauchen läßt, bittere Nachwehen im Gefolge. Aber den Weinrausch verschläft der Mensch am besten im Bette; den Rausch des Glückes sanft verbrausen zu lassen, muß er sein Haupt an ein befreundetes oder geliebtes Herz legen.

Gottlob! Manuel hatte Beides! Er stürmte daher erst zu dem Bruder, den er am nächsten wußte und dann zu der Geliebten.

Linda hatte ihn zu dieser Stunde nicht erwartet; er überraschte sie daher, mitten in einem Kreise armer Kinder, die sie um sich versammelt hatte, um sie in mancherlei nützlichen Dingen zu unterrichten. Sie that dies täglich und ward dabei durch Bruder Anselmo redlich unterstützt, der aber jetzt nicht zugegen war.

Man kann sich denken, wie die Worte Manuels, — dessen Wangen im Purpur der höchsten Aufregung glühten, dessen Augen von Stolz und Freude strahlten — Linda überraschten. Linda liebte Manuel, also war sie auch glücklich mit dem Glücklichen, dem sie lächelnd in das verklärte Antlitz schaute; aber ihr Glück war doch kein ungetrübtes, eine ganz eigenthümliche Wehmuth überkam sie dabei, deren Grund sie sich zwar im Augenblicke nicht entziffern konnte, der aber ganz einfach darin lag, daß sie in diesem Momente zum erstenmale die Ahnung durchzuckte, Manuel verstehe die tiefsten Strebungen ihrer Seele nicht. Kannte doch Linda nur das stille Glück ihrer inneren Welt, während in Manuels Brust

gerade jetzt mehr denn je eine männliche Thatkraft erwacht war.

„Nun?! — frug daher erstaunt der Jüngling, als Linda freundlich lächelnd aber still der Erzählung lauschte, die der feurige Manuel mit einer Fluth von Lobeserhebungen auf die Leutseligkeit und Gnade des königlichen Paares und sonnigen Bildern einer großen Zukunft begleitete — „Nun?! Du jubelst nicht mit mir, bei diesem unerhörten Glücke?"

„Gewiß!" — sagte Linda, indem sie sich zärtlich an den Geliebten anschmiegte und ihn mit ihren großen dunkelbraunen Augen unendlich schwärmerisch und sehnsuchtsvoll anschaute — „gewiß, theure Seele, ich theile aus vollem Herzen Deine Freude, und wie sollte ich nicht? — Liebe ich Dich denn nicht so unaussprechlich, daß mein ganzes Sein in dem Deinen aufgeht? Bist Du glücklich, so bin ich es auch."

„Und das sagst Du mit einer Thräne im Auge?" — entgegnete Manuel, den es peinlich berührte, daß seine Nachricht Linda nicht eben so in einem flammenden Enthusiasmus setzte, wie ihn das Erlebniß. Aber er vergaß zweierlei dabei: Einmal, daß Selbsterlebtes immer hundertmal mehr electrisirt, als die Erzählung davon, und dann, daß die sanfte Linda eine holde Schwärmerin, er aber ein sanguinischer Brausekopf sei.

„Gerade diese Thräne" — versetzte Linda mit einem seelenvollen Blicke, — „gerade diese Thräne sei Dir ein Beweis wie innig ich Dich liebe. Sieh', Manuel, ehe ich Dich kannte, da war es unendlich still in meinem

Herzen, und friedlich lebte ich in meiner kleinen, beschei=denen inneren Welt. Aber diese innere Welt war auch mein Eines und mein Alles. Ich war ja so zufrieden, so glücklich in ihr! — Da sah ich Dich . . . . . und wie die Sonne über einem stillen, in Dämmerschein begrabe=nem Thale aufgeht, so brach auch meiner Seele durch Dich ein wunderbar strahlender Tag an. Alle früheren Farben erblaßten, gegen die Frühlingspracht der erwa=chenden Liebe; — alle früheren kindischen Wünsche er=starben an ihrer Glut, — und selig, unendlich selig, schaute ich in eine neue Welt; — in eine Welt, die Deine Liebe mir aufbaute; — in eine Welt, in der mir der Athem Gottes so rein und heilig entgegenweht, daß er mich, wie auf Adlerschwingen, verklärt zum Throne des Ewigen emporträgt, wo ich nichts mehr kenne, nichts mehr fühle . . . . als Dich und Gott!"

Sie schwieg und sank an seine Brust.

„Süßer Engel!" — rief Manuel entzückt und schloß sie stürmisch in seine Arme.

O ihr Glücklichen! — Schlürft doch in vollen, tiefen Zügen die Seligkeit dieses Momentes! Wer weiß, ob ihr einen ähnlichen in eurem ganzen Leben wiederfindet!

Nach einigen Minuten entwand sich Linda sanft den Armen des Geliebten. Das Entzücken hatte eine leichte, durchsichtige Röthe auf ihre Wangen gehaucht, während ihre langen schwarzen Wimpern die Sterne ihrer Augen leise verschleierten.

„Nun denn!" — sagte hier Manuel — „diese Welt, theure Linda, soll auch immer Dein sein."

„Sie muß es auch!" — versetzte Jene — „denn da ich außer ihr jetzt nichts mehr kenne, nichts mehr habe, nichts mehr bin! — so würde mit ihrem Zertrümmern, nicht nur das Glück meines Lebens zerstört sein .... sondern dies Leben selbst. Manuel! Manuel!" — rief sie dabei mit einem Tone, der aus dem Innersten ihrer Seele kam, indem sie zugleich die Hände des Geliebten krampfhaft faßte — „vergiß es nie .... Deine Liebe ist mein Leben ..... hab' ich Dich nicht mehr, ... dann bricht mein Herz!"

„Welch' ein Gedanke!" — entgegnete der Jüngling — „könnte ich denn ohne meine Linda leben?"

„Du?!" — frug Linda schalkhaft lächelnd.

„Du zweifelst?" — rief Manuel ernst.

„Nein!" — versetzte sie und drückte dem Geliebten einen Kuß auf die Wangen. — „So wenig, wie ich, ohne Dich! Aber es ist eben doch mit Dir etwas Anderes. Du bist ein Mann und Euch Männer kann die Liebe allein nicht fesseln; während sie das weibliche Herz ganz ausfüllt. Ihr steht einmal im Leben, in der Welt; .... Ihr seid vom Schicksal angewiesen, öffentlich zu schaffen und zu wirken. Kann es da anders kommen, als daß das Herz neben der Liebe auch dem Ehrgeiz, dem Ruhme und anderen Leidenschaften einen Platz einräumen muß?"

„Und möchte meine Linda" — frug Manuel lächelnd — einen Mann als Gatten besitzen, dem Ehre und Ruhm gleichgültig sind?"

„Gewiß nicht!" — sagte diese — „obgleich ich fühle, daß die Liebe so egoistisch ist, die Frage beinahe mit „ja"

beantworten zu können. Aber zwischen gleichgültig sein für Ehre und Ruhm und sich dem Ehrgeize in die Arme werfen, da ist — fürchte ich — bei Euch Männern nur ein kleiner Schritt, namentlich am Hofe und wenn man solches Glück hat, wie mein Manuel."

„Aha!" — rief dieser lachend — „daher also vorhin die Thränen?"

„Könnte ich armes, bescheidenes Kind denn einem Herrn vom Hofe genügen?"

„Herzchen!" — sagte Manuel — „der ganze Hof hat keine solche Perle wie Du!"

„Und die Königin?"

„Ist eben „Königin!" Wer der Sonne in's Auge sieht, wird blind."

„Und der Recreatore des Königs, wird der auch noch Zeit haben, an seine arme Linda zu denken?"

„Linda?!"

Manuel schwieg hier einen Augenblick, dann sagte er in einem ihm sonst ungewohnt ernsten Tone:

„Liebe Seele, laß mich Dir hier einmal beichten. Sieh, ich war bisher ein heiterer, lebenslustiger Bursche, der voll Muth und Vertrauen in die Zukunft schaute, auf sein gutes Glück rechnete, von großen Thaten träumte, ... aber blutwenig that."

„Du Böser!" — unterbrach ihn hier Linda — „liebst Du mich nicht?"

„In der That" — versetzte Manuel — „und das ist auch wirklich mein erster vernünftiger Streich; denn

die Liebe zu Dir, hat mich veredelt, gehoben, in mich selbst zurückgeführt, und da fand ich denn, daß ein so nichtssagendes, thatloses Leben, wie ich es bisher geführt, eines Mannes unwürdig sei. Gott ließ mich Deine Liebe finden, — sie ist unschätzbar, — ebendarum muß ich sie aber auch verdienen. Als ich aber nun gar heute von dem Schicksale, so ganz unverdient, mit Rang und Ehren überhäuft wurde, ... da . . . . gestehe ich es Dir nur, Geliebte . . . . da schämte ich mich vor mir selber. Aber wunderbar! im gleichen Momente war ich wie umgewandelt; ein Wendepunkt in meinem Leben war eingetreten; ein unwiderstehlicher Thatendurst ging in meiner Seele auf und ich fühle, daß ich ihm gehorchen muß. Nicht als ob mich der Glanz des Hofes lockte, ... nein! . . . . meiner Linda will ich würdig sein . . . . verklärt, gehoben und getragen von Deiner Liebe, will ich für Vaterland und Menschheit wirken; . . . . . . groß soll Dein Gatte dastehen, so daß, wenn die Stürme der Zeit seinen Staub einst verwehen, die Spur seines Daseins damit nicht vertilgt ist. Ich will leben für Dich, aber „Leben" heißt „Wirken!" und nur der ist unsterblich, der in dauernden Wirkungen sein Dasein über das Grab hinausträgt!"

Manuel hatte diese Worte im Schwunge einer aufrichtigen Begeisterung gesprochen und Linda dachte zu edel, als daß sie sich über einen solchen Entschluß nicht hätte freuen sollen. Sagte ihr doch ihr weiblicher Takt, daß allerdings der moralische Werth, die geistige Potenz und die öffentliche Stellung des Mannes, auch die Stellung des Weibes im Leben bedingt. So erweiterte sich

mit dem neuen vollen Lebensstrome, der in das Herz Don Manuels thatendurstig hereinbrauste, auch ihre Lebensanschauung, wenn gleich der Brennpunkt ihres Seins die ungetheilteste innigste Liebe blieb.

Daß Manuel den Frieden ihrer Seele nicht durch die Kunde des ihm noch heute Abend bevorstehenden Zweikampfes störte, versteht sich von selbst. War er doch so leicht, so froh, so glücklich; flogen doch die Stunden an der Seite der Geliebten so rasch dahin, — schaute er doch durch dies süße Auge in die Tiefen einer so engelreinen Seele, — in die Blumenauen eines nie gekannten Paradieses!

Du überglücklicher Mensch!.... erkenne nur recht den hohen Werth des Kleinodes, das Dir der Allgütige so freundlich bescheert; fühle nur so recht tief, daß die reine Liebe, wie sie Dir hier blüht, die Knospe jener zukünftigen Blume ist, die einst ihren reichen duftenden Kelch zur ewigen, zur göttlichen Allliebe entfalten soll.

Fühlst Du dies, Ueberglücklicher! dann wiegen diese Augenblicke Dein ganzes übriges Leben auf!

Es ging bereits gegen Abend und die Sonne neigte sich schon ihrem Untergange zu, als Don Manuel de Godoy an der Seite seines Bruders Louis die Stadt verließ. Sie waren in eifrige Gespräche vertieft und wandten sich dem Manzanaresthale zu.

Eine halbe Stunde früher waren vier andere Wanderer, in der Gegend des königlichen Lustschlosses El Pardo, in dasselbe Thal getreten und schritten nun rüstig auf dem Wege nach Madrid vorwärts.

Es waren dies vier Männer, wie man sie in Spanien zum Ueberflusse trifft, in ihrer äußeren Erscheinung die unterste Volksklasse fast in allen Theilen der Monarchie, mit wenigen Abweichungen, charakterisirend. Ihre gelben verbrannten Gesichter, ihre pechschwarzen Haare und Augenbrauen waren abschreckend; ihre Physiognomien hatten etwas ungemein Düsteres und Wildes. Dabei die zerlumpte Kleidung, den alten zerdrückten Hut, geschmückt mit mehreren kleinen Heiligenbildern von Zinn, und den mit Gravität und Koketterie auf der Brust übereinandergeschlagenen, über die linke Schulter geworfenen und in der Mitte bis über das Kinn in die Höhe gehobenen Capa (Mantel) — beinahe die Hälfte des Gesichtes verbergend — und der Typus des gemeinen Mannes in Spanien steht vor uns. Da diese Gestalten auf unseren Bühnen als Banditen stereotyp geworden sind, so ist es nicht zu verwundern, daß sich der Reisende, bei einem ersten Besuche der pyrenäischen Halbinsel, beim Anblicke dieses Völkchens durchaus nicht behaglich angeregt fühlt. Indessen gewöhnt man sich im Allgemeinen bald an diese scharf markirten Nationalzüge und findet, bei etwas Beobachtungsgabe, sehr häufig selbst den Ausdruck des Scharfsinnes und Edelmuthes darinnen.

Bei den vier Männern indessen, von welchen wir hier reden, traf das Letztere nicht zu. Ihre Physiognomien zeigten im Gegentheil jene Rohheit, die vor nichts zurück=

bebt, auch nicht vor dem größten Verbrechen, und jene Hinterlist, die sich bei gemeinen Seelen meistens mit satanischer Tücke verschwistert. Und die Züge sprachen die Wahrheit; denn der Führer der kleinen Bande war Ronquillo, von der Sicherheit seiner Dolchstöße „die feste Hand“ genannt.

Nachdem Ronquillo mit seinen Gefährten dem Laufe des Manzanares eine ziemlich beträchtliche Strecke gefolgt war, bog er plötzlich bei einem kleinen Gebüsche von der Straße ab und wandte sich einem abgelegenen Seitenthälchen zu. Hier erhob sich in trauriger Einsamkeit zwischen nackten Felsen von röthlich grauer Farbe ein mächtiges steinernes Kreuz. Die halbverwitterte Inschrift des Piedestales bekundete, daß es dem heiligen Jago gewidmet sei. Dicht dabei stand eine kleine Kapelle, deren Inneres durch ein eisernes Gitter in zwei Theile geschieden war. Der vordere Raum diente den Andächtigen, um hier im Vorübergehen ihre Gebete zu verrichten; der durch das Gitter abgeschlossene, schützte dagegen den Altar vor jeder unheiligen Berührung.

Als die vier Männer hier angelangt waren, sagte Ronquillo:

„Gelobt sei der heilige Franzisko, wir sind noch zur rechten Zeit eingetroffen. Die Sonne ist noch nicht unter und es läßt sich noch Niemand sehen!“

„Der Ort ist in der That gut gewählt, Ronquillo!“ — meinte ein Zweiter — „hier hätten wir den verdammten Franzosen von heute Mittag haben müssen, da wäre er uns nicht entkommen!“

„Vorausgesetzt!“ — sagte Ronquillo mit einem finsteren Blicke auf den Sprechenden, indem er sich zugleich überzeugte, daß sich Niemand in der Kapelle befinde, — „vorausgesetzt, daß Du kein Pfuscher wärest!“

„Ich, ein Pfuscher!“ — rief der Verhöhnte sich stolz aufrichtend und mit der Hand nach dem Dolche fahrend — „wer wagt das zu sagen?“

„Ich!“ — versetzte Ronquillo verächtlich.

„Ja!“ — fiel der Dritte ein: „Cordovaner, Du hast heute miserabel gestoßen.“

„Ich glaube Du führtest einen Gänsekiel, statt einem Stilet!“ sagte lachend der Vierte.

„Haltet's Maul!“ — versetzte auf alle diese Stachelreden der Cordovaner mit zornfunkelnden Augen; — „so was kann dem Besten passiren! Wer war es denn, der in der Sierra de Guadarrama den reichen Kaufmann kalt machte, trotz dem, daß er bis an die Zähne bewaffnet war und zwei Hunde wie Löwen mit sich führte? — Und wer war denn seiner Zeit der Schrecken der ganzen Sierra Morena? — Wer? — der Cordovaner! — Ist's etwa nicht so?“

„Das läugnet Niemand!“ — sagte Ronquillo — „aber warum dann heute so tappig? — Gerade bei dem vermaledeiten Franzmann, wo es so viel galt!“

„Er hat heute beim Morgensegen seinen Heiligen vergessen!“ — rief der Dritte.

Aber der Cordovaner wandte sich rasch und sagte: „Das lügst Du in den Hals hinein. Ich mag ihn aber nicht mehr; — hat er mich heute im Stich gelassen, so mag er zu allen Teufeln fahren!“

Und mit diesen Worten nahm der Cordovaner seinen Hut ab, riß das zinnerne Brustbild des heiligen Fernando, das neben drei andern Heiligen steckte, herunter, warf es auf die Erde und trat es unter gräulichen Flüchen mit Füßen.

Man hat Bücher, — ja man kann sagen, man hat ganze Bibliotheken gegen den Aberglauben geschrieben, ... er lebt noch, zumal in Spanien! Und warum? .... weil er ursprünglich im menschlichen Herzen liegt. Furcht und Hoffnung, Schwäche und Unwissenheit — da habt Ihr die Ursachen einer Täuschung, die so natürlich und für schwache Seelen so beruhigend ist. Dahin gehört denn auch vor allen Dingen die Meinung von dem Schutze der Heiligen. Was kann es für ungebildete und unwissende Menschen Beruhigenderes geben, als bei allen Zufällen des Lebens auf diese Fürsprecher und Beschützer rechnen zu dürfen. Wohl dem Denkenden und Aufgeklärten, der eines solchen armseligen und kindischen Trostes nicht bedarf; aber was hätte denn z. B. in Spanien das arme, geistig so furchtbar geknechtete Volk, wenn es dieser Wahn nicht aufrecht erhielte? — in Spanien, wo fast jeder Heilige seinen besonderen Einfluß, seinen besonderen Wirkungskreis hat. So schützt St. Rochus vor der Pest, St. Antonius vor Feuersgefahr; Santa Lucia wird bei Augenübeln, St. Blasius bei Halskrankheiten angefleht. St. Raymundus ist der schwangeren, St. Lazarus der kreisenden Frauen Patron; Santa Casilda pflegt bei Leibkrümmen, Santa Apollonia bei Zahnschmerzen hülfreich zu sein. St. Augustin wird bei der Wassersucht angerufen und die gute heilige Barbara wendet den Blitz von

Einem ab...... Summa Summarium: füe jede Angelegenheit ist ein besonderer Heiliger bestimmt! *)

So steht es noch heutzutage in Spanien — von näher liegenden Ländern gar nicht zu reden — und so wird es bleiben, bis auch in diese Thäler der Menschheit die Sonnenstrahlen der Vernunft und der Aufklärung den Weg finden.

Wie aber dieser Glaube auf menschliche Schwächen basirt ist, so wird er auch zum Spielwerk menschlicher Leidenschaften, und Scenen, wie die eben mit dem Cordovaner angeführte, kann man in Spanien hundertmal sehen.

Die Freunde des Cordovaners sahen daher ganz ernst, ja mit einer gewissen Schadenfreude der Mißhandlung des zinnernen San Fernandos zu, doch machte Ronquillo dadurch der Sache bald ein Ende, daß er die nöthigen Befehle für den beabsichtigten Ueberfall ertheilte.

„Du" — sagte er zu dem Cordovaner — „Du kennst ja unseren Mann noch von dem Stiergefechte her .... Du machst Dich also mit mir über ihn her ..... und kurzen Prozes .... nicht wie bei dem Franzosen ..... sondern dem Handwerk Ehre gemacht .... eins, zwei, drei .... und fertig!"

„Soll geschehen" — rief der Cordovaner — „und wär's auch nur, um Euch die losen Mäuler zu stopfen!"

„Und Ihr" — fuhr Ronquillo, zu den Anderen

*) Geschichte der spanischen Volkes von Dr. B. Guttenstein I. Band fo. 46.

gewendet fort — „werft Euch im selben Augenblicke auf seinen Begleiter.“

„Schon gut!“

„Aber wohl gemerkt, es muß à tempo geh'n!“

„Und von hinten, damit die Kerls die Degen nicht zieh'n.“

„Und wo verbergen wir uns bis dahin?“

„Pfiffikus! als ob's hier wo anders was zu verbergen gebe, als in der Kapelle.“

„Und wenn sie nun hineintreten und uns gewahren sollten?“

„Beten wir so inbrünstig, als wollten wir einen hundertjährigen Ablaß für alle unsere Sünden verdienen.“

„Und nun die Masken vor und in das Versteck!“

In dem Augenblick fingen die Glocken Madrids zu läuten an. Es war der Ruf der metallnen Zungen von 77 Kirchen und 72 Klöstern der Hauptstadt zum Abendsegen, der heute um so feierlicher ertönte, als morgen ein großer Kirchentag gefeiert wurde.

Und wie von einem Zauber ergriffen sank Jeder der vier Banditen auf ein Knie, nahm seinen Hut ab, schlug ein Kreuz . . . . . und betete, die zinnernen Heiligenbilder sich zugekehrt, sein pater noster und Ave maria!

Da sank die Sonne und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Kuppel der Kapelle und die Spitze des steinernen Kreuzes, dessen Sandsteinmassen blutroth erglühten. Von Ferne aber summten die 149 Glocken dem sterbenden Tage sein Grablied nach.

O wunderbare Menschen, deren Lebenselemente Verbrechen und Religion sind. Aber wehe der Religion, die Sünden und Verbrechen braucht, um sich zu halten. Sie ist nicht jene erhabene Tochter des Himmels, die den Menschen liebend erfaßt und aufwärts trägt, der Vollendung entgegen . . . . . sie ist und bleibt nichts anders, als eine Religion priesterlichen Eigennutzes. . . . . . .

— — — — — — — —

Jetzt verglühte der letzte Sonnenstrahl am Kreuze...... aber in der Ferne ließen sich auch zwei Personen sehen, die dem Orte zuschritten, an welchem es stand.

Die Banditen sprangen auf und eilten der Kapelle zu; aber sie glaubten der Schlag müsse sie treffen, als sich in demselben Momente das Gitter öffnete und eine hohe, imposante Gestalt, im schwarzen Priesterkleide ihnen entgegentrat.

Es war Salvaterra, der, hoch aufgerichtet, mit dem ernsten blassen Gesichte und den Marmorzügen, jetzt wie der dem Grabe entstiegene Geist eines Königs vor ihnen stand.

Aber nur einen Augenblick hatte der Schrecken die Lebensgeister der Mörder gelähmt und der Anblick eines Priesters die Verruchten verblüfft. Im nächsten blitzten vier Dolche . . . . . als Salvaterra seinen Mantel aufriß und auf der Brust das Zeichen der Inquisition sehen ließ, indem er zugleich mit einer Donnerstimme rief:

„Im Namen des heiligen Officiums, in den Staub mit Euch, Ihr Schurken!"

Da war es als ob ein Blitz vernichtend über ihre

Häupter führe; — als ob die Erde bebe, die Gräber sich öffneten und die Posaunen des jüngsten Gerichtes ertönten. Ronquillo und seine Gesellen lagen auf ihren Angesichtern.

„Wir wissen Alles" — sagte jetzt in feierlichem Tone Salvaterra — „und kennen nun die blutgetränkten Hände, die nur zu lange auf die Großmuth und Geduld des höchsten Gerichtes gesündigt haben. Der Name Ronquillo's steht längst in dem Buche Jener — die gelebt haben!"

„Gnade!" — rief hier Ronquillo, und — „Gnade! Erbarmen! hallte es aus dem Munde seiner Gefährten wider, ohne daß auch nur Einer es gewagt hätte, das Haupt aus dem Staube zu erheben.

Salvaterra schwieg lange; dann sagte er gedehnt:

„Ihr fleht um Gnade? — Nun wohl .... Euer Leben ist in meiner Hand! .... Ein Wort und Ihr verschwindet in den Kerkern der Inquisition .... Aber .... ich will schweigen, wenn Ihr mir hier bei dem allerheiligsten Gute zweierlei schwört!"

„Was Ihr wollt, Hochwürdigster!" riefen Alle.

„Nun denn" — sagte Salvaterra. — „Einmal, daß Ihr weder heute noch jemals Don Manuel de Godoy ein Haar krümmen wollt; und dann — der heiligen Inquisition und in deren Namen mir .... den unbedingtesten Gehorsam!"

Und Salvaterra öffnete mit einem Schlüssel den Tabernakel, ergriff die Monstranze mit dem hochwürdigsten Gute und indem Ronquillo und seine Gefährten die Hand darauf legten, leisteten sie beide Eide.

Salvaterra war befriedigt; er wußte, daß sie die Todesangst vor dem Tribunale der Inquisition sicherer binde, als hundert Eide.

„Und jetzt“ — sagte er, als der Schwur vollendet — „zieht Ihr Euch durch jenen Hohlweg ungesehen zurück. So oft Ihr, Ronquillo, aber, oder Einer von Euch, von der heiligen Inquisition unter dem Schibboleth: „Jephta gegen Ephraim“ einen Zettel erhaltet, auf welchem irgend ein Tag und eine Stunde angegeben ist, erscheint Ihr auf die Minute in dieser Kapelle!“

Und mit diesen Worten gab der Sprechende ein Zeichen, die Männer erhoben sich und verschwanden im Hohlwege. Salvaterra schloß Tabernakel und Gitter und trat hinter den Altar.

Zwei Minuten nachher war Alles stille wie im Grabe.

Don Manuel und Don Louis aber warteten diesen Abend vergebens auf den Fürsten von Marantea. Den anderen Morgen hörten sie, daß er verschwunden sei. Ein Brief von ihm bat Don Manuel den abgesprochenen Zweikampf nicht als aufgehoben, sondern nur als aufgeschoben zu betrachten, da unvorhergesehene Umstände ihn rasch von Madrid abgerufen hätten.

Was war zu machen? — Manuel mußte sich der Nothwendigkeit fügen und er hatte doch auch in der That jetzt Besseres zu thun, als sich mit einem Anderen auf Tod und Leben herumzuhauen.

XIV.

Es hat mit den menschlichen Schicksalen eine gar eigene Bewandtniß. Oft führt die kleinste Kleinigkeit einen Wendepunkt in unserem Leben herbei; ein andermal wieder bedarf es erschütternder Katastrophen um uns aufzuwecken aus der Lethargie, in die wir versunken sind und die Augen über die Irrwege zu öffnen, die wir eingeschlagen haben. Hier genügt ein Wort, ein Blick, um ein reines Herz zu vergiften und dem Abgrunde zuzuführen, und dort wieder bedarf es nur einen Moment der Selbsterkenntniß, um einen edlen Geist die Schwingen entfalten zu sehen, die ihn der Sonne wahrer Größe entgegen tragen!

Auch für Manuel war wunderbarerweise mit dem Augenblicke, in welchem ihn der König zu singen aufgefordert hatte, ein Wendepunkt im Leben eingetreten, wie er dies auch selbst gefühlt, und bei Linda ausgesprochen. Das Bewußtsein, daß ihn das Glück in Sturmeseile emporgetragen, ohne daß er es verdient, hatte ihm die Augen geöffnet, und der Vorsatz: die Berechtigung zu so viel Glücke durch wahre Verdienste jetzt noch nachzuholen, bewies wenigstens, daß Manuel zu den edleren Naturen gehöre. Allerdings hatte seine Liebe zu Linda an diesem frischen und männlichen Aufstreben einen bedeutenden Antheil.

Uebrigens war auch Don Manuel de Godoy ganz dazu geschaffen und gebildet, eine bedeutende Stellung in der Welt einzunehmen, und nur der Leichtsinn

der Jugend und das Bewußtsein, ein Glückskind zu sein, hatten bis dahin die gediegene Seite des Jünglings verdeckt, der wohl wußte, daß er schon durch seine Erscheinung, seine gesellschaftlichen Talente und seine hinreißende Liebenswürdigkeit im Umgange alle Herzen spielend gewinne.

War doch schon sein trefflicher Vater, Don Joseph de Godoy, von dem Grundsatze ausgegangen: daß Kopf und Herz moralische Zwillinge seien, bei welchen man sorgen müsse, daß Keiner verkürzt werde! und hatte er doch eben deshalb seinen Söhnen eine gediegene Erziehung geben lassen.

So kam es, daß Manuel, obgleich zur militärischen Laufbahn bestimmt, von ausgezeichneten Lehrern herangebildet worden war; — von Lehrern, unter welchen sich sogar Don Matheo Delgado, der spätere Bischof von Badajoz, befand. Unter diesen hatte sich Manuel denn auch schon frühzeitig mit der Mathematik, den griechischen und römischen Classikern, der spanischen Literatur, der Philosophie und der Geschichte vertraut gemacht und somit einen Bildungsgrad erreicht, wie er in jenen Zeiten nur selten bei dem spanischen Adel anzutreffen war.

Kann es da wundern, daß er nun — da sich ihm plötzlich das Leben von einer ernsthafteren Seite gezeigt, und ihn in die unmittelbare Nähe des Königs geführt — seinen Posten so vortrefflich ausfüllte, daß ihn Carl IV. in der That bald sehr gerne sah —?

Freilich empfahl ihn hier neben seinem musikalischen Talente und seiner Liebenswürdigkeit, namentlich die, in

des Königs Augen sehr große Tugend, daß er auch ein vortrefflicher Jäger war; allein auch der, durch dessen Leitung er überhaupt so hoch gestiegen, fand von Tag zu Tag mehr, welches vortreffliche Werkzeug er in ihm gefunden, so wie sich Manuel bald die Achtung des Hofes in sofern erwarb, als man einsah: daß hinter der schönen Stimme doch auch etwas Anderes stecke.

Mit einem Worte Don Manuel de Godoy war in kurzer Zeit der erste der Recreatores seiner Majestät und fast beständig in des Königs Nähe, der dadurch wirklich etwas mehr auflebte.

Wie aber stand es mit der Königin?

Wunderbar genug! — Da auch sie Don Manuel jetzt fast täglich sah, wenn gleich nur in der Umgebung ihres Gatten, so wuchs die Liebe für ihn, die kaum Wurzel geschlagen hatte, bald zu einer großen und allgewaltigen Leidenschaft heran. Bei einem Charakter aber, wie der Marien Louisens, konnte dies nicht ohne nachhaltige innere Kämpfe geschehen, da die Königin trotz ihrem feurigen Temperamente und ihrer im höchsten Grade sinnlichen Natur, als ächte Spanierin die festeste Stütze ihrer Tugend in einem unbegrenzten Stolze fand. Auch kämpften in der That weibliche Scheu und Pflichtgefühl, wenn gleich nur schwach, gegen den erklärten Sieg dieser Liebe an.

Wir sagen den „erklärten" — den officiellen — Sieg dieser Liebe; denn im Grunde des Herzens thronte sie doch schon längst, trotz aller aus Schwachheit, Unsicherheit und Selbsttäuschung geführter Kämpfe. Die Königin

verfiel eben hier, ihrer hohen Stellung ohnerachtet, dem allgemeinen Menschenloose, von dem ein geistreicher Schriftsteller sagt: Es gibt eben so wenig Menschen, die den Muth haben, groß im Guten, als groß im Schlechten zu sein. Ein wenig Ruchlosigkeit mit ein wenig Religion; etwas Ehrbarkeit und etwas Lüderlichkeit; eben soviel Bosheit als Gutmüthigkeit; das ist ungefähr das Recept, nach welchem die meisten menschlichen Charaktere gemischt sind!

Klar und einfach gesagt: die Königin liebte Manuel mit der ganzen verzehrenden Glut einer Südländerin . . . . . aber sie wagte es sich selbst noch immer nicht zu gestehen.

Die natürliche Folge davon war für sie ein unerträglich peinlicher Zustand; — jener Zustand, von welchem Clärchen im Egmont so wunderschön singt:

Freudvoll
Und leidvoll
Gedankenvoll sein,
Hangen
Und bangen
In schwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

Denn die Liebe in ihrer vollen leidenschaftlichen Kraft frägt nicht nach Rang und Stand; Königin und Bürgerin sind ihr gleich; und den Purpur mit zitternder Hand von der blendend weißen Schulter streifend, kennt sie auch in der Gekrönten . . . . . nur das Weib!

Aber wie gesagt, der Stolz hatte trotz allem dem Marie Louise bis jetzt bewahrt, auch nur den leisesten Fehltritt zu thun; während Manuel die Liebe für Linda zu innig ergriffen und durchdrungen hatte, um die Königin mehr als unendlich schön und hinreißend liebenswürdig zu finden. Gestehen mußte er sich freilich, daß er gar manchmal im Stillen seiner guten sanften Linda die Heiterkeit, den Witz und Laune sprühenden Geist, das himmelstürmende Streben dieses Weibes wünschte, da diese Eigenschaften seinem sanguinischen Temperamente naturgemäß mehr zusagten, als die stillen Tugenden seiner Braut. Aber dieser flüchtige Wunsch war vergessen, sobald er nur wieder die Geliebte in den Armen hielt; deren Eigenheiten ihm dann nur um so bewundrungswürdiger schienen, als .... er sie doch nicht begriff.

So standen die Dinge, als sich der Hof, dem Herkommen nach, auf einige Monate nach Aranjuez, jenem berühmten Lustschlosse mit seinen herrlichen Ulmengängen, Prachtgärten und Jagdparken begab, das in dem reizenden und schattigen Thale des Tajo, an der Mündung des Xarama, fünf Meilen von Madrid, liegt.

Don Manuel de Godoy mußte natürlich in seiner doppelten Eigenschaft: als Exento der königlichen Leibgarde und als Recreator des Königs, dem Hofe folgen, und hier wurde ihm die Ausübung seiner Pflicht zum erstenmale lästig, da dadurch seine Besuche bei der Geliebten für längere Zeit, wenn auch nicht ohnmöglich gemacht, doch sehr erschwert wurden, zumal hier ein Vergnügen das andere ablöste und der tolle Rausch der Lust,

in welchem der Hof von Spanien damals zu leben pflegte, hier noch zu einem wilderen Wirbel anschwoll.

Glichen doch die Lustreisen des Hofes den Märschen eines nomadischen Völkerstammes! Nach Aranjuez allein folgten dem Hofe an viertausend Bedienstete und wohl eben so viele Menschen aus eigenem Antrieb oder Interesse. Die Kosten betrugen über zwei Millionen Piaster.

Und nun die Jagden. Erst in den naheliegenden Parken, dann aber in den Waldgebirgen des südlichen Abhanges der Sierra Morena und hauptsächlich in den prächtigen Wäldern Estremaduras.

Estremadura! .... Es war ja das engere Vaterland Manuels. Aber es hatte ihn nicht nur geboren und aufgezogen, ... es sollte auch Zeuge eines Ereignisses werden, das entscheidend auf seine ganze Zukunft einwirkte.

Wunderbarer Sohn des Glücks! die Schicksalsgöttin reicht dir abermals lächelnd die Hand. Wohin wird sie Dich führen? und wird dies Lächeln — Dir gegenüber — immer auf ihrer Stirne thronen?

Aber was ist Schicksal?! Beschränkt ist die Freiheit des werdenden Geistes, des Menschen; wo sie sich verliert, zieht sich der Kreis ihrer Begrenzung um uns. Das Unberechenbare — das Fatum der Alten — beginnt seinen Einfluß, wo Menschenbestimmung endet; ja es ist noch tief mit dieser Selbstbestimmung vermählt. Die unendliche Fortentwicklung trägt unser Wesen, bereitet in uns schon künftige Verhältnisse vor, und wirkt durch uns Vermittlung nach Außen. Unendliche Bestimmung unseres Lebens

und des Alllebens, dem wir mit angehören, das zusammen spricht sich in der Menschheit, wie im Menschen . . . . als Schicksal aus.

Hier erwartete es Manuel in den Wäldern von Estremadura, wohin beide Majestäten, begleitet vom ganzen Hofe, zu einem großen Jagen aufgebrochen waren. Estremadura muß man gesehen haben, um über Spanien urtheilen zu können, zumal diese Provinz einen ganz eigenen Charakter trägt. Grüne Wiesenhügel mit Gruppen alter Stacheleichen und Korkulmen, mit klaren Teichen und Waldströmen, hie und da seltsam zusammengewürfelte Felstrümmer, in der Ferne in verschiedenen Richtungen blaue, zackige kahle Gebirgszüge (Sierras), und zwischen dem Allem ächte Waldespracht, wie man sie in Spanien selten findet.

Auch der Menschenschlag ist hier außerordentlich schön; viel schlanker als in Castilien; auch die Gesichtsform weniger breit, die Backenknochen weniger hervorstehend, die Stirne schmal und hoch, der ganze Ausdruck seltsam melancholisch eigensinnig; die Augen — auffallend schön geschnitten — haben bei allem Feuer doch etwas sonderbar Verschleiertes, Träumerisches, Romantisches möchte man sagen, wenn man überhaupt genau wüßte, was man sich dabei denken sollte. Jedenfalls ist es nicht zu verwundern, daß die Bewohner der Provinz Estremadura — die Estremenos — in den älteren Schriftstellern und in der Geschichte Spaniens meistens eine abenteuerliche Rolle spielen. Der Zeloso Estremeno ist unsterblich, wie alles, was die Hand des herrlichen Cervantes berühret hat; und fast möchte es befremden, daß er nicht der Blüthe

der fahrenden Ritterschaft, dem Inbegriffe und Musterbild thörigter Weisheit und weiser Thorheit, statt der Mancha, Estremadura zum Vaterlande gegeben hat.

Der abenteuerliche Sinn der Estremenos fand überdies sehr frühe schon einen passenden Wirkungskreis in der neuen Welt, und Estremadura rühmt sich, die ausgezeichnetsten unter den Conquistadoren (Eroberern) erzeugt und genährt zu haben. So Don Fernando Cortez, Pizarro, Almagro, Balboa, Alvarado und Andere. Auch ist Estremadura reich an Denkmälern, durch kühne Tapferkeit oder Glück schnell entstandener und durch abenteuerliche Verschwendung oder träumerische Trägheit wieder zerstörter Pracht.

Truxillo besonders macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck auch in dieser Hinsicht.

Diese Stadt nämlich — an welche sich der weitere Verlauf unserer Geschichte anlehnt — erscheint als eine übereinandergethürmte, verworrene Masse von Felsen und mittelalterlichen Ruinen aller Art, Kirchen, Burgen und Paläste.

Diese sind größtentheils aus der Zeit der Eroberung von Amerika, und von solchen erbaut, die sich dort oft von niederem Stande schnell zu Reichthum und Ansehen emporschwangen und Majorate und Titel gründeten.

Vor allen zeichnet sich der Palast der Marqueses de la Conquista aus; aber nicht nur durch Größe und Bauart, sondern auch dadurch, daß die Bank eines Fleischers einen Theil des unteren Stockwerkes einnimmt; was ohngefähr so viel heißt, als wenn man einem deutschen

Baron zumuthetete, dem Scharfrichter sein Parterre einzuräumen, denn das Fleischerhandwerk gilt im südlichen Spanien für unehrlich.

Die seltsame Anomalie erklärt eine Sage folgendermaßen:

Der erste Marquis de la Conquista, der diesen Titel wegen seiner Heldenthaten bei der Eroberung von Mexiko erhalten, habe so große Reichthümer erworben, daß er aus Uebermuth seinen Palast mit silbernen Ziegeln habe decken lassen; zu seiner Demüthigung aber habe der König ihn gezwungen, einen so verrufenen Gast unter seinem Dache aufzunehmen.

Estremadura ist von allen spanischen Provinzen im Verhältnisse zu ihrem Flächeninhalte am schwächsten bevölkert und man reis't oft halbe Tage lang durch waldiges Hügelland, ohne auf andere Spuren menschlicher Thätigkeit zu stoßen, als auf einzelne Kohlenmeiler oder auf die von ungeheuren Hunden bewachten Hütten der Schweinehirten.

Um so auffallender ist der Eindruck, den es macht, wenn man unerwartet zwischen eine der ungeheuren Heerden von Merinos-Schaafen geräth, welche im Frühjahre nach den Gebirgen von Altcastilien und im Herbste wieder nach dem südlichen Estremadura zurückwandern. In endlosen Schaaren ziehen sie durch die schattigen Waidegründe dahin, und Schäfer und Hunde scheinen mehr zu ihrem Schutz, als zu ihrer Leitung bestimmt — so genau folgen sie der wohlbekannten Bahn durch Wald und Feld, über Felsen und Sand, Gebirge und Ebenen.

Dies ist in flüchtigen Zügen ein Bild der Landschaft

Estremaduras, die, ihrer schönen Wälder und trefflichen Jagd wegen, alljährlich auf längere Zeit vom Hofe heimgesucht wurde.

Wir sagen mit Vorbedacht „heimgesucht;“ denn diese königlichen Jagdpartien waren eine wahre Landplage für die ohnehin arme Provinz, die alsdann den ganzen Hof, so lange er in Truxillo residirte, freihalten mußte. Es war dies ein uraltes Ehrenprivilegium, das aber zu den Zeiten Carls IV. zu tief in den Beutel der guten Estremenos schnitt, um nicht vom ganzen Lande verwünscht zu werden.

Und nun gar der unglückliche Bauer! Seine Felder waren verloren, wenn die königliche Jagd die Gegend beehrte, die er bewohnte; wobei er auch noch wochenlang zu frohnden hatte, ohne dafür etwas Anderes, als eine tyrannische Behandlung zu ernten.

Endlich kam aber auch noch dazu, daß diese Jagden, Lustreisen und sonstigen grenzenlosen Verschwendungen des Hofes bekannterweise solche ungeheuren Summen erforderten, daß man nicht nur alle in Europa und Indien hypothekarisch angelegten Gelder, ja selbst die von der Regierung garantirten Kassen angreifen mußte, sondern dafür auch noch zum Theile ein schlechtes Papiergeld (Vales) in Cours setzte.

So stieg der Widerwille der Estremenos gegen diese Jagden allmählig so gewaltig, daß er — besonders in den Waldbezirken — in Haß umzuschlagen drohte, und wirklich hatte auch die Provinz den Hof schon einmal gebeten, sie mit seinen Jagdbesuchen zu verschonen, dieweil die Ernte schlecht ausgefallen sei.

Natürlich hatte man sich gehütet, dies Gesuch seiner Majestät zu Ohren kommen zu lassen und Carl IV. zog daher eben jetzt mit seiner königlichen Gattin und einem Gefolge von zweitausend Personen in Truxillo ein.

Und die Bewohner Truxillo's? — Sie waren außer sich vor Freude, über die Ehre die ihrer Stadt wurde. Die Glocken läuteten, Kanonen donnerten, aus allen Häusern und Palästen wehten die königlichen Fahnen, aus allen Fenstern und von allen Balconen hingen Teppiche herab, Blumen flogen, Kinder sangen und alle Kehlen schrieen ihre „Vivats!"

Carl IV. gähnte; war aber stolz auf die Liebe seines Volkes.

So ist das Volk, so sind die Könige! .... Das Volk schreit heute über Unrecht, schimpft, murrt und droht selbst, seine Rechte mit Gewalt vertheidigen und durchsetzen zu wollen, und .... zeigt sich morgen ein großer Herr, da weiß es vor Ehre und Glück nicht mehr, wo ihm der Kopf steht, ... denkt gar nicht mehr an seine Leiden und Beschwerden und schreit sich im Uebermaße seines Entzückens heiser!

Und die Könige? .... Je nun, sie mögen es oft ganz gut mit dem Volke meinen; da aber die Stimme desselben fast nie direct zu ihren Ohren dringt, so kennen sie eben seine Bedürfnisse nicht und täuschen sich über seine Stimmung und Lage.

Das ist die Erbsünde der Monarchien!

Schon den Tag nach der Ankunft seiner Majestät Carl IV. in Truxillo war eine große Jagd angesagt. Der Hof sollte gegen Mittag auf dem Hauptsammelplatze

eintreffen, ein Theil des Hofstaates dagegen, die Jäger, Piqueurs und mehrere Abtheilungen der königlichen Leibgarde, verließen Truxillo schon mit Tagesanbruch.

Don Manuel de Godoy war unter den Letzteren, deren Oberbefehl der Graf von Oropeza führte. Die Aufgabe der königlichen Leibgarde war es dabei einzig und allein, ihre Majestäten, die auf dem Wege von drei andern Abtheilungen dieser Garde im Galopp begleitet wurden, hier feierlichst zu empfangen, da selbst bei diesen Lustbarkeiten die Hofetiquette auf das Strengste und bis in alle Einzelnheiten nach Vorschrift befolgt werden mußte.

Am Hauptsammelplatze angelangt, fand indessen Graf Oropeza sogleich noch ein anderes Geschäft für sich und seine Leute; denn hier waren die, zur Jagdfrohnde einberufenen und theilweise gewaltsam eingetriebenen Bauern der Umgegend mit den Jagdbeamten in einen so heftigen Streit gerathen, daß ein Handgemenge nahe bevorstand und die königlichen Beamten in einer drohenden Gefahr schwebten.

Oropeza, — erstaunt über eine solche Frechheit des Bauernvolkes, von der man bei Hof gar keine Ahnung, gar keinen Begriff hatte, — sprengte den Bedrohten sogleich zu Hülfe, worauf sich der Lärm auf Augenblicke legte, da die bewaffnete Macht den Haufen einschüchterte. Aber der Reiter waren es höchstens hundert Mann, der Bauern dagegen an zwölfhundert, und die Masse gibt der Masse Muth.

Als daher Graf Oropeza den Oberjägermeister nach der Ursache frug, konnte er die Antwort gleich von mehreren hundert Stimmen hören, die sich in wildem Schreien aus dem Haufen hören ließen. Graf Oropeza, der

geschmeidige Hofmann, der unterwürfige Diener seiner geheiligten Majestät, der an unbedingten Gehorsam gewöhnte Soldat, glaubte aber seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als die Rufe: „Wir brauchen keine königliche Jagd!“ — „Wir haben sie uns verbeten!“ — „Wer zahlt uns den Schaden an unseren Feldern!“ — „Wir sind keine Hunde, die man mit Schlägen auf's Wild hetzt!“ — „Nieder mit den Bedrückern!“ — „Brennt die Wälder nieder!“ — — in wildem Chorus durcheinander rufen hörte.

Oropeza erblaßte, ... nicht aus Furcht, sondern aus Wuth.

„Sind wir in Spanien?!“ — rief er dann mit einer Donnerstimme, indem er, hoch im Sattel aufgerichtet, sein Schwert zog. — „Seid Ihr Unterthanen seiner katholischen Majestät Carl IV.? — Rebellen seid Ihr, und Jeden, der sich untersteht noch ein einziges Wort zu sprechen, laß ich sogleich als Hochverräther hier aufknüpfen!“

Da mit diesen Worten auf ein Zeichen die Garde ihre Schwerter zog und in einer Schwenkung gegen den Haufen heransauste, wichen die Bauern erschrocken zurück; aber manche Hand hatte schon den versteckten Dolch gefaßt und Aller Augen schossen Blitze des Hasses und der Rache.

Da trat ein alter Bauer hervor und gerade auf den Grafen zu. Wunderbar stach sein gelbbraunes Gesicht gegen das silberweiße Haar ab, das nur noch dürftig den Schädel bedeckte. Aber seine Haltung war trotz der Jahre noch stolz, die Züge seines Gesichtes, ohnerachtetet der zahllosen Runzeln, fest und markirt.

Als er dem Befehlshaber der königlichen Garde gegenüberstand, zog er den Hut; nicht aber in derbdreister

Unterwürfigkeit, wie etwa ein deutscher Bauer vor seinem Gutsherrn, sondern wie ein Grand von Spanien, wenn er vor den König tritt; auch setzte er, wie ein solcher, als Oropeza es ihn nicht hieß, den Hut sogleich wieder auf, indem er mit Würde sagte:

„Vergebung, Herr, wir Estremenos halten uns so gut für Hidalgos, als unsere Brüder Castilianos!"

Und als der Graf dem Stolz des Bauern nur den des Granden schweigend entgegensetzte, fuhr der alte Mann fort in ruhiger Sprache die Ursache ihrer Unzufriedenheit darzulegen; aber trotz aller gerechten Klagen, meinte er, würden sich die Anwesenden doch dem Befehle seiner Majestät, den Gott erhalten möge, nicht widersetzt haben, wenn man sie nicht wie Hunde behandelt und selbst von den Krankenlagern und Sterbebetten mit Gewalt gerissen und unter Mißhandlungen hierher getrieben hätte.

So weit war der Alte ganz ruhig geblieben. Als sich aber jetzt mehrere Forstbeamte widersprechend einmischten, und in derben Ausfällen über das rebellische Bauernpack loszogen, da stieg auch ihm die Galle. Drohender ward seine Haltung, wilder flammten seine Blicke unter den langen weißen Augenbrauen hervor, und als er endlich gar damit drohte, die Estremenos würden noch, wenn der Hof keine Rücksicht auf ihre Bitte nehme, ihre eigenen Wälder selbst ausrotten und diese Worte in wildem Aufschreien der Masse eine Zustimmung erhielt, da ging dem Grafen die Geduld aus. Ueber solche — seiner Meinung nach — unerhörte Frechheit vor Wuth schäumend, gab er dem Alten vom Pferde herab einen solchen Tritt auf die Brust, daß er taumelnd zu Boden stürzte.

„Nieder mit der Canaille!“ — rief er dabei und auf seinen Wink hätte eine schmähliche Metzelei stattgefunden, wenn nicht Godoy, der, als Untergebener, mit verbissenem Grimm das Benehmen des Grafen mit hatte ansehen müssen, — den guten Gedanken gehabt hätte, im gleichen Momente: „der König!“ auszurufen.

„Der König!“ — hallte es von allen Lippen nach, und wie an einem Faden wandte die Garde ihre Pferde und schwenkte in einer Linie auf; — die Beamten rannten nach ihren Plätzen und die Bauern zogen sich, Rache und Wuth im Herzen, knurrend zurück. Niemand bemerkte, daß ein Theil derselben, die Verwirrung benützend, im Dickigt verschwanden. —

Aber Manuels Ausruf war ja nnr ein Nothschrei gewesen, ein unseliges Blutbad zu verhindern. Als Alles in der schönsten Ordnung stand, bemerkte man erst die Täuschung, und nun wäre wohl ein schöner Sturm über den Jüngling losgebrochen, wenn .... Don Manuel de Godoy nicht der erklärte Günstling seiner Majestät gewesen wäre. So verschluckte selbst Graf Oropeza seinen Aerger, umsomehr, als die halsstarrigen Bauern wundersamer Weise sich jetzt plötzlich fügten und den Beamten willig zum Treiben folgten.

Endlich, gegen Mittag, verkündete eine heransprengende Avantgarde der königlichen Leibwache das Nahen der höchsten Herrschaften.

Kurz darauf fuhren König und Königin in zwei Wagen auf, von welchen jeder durch acht prächtige Maulesel gezogen wurde. Fünf und vierzig Vierspänner folgten.

Die königlichen Equipagen begleiteten zu beiden Seiten Abtheilungen der Leibgarde ventre-à-terre.

Als der Hof den Hauptsammelplatz erreicht hatte, schmetterten Fanfaren und ein dreifaches donnerndes „Hallo! Hallali!“ begrüßte den Monarchen.

Jetzt hielten die Wagen auf dem schönen Wiesenplatze, der wohl eine halbe Stunde Flächenraum im Gevierte einnahm, und mit, von überaus herrlichen Ulmen, Stacheleichen und Kastanienbäumen, wie von einem ungeheuren Laubkranze, eingefaßt war. In der Mitte dieses Platzes aber ragten drei himmelhohe Eichbäume hervor, über deren Wipfel wohl Jahrhunderte dahin gerauscht; und unter diesen Bäumen erhob sich das königliche Jagdzelt, auf dessen Firste an beiden Enden zwei mächtige Fahnen — mit dem Wappen Spaniens und jenem von Estremadura geschmückt — lustig in den Lüften wehten.

Als nun die königlichen Wagen hier angehalten, begann die Empfangs-Ceremonie.

Zuerst sprengten die bei der Jagd functionirenden Hofchargen, den Oberhofjägermeister, Herzog von Olivarez an der Spitze, hervor und nahten sich dem Könige auf zwanzig Schritte. Es waren sämmtlich Granden von Spanien. Sobald sie hielten, entblößten sie das Haupt, worauf beide Majestäten grüßten und der König ihnen zurief: „Willkommen, meine geliebten Vettern! Bedecken Sie sich!“ was denn auch sofort geschah, während der ganze übrige Hofstaat mit entblößtem Haupte in weiterer Entfernung ehrerbietig harrte.

Nun thaten die königlichen Stallmeister ihr Amt, in=

dem sie den Majestäten aus den Wagen halfen und beim Besteigen der Pferde, „Zügel" und „Bügel" hielten; worauf der Oberhofjägermeister aus der Hand des Oberhofbüchsenspanners die für König und Königin bestimmten Jagdgeräthe empfing, und sie den beiden Majestäten überreichte.

Alles dieses geschah mit solchem Ernste und mit solcher Würde, daß es eher den Anschein einer religiösen Feierlichkeit, als den der Vorbereitung zu einer Lustbarkeit hatte.

So weit zur Jagd bereitet, ritt nun Carl IV. im Schritte an den Reihen der Herren vom Hofe und der Garde vorüber, sich diejenigen auslesend, welchen heute die Gnade werden sollte, den König in unmittelbarer Nähe zu begleiten.

Außer dem Oberhofjägermeister und dem Oberhofbüchsenspanner — die ihr Amt an die Majestät fesselte — ward aber nur vier Personen dies Glück, und unter diesen befand sich auch Don Manuel de Godoy.

Jetzt endlich waren die lästigen Ceremonien überwunden. Carl IV. hatte diesem Moment schon lange mit auffallender Ungeduld entgegengesehen; — seine Züge heiterten sich daher jetzt auf, — sein Körper, der bisher schlaff im Sattel gehangen hatte, schien Elasticität und Energie zu gewinnen, — sein sonst so todtes Auge belebte sich, und als nun, auf ein Zeichen von ihm, der Hörner lustiges Geschmetter den Anfang der Jagd verkündete, hätte wohl Niemand in dem stattlichen Jägersmann den sonst so finsteren, trübseligen und langweiligen König vermuthet.

Die Jagd begann! Die Königin mit ihrem Gefolge

begleitete den König. Sie sah zum Entzücken aus, mit ihrem enganliegenden einfachen Reitkleide vom feinsten grünen Tuche und dem breiten, an der einen Seite emporgeschlagenen Hute, von welchem — zusammengehalten durch eine große Diamantagraffe — zwei blendend weiße Straußfedern keck und neckisch herabnickten. Und dabei die stolze, wahrhaft königliche Haltung der üppigen Figur und das von Freude und Lebenslust strahlende Antlitz, mit den Augen voll Feuer und Leidenschaft, voll Liebesglut und Sehnsucht, voll Verlangen . . . . . und doch auch wieder voll kaltem, fast höhnendem Stolze!

Und wie sie nun mit männlicher Kraft und ungemeiner Geschicklichkeit ihr prächtiges arabisches Roß tummelte, daß es sich schnaubend bäumte und hoch aufstieg, da glaubte Manuel der Amazonen stolze Königin, Hyppolita, vor sich zu sehen, wie sie, aller Männer Feind und doch alle Männer durch Zauber beherrschend, in lachendem Uebermuthe der ganzen Welt den Handschuh hinwarf.

Aber zu langen Bemerkungen war jetzt keine Zeit. Die königliche Cavalcade sauste, wie auf den Flügeln des Sturmwindes, über den Wiesengrund dem Walde zu; — Manuel, seiner Waffen entledigt und in einen Jäger umgewandelt, mit ihr. Zehn Minuten später folgte dann der ganze Hof. Die Etiquette hatte aufgehört; der freie grüne Wald streifte selbst allen diesen hochadligen Sclaven des Thrones auf Stunden die goldenen Fesseln ab.

Bald war auch vor dem Könige, der jetzt in seinem Elemente war, ein Kapitalhirsch aufgegangen, und die

ganze wilde Jagd sauste ihm nach, durch dick und dünn, über Bach und Fels, Berg auf, Berg ab!

Wer nicht nachkommen konnte, blieb zurück. Mancher stürzte auch; . . . aber . . . . war es Zufall oder Berechnung (Manuel hatte bereits schon auf dem Hauptsammelplatze ein anderes Pferd bestiegen, das man ihm vorgeführt; da das Seinige wohl zum Militärdienst aber keineswegs zur Parforce-Jagd geeignet war) . . . . war es, sagten wir, Zufall oder Berechnung, der König, seine Gemahlin und Don Manuel kamen allen Uebrigen weit voraus und hatten sie schon aus den Augen verloren, als Marien Louisen plötzlich ihre Reitgerte aus der Hand glit. Manuel, der auf dem schmalen Pfade dicht hinter ihr folgte, hielt sogleich sein Pferd an, sprang ab und reichte sie entblößten Hauptes, ehrfurchtsvoll der Herrscherin. Aber er erbebte bis in sein Inneres vor dem Blicke, der ihm diesen Dienst lohnte. Es überlief ihn siedend heiß, er wußte nicht warum; — Feuerröthe überflog seine Züge und sein Auge wagte nicht noch einmal aufzuschauen.

Das alles hatte nur Minuten gedauert. In dieser Zeit aber waren Hirsch und König schon weit, weit weg und eben flog auch — in einiger Entfernung, doch von dem Dickigt verdeckt — das ganze weitere Gefolge nach.

Die Königin hielt ihr Pferd mit Mühe an. Fünf Minuten später und es war Alles vorüber. Nur von Ferne hallten noch die Hörner nach. Um Marie Louise und Manuel lag der Friede und die Ruhe des Waldes.

Godoy hatte staunend einem Winke der Königin

Folge geleistet und sich ruhig verhalten. Jetzt sagte diese nicht ohne eine leichte Verwirrung:

„Wir können nicht mehr, Don Manuel; die gestrige Reise hat Uns ermüdet, und da Wir weder das Vergnügen Unseres königlichen Gemahles, noch jenes des Hofes stören wollten, so fanden wir es für passend, Uns ruhig zu verhalten, bis der lästige Schwarm vorüber war. Ihr müßt nun schon für den Augenblick Unseren Chevalier d'honneur abgeben!"

Manuel dankte auf chevalereske Weise für diese unverdiente Ehre und pries sich glücklich, wenn er der Herrscherin Spaniens und der Königin der Schönheit Blut und Leben opfern dürfe. Im Innern war es ihm wunderlich zu Muthe. Gedanken, die ihm am Hofe nie gekommen, beängstigten ihn hier in der Einsamkeit und durchglühten sein Gehirn fieberisch. Vor Allem brannte der Blick der Königin wie eine klaffende Wunde in seinem Herzen.

Ganz anders ging es mit Marie Louisen. Sie fühlte in diesem Augenblicke zum ersten male ganz klar und deutlich, daß sie von einer rasenden Leidenschaft beherrscht werde. Der Gedanke, mit dem Geliebten in der Einsamkeit eines verschwiegenen Waldes allein zu sein, wiegelte dabei ihre Sinne in dem Maße auf, daß sie am ganzen Körper zitterte und der wogende Busen das Tuchkleid zu sprengen drohte, das sich so eng an seine volle Wölbung schmiegte. Und doch! wie sie auf der einen Seite über den Zufall frohlockte, der sie in diese verführerische und doch so ersehnte Lage gesetzt, zürnte sie sich auf der anderen Seite, daß sie ihn herbeigeführt. Ihr weib-

licher Takt sagte ihr, wie viel sie sich vergeben, und so war es ihr, als müsse sie sich aus Zorn über sich selbst umbringen, und doch mußte sie auch wieder dem Zauber folgen, mit dem sie die Leidenschaft umgarnt.

Während aber Beide in solche innere Kämpfe verwickelt, auf Gerathwohl schweigend vorwärts ritten, öffnete sich plötzlich ihren Blicken ein reizendes Thälchen, in welchem unter Ulmen eine crystallhelle Quelle entsprang, deren frische Wasser — kaum dem Lichte geboren — sich in einem Bächlein vereinten, das muthwillig, wie ein scherzender Knabe, über Steine und Felsen dem Dickigt zusprang.

„Wie schön ist's hier!" — rief bei diesem Anblicke die Fürstin überrascht — „hier wollen wir ruhen, bis die Jagd zurückkommt."

Sie hielt ihren Araber an und Manuel sprang von dem seinen, ihr beim Absteigen behülflich zu sein.

Marie Louise nahm seine Dienste mit jenem zauberischen Lächeln entgegen, mit dem sie bekannterweise Spanien beherrschte, und als er ihr, als ächter fahrender Ritter, galant den Arm beim Niedersteigen bot, lehnte sie sich so vertraut auf denselben, daß Godoy ganz verwirrt wurde.

Die Königin bemerkte es und weidete sich mit seligem Triumphiren an seiner Verlegenheit; aber die Röthe, die sein schönes, edles Gesicht bedeckte, machte ihn noch reizender und warf, wie im Wiederscheine, die Glut des Verlangens auf der Fürstin Züge.

Beide sahen sich an .... wurden noch röther .....

und Manuel wußte, was er bisher nicht zu ahnen gewagt ...... er wußte, daß ihn die Königin liebe!

Aber in demselben Momente, in welchem ihn dieser Gedanke wie ein Blitz durchzuckte, erblaßte er auch; er dachte an Linda und den schmählichen Verrath, den er an diesem Engel begehen würde, wenn er sich von seiner Eitelkeit zu Thorheiten fortreißen lasse, und der Vorsatz: Du willst ein Mann sein! stand fest in seiner Brust.

Die Königin hatte sich unterdessen der Quelle genaht und im Schatten der Ulmen auf einem kleinen Rasenhügel Platz genommen, während Godoy die beiden Pferde mit den Zügeln an den Aesten einer Stacheleiche festband.

Jetzt winkte sie ihm! da er aber in einiger Entfernung ehrfurchtsvoll stehen blieb, sagte sie halblächelnd, halb verdrüßlich:

„Um Gottes Willen, Godoy, laßt hier in der freien, schönen Natar, in des Waldes behaglicher Einsamkeit und Stille die lästigen Ceremonien. Ersticken sie denn nicht ohnehin jede reine und ungetrübte Freude in den Palästen? Wir verließen die Jagd, um einmal frei aufzuathmen .... und Ihr wollt uns diese unschuldige Freude trüben?"

Marie Louise hatte diese Worte mit einem solchen Ausdruck der Wahrheit und wehmüthigen Gefühles, mit einem solch seelenvollen Tone gesagt, daß Don Manuel über seine früheren Gedanken erschrack und sich im Stillen einen Narren nannte, der aus Eitelkeit den reinsten Gefühlen dieses Weibes eine falsche Deutung gegeben.

Er trat daher in der That näher, indem er zugleich freundlich und ohne Scheu sagte:

„Hohe Frau! wer wie Ihr, die Krone der Schönheit trägt, den hilft es nichts, die übrigen Kronen abzulegen. Ihr bleibt Königin im Walde, wie im Palaste!"

„Nun denn!" — antwortete Marie Louise lächelnd — „wenn dem so ist, so wollen Wir von Unseren königlichen Rechten auch den vollsten Gebrauch machen, indem Wir Euch, Don Manuel de Godoy befehlen, Uns von nun an, bis zur Rückkehr der Jagd, als ein einfaches Fräulein zu betrachten, das Ihr, schöner Ritter, entführt habt!"

„Aber . . ." stammelte Manuel verwirrt.

„Kein „Aber", mein Edler", — entgegnete das reizende Weib in komischem Ernste, — „die Königin will es; cartel est notre plaisir, wie unser Vetter in Frankreich sagte! Und nun mein edler Ritter, kommt her, und laßt Euch zu meinen Füßen nieder. Ihr habt mich aus der Burg meiner Väter entführt und in diese Wildniß gebracht; so vertreibt mir denn auch in dieser Einsamkeit die Zeit, indem Ihr mir erzählt, was Euch zu diesem kühnen Schritte bewogen."

Was war zu thun? Manuel mußte gehorchen. Die Königin hatte sich mit nachlässiger Grazie hingestreckt und stützte nun erwartungsvoll das schöne Haupt auf ihren linken Arm. Godoy lagerte sich zu ihren Füßen und da ihm gerade eine recht liebliche Entführungsgeschichte aus Antonio de Solis Werke einfiel, so erzählte er dieselbe mit so viel Witz und Laune, und — da er sich

unter der Entführten seine Linda dachte — auch mit solcher leidenschaftlichen Glut, daß die Königin, die diesem Feuer eine ganz andere Deutung gab, selbst immer wärmer und wärmer wurde, während ihre Blicke das Bild des schönen Jünglings mit Seligkeit verschlangen.

Manuel aber hatte im Eifer der Erzählung ganz vergessen, daß die Fürstin sich unter der Entführten, ihn unter dem Ritter gemeint wissen wollte. Die Glut, mit der er daher das Glück der Liebenden schilderte, als sie sich, nach gelungener Entführung, im Walde von Guareica sicher und allein fanden, konnte Marie Louisen nicht anders als eine offene Erklärung seiner Liebe zu ihr dünken.

Strahlenden Auges erfaßte sie daher seine Hand, und ihn, während des Sprechens leise an sich ziehend, fühlte er mit einemmale einen heißen Kuß auf seiner Stirn brennen. . . . . . aber wunderbar! zugleich drangen aus der Ferne ganz eigene, furchtbare, die Seele mit Angst und Grauen erfüllende Töne an sie heran — — die Vögel flatterten scheu und ängstlich hin und her — ganze Rudel von Rehen brachen flüchtend durch die Büsche — selbst wilde Schweine stürzten vorüber und die ganze Natur schien plötzlich im wildesten Aufruhr.

Entsetzt und verwirrt fuhren Beide empor. Da hallten jene gräßlich-ängstlichen Töne in tausend Echos wider.

„Es ist Hörnerruf!“ — rief bleich wie der Tod die Königin — „aber nicht der gewöhnliche . . . . hört nur,

mit welcher Gewalt sie blasen . . . . . es muß ein Unglück geschehen sein!"

Im gleichen Momente aber waren Manuels Blicke, aufmerksam gemacht durch die Züge der Vögel, die in dichten Schaaren schreiend über ihnen hinflogen, — auf den Horizont gefallen, der freilich durch Hügel und Wald sehr beengt war. Dennoch gewahrte Manuel sogleich eine ungewöhnliche Röthe, die ihm von Minute zu Minute zu wachsen schien ...... da tagte es gräßlich in seinem Geiste.

„Jesus Maria!" — schrie er auf — „Wir sind verloren, der König ist verrathen . . . . die Teufel von Bauern haben aus Rache die Wälder angezündet!"

Und wohl wissend, mit welcher Blitzesschnelle ein Waldbrand, namentlich in dem trockenen Süden, um sich greift, stürzte er auf die Pferde zu, die instinktmäßig scharrten und sich bäumten, riß die Zügel los, faßte die halbohnmächtige Königin ohne Bedenken um die schlanke Taille, hob sie in den Sattel, schwang sich dann selbst auf sein Roß, und, die Richtung, in der sie hergekommen waren, verfolgend, ging es im Galopp davon.

Manuel war dabei so klug, seinem Pferde die Zügel schießen zu lassen, da er selbst keinen Weg wußte. Und in der That, er hatte dem Instinkte des Thieres mit Recht getraut; bald sahen sie hier und dort einzelne Theilnehmer der gesprengten Jagd in der gleichen Richtung dahinfliegen. Damen und Herren, Granden und Forstbeamten; alles durcheinander und in solcher Verwirrung, daß Niemand bemerkte, wie sich Manuel und die Köni-

gin mitten unter die Fliehenden mischten, deren Ziel die freie Ebne des Hauptsammelplatzes war.

Sie erreichten denselben auch bald. Die Königin, — die man schon, als verirrt, überall gesucht hatte, — ward mit Freuden begrüßt. Desto ängstlicher war der Ruf nach dem Könige. Niemand hatte ihn seit dem Beginne der Jagd gesehen, wo er, — wie wir wissen, — von seiner einzigen Leidenschaft hingerissen, in der Verfolgung eines prächtigen Hirsches Allen vorausgeeilt war.

Die fernen Wälder aber standen schon in vollem Brande und ein unabsehbares, unermeßliches Feuermeer wogte immer näher und näher heran.

Es war ein gräßlicher, schauerlich-großartiger Anblick; — ein Anblick wie ihn Nero auf der Zinne seines Palastes gehabt haben mochte, als Rom zu seinen Füßen in Flammen aufging.

So weit das Auge nur zu sehen vermochte — in einer Breite-Ausdehnung von vielen Meilen — begrenzte den Horizont ein flammender Gürtel, der wie eine ungeheure, in tausend züngelnde Spitzen aufflammende Krone, auf den näheren, vom Feuer noch unberührten, Wäldern zu ruhen schien. Schwarz und majestätisch zeichneten sich dabei die noch im Vordergrunde liegenden Waldhügel aus, um deren grüne Häupter sich gleichsam ein gewaltiger Heiligenschein legte.

Ein grellrother Widerschein, — stets wechselnd in helleren und dunkleren Lichtern, je nach dem Aufflammen neuer Waldtheile, oder dem gewaltsamen Zusammenbrechen von Hunderten von verkohlten Stämmen, — lagerte

dabei auf den Gipfeln der näheren Wälder und der ganzen Umgegend. Pechschwarze Rauchsäulen wirbelten in gedrängten Wolkenmassen zum Himmel empor, von zahllos aufsprühenden Funken untermischt! . . . . . . und dabei das Heulen der Hörner von nahe und fern, ... das Kreischen der Vögel, die in Angst und Verzweiflung ihre Nester umschwirrten, oder in noch immer nicht enden wollenden Zügen der Gefahr zu entrinnen strebten . . . . das Vorbeijagen der Thiere, die — zitternd vor Furcht und Entsetzen, alle Scheu vor den Menschen verloren hatten und sich auf dem Sammelplatze, trotz allen Lärmes in ganzen Heerden einfanden und sich, wie Schaafe beim Gewitter, ängstlich aneinander drängten . . . . . und dann das Schreien der Forstbeamten, die mit ihren Untergebenen bemüht waren, am Rande des Waldes in aller Eile, breite Graben zu ziehen, um dem Feuer Einhalt zu thun . . . . und der Jammer, der bereits auf der Wiese Angekommenen, nach ihren Verwandten, Freunden, Gatten und Gattinnen, die man suchte, oder noch in den Wäldern wußte . . . . . und dies Alles übertönend der Ruf nach dem Könige . . . . dem unglücklichen Monarchen, der vielleicht jetzt schon ein Opfer der Flammen war, ... oder in namenloser Verzweiflung umherirrte, vergebens eine Rettung vor dem Dämon des Feuers zu suchen, der seinen rothflammenden Mantel mit der Schnelligkeit des Blitzes über den mit dürrem Haidekraut und trockenem Moose bedeckten Boden nachzog.

Dies Alles gab ein Bild des Entsetzens, des Jammers, der Verwirrung, der Angst und der Verzweiflung, das

sich in seiner ganzen Größe nur ahnen.... nicht aber wiedergeben läßt!

Selbst Manuel — aufgeregt und im Innersten erschüttert, durch das was er heute erlebt hatte — zitterte am ganzen Körper; aber er verlor den Kopf nicht. Noch einmal sprengte er an das königliche Zelt, und als er Marie Louise, die ohnmächtig in den Armen der Oberhofmeisterin lag, hier wenigstens gegen alle Gefahr gesichert wußte, eilte er, die nöthigen Anstalten zur Rettung des Königs unterstützen zu helfen.

Graf Oropeza hatte soeben den anwesenden Abtheilungen der königlichen Leibgarde die nöthigen Ordres gegeben, um in verschiedenen Richtungen gegen den brennenden Theil des Waldes, den König suchend, vorzudringen. Mit Weg und Steg vertraute Forstbeamte gesellten sich ihnen bei. Die Hörnerrufe, die aus den Wäldern erschallten, bewiesen, daß der Oberhofjägermeister mit den Seinen dasselbe thue.

Als Oropeza Godoy erblickte, den er in der unmittelbaren Nähe des Königs glaubte, war sein erster Zuruf:

„Wo ist der König! Ist er gerettet?!"

„Daß dem so wäre!" — entgegnete Manuel — „Sein vortrefflicher Renner entführte ihn uns aber schon in der ersten Stunde, und seitdem suchen wir seine Majestät vergebens!"

Die Röthe, welche diese Unwahrheit Manuel in das Gesicht trieb, verschwand unter dem grellrothen Widerscheine des Brandes.

„Auf denn!“ — kommandirte Oropeza, den das Gewissen wegen der Behandlung brannte, durch die er ohne Zweifel heute Morgen die Bauern zu einer solch teuflischen Rache gereizt — „Auf denn! Mit Gott und der heiligen Jungfrau zur Rettung seiner Majestät! Wer ein ächter Spanier ist, der setze sein Leben für König Carl IV. ein!“

Und hin sausten nach allen Winden die Reiterabtheilungen.

Manuel führte die Seine den Weg, den er vor wenigen Stunden mit dem Könige genommen. Bald waren sie an dem Platze, an welchem das Niedergleiten der Reitgerte aus so zarter Hand die Trennung von dem Fürsten herbeigeführt. Wo hinaus hatte sich aber von da an der Hirsch und sein königlicher Verfolger gewandt?

Der Jäger, der sich Manuel zugesellte, untersuchte sofort, und da er bald die Spur fand, wo Roß und Reiter durchgebrochen, ging es so rasch als es nur möglich war, um diese nicht wieder zu verlieren, tiefer in den Wald,

Aber wie man auch suchte, . . . rief . . . . die Hörner erschallen ließ . . . kein König war zu finden, und immer näher wälzten sich die feurigen Wogen des ungeheuren Flammenmeeres, — und immer heller ward es in furchtbar grellem Lichte, — und immer heißeren Odem wehte der Wind den Reitern entgegen, die schon kaum mehr im Stande waren, die sich bäumenden, schaumbedeckten, zitternden Pferde von der Stelle zu bringen.

Da plötzlich drang der Ton eines Hüfthorns wie Hülferuf an ihr Ohr. Aber der Ton war so klar und

rein, daß ihn auf der Stelle Alle erkannten, und wie aus einem Munde erschallt es: „Der König!" . . . „der König! . . . das ist das silberne Hüfthorn des Königs!"

Und: „Theilt Euch! nnd dann vorwärts!" — rief Manuel, und wie wenn der Habicht auf einen Flug Tauben stößt, so stiebten die Reiter auseinander, und die Spornen mit Gewalt in die schon blutenden Seiten der Pferde schlagend, ging es durch Busch und Dorn, über Stein und Fels, der Gegend zu, aus der der Ruf zu kommen schien.

Da erreichte Manuel und drei seiner Gefährten einen kleinen Hügel, von welchem sie die Gegend weit und breit überschauen konnten . . . . . . rechts und gerade aus in der Ferne nichts als Flammen von der Erde bis zu den Gipfeln der himmelhohen Eicheln, die den Stürmen von Jahrhunderten getrotzt, um der furchtbaren Gewalt eines empörten Elementes in wenigen Stunden zu erliegen.

Aber noch wunderbarer war der Anblick, wie in jeder Secunde von der Brandstätte aus, sich das Haidekraut am Boden entzündete, und mit der Schnelle des Gedankens in feurigen Strahlen über die Erde lief, so daß, wenige Minuten darauf, schon wieder eine weite Strecke in Flammen aufschlug.

Unwillkührlich mußten die Blicke der Reiter diesem furchtbar-schönen Schauspiele folgen. Da gewahrten sie, daß mitten in einer kleinen Thalebene, dies Bodenfeuer durch einen Sumpf gezwungen wurde, Halt zu machen. Ueber den Sumpf konnte es nicht. Aber, als ob es sich

rasch eines Anderen besonnen hätte, breitete es sich nun blitzschnell nach beiden Seiten aus; und so konnte es nicht fehlen, daß es in ganz kurzer Frist den Sumpf wie mit freurigen Armen umschlingen werde.

Horch! da stöhnte des Hüfthorns Hülferuf auf's Neue. War es doch, als käme der Schall mitten aus jenem Sumpfe. Die Blicke der Reiter flogen nach jener Gegend ..... da sträubte sich ihnen das Haar, ... da überlief es sie eiseskalt .... da schwindelten ihre Sinne ..... denn ganz deutlich erkannten sie den König, wie er — halb versunken in den Morast, durch den er sich wahrscheinlich hatte retten wollen, den einen Arm um den Stumpf eines Weidenbaumes geschlungen — vergeblich sich anstrengte, sich dem nassen Grabe zu entwinden, während ihn in weniger denn zehn Minuten ein Feuergürtel zu umschlingen drohte.

Aber sehen und hinunterjagen war bei Manuel und seinen Gefährten Eines. Wie der Blitz waren sie am Fuße des Hügels. Aber als ob der Teufel sein Spiel triebe, da stürzte der eine der Reiter, und blieb mit gebrochenem Genick, leblos am Boden liegen, während das Pferd des Anderen vor den nahen Flammen scheute und um keinen Preis der Welt vorwärts ging.

Manuel dies sehend, sprang aus den Bügeln, warf dem Dritten die Zügel seines Rosses zu, und eilte dem Könige zu Hülfe, doch es galt, wollte er retten, hier selbst nicht zu versinken. Mit unendlicher Vorsicht schwang er sich daher von einem Weidenstamm zum andern, und so erreichte er denn auch bald den Fürsten. So sehr er aber auch nun alle seine Kräfte anstrengte,

den König frei zu machen, ging es nur langsam von statten, und doch züngelten schon von beiden Seiten die Flammen am Ufer heran.

Jetzt war der König frei . . . . rasch ging es zum Rückzuge . . . . ein . . . zwei . . . drei Baumstrunke waren überschritten . . . . da . . . . o Fluch der Hölle! . . . ein Schrei hüben, ein Schrei drüben! . . . . die Flammen waren wie jauchzend von beiden Seiten in einander gefahren und schlugen, ein gewaltiger Feuerkreis, nun rings um den Sumpf hoch auf!

„Verloren!“ — sagte der König finster aber mit Ruhe und Würde — „Verloren!“ wiederholte Manuel starr vor Entsetzen.

Aber rasch, wie sich das dürre Haidekraut entzündet, war es auch verbrannt und da kein anderes Gestrüpp den Sumpf umgab, so sank die Flamme bald wieder bis zu geringer Höhe. Da blitzte es in Manuel auf. Mit der Kraft eines Menschen, der mit dem Tode ringt, umfaßte er den König und ehe dieser nur wußte, wie ihm geschehen, hatte Godoy das Ufer erreicht und eilte, — durch seine Reiterstiefel einigermaßen geschützt, mit seiner Last über den brennenden Boden.

Es war die höchste Zeit. Schon hatten die Bäume auch hier Feuer gefangen. Wenige Minuten später, und Alle wären verloren gewesen. Jetzt zu Pferd! Der König bestieg das des gestürzten Gardisten und im Sturme ging es davon.

Eine halbe Stunde später und Carl IV. hatte den Sammelplatz erreicht, woselbst ihn, — an dessen Rettung

man bereits verzweifelt, — der nicht enden wollende Jubel einer zahllosen Menschenmasse empfing; denn auch die Bewohner Truxillos, — von der Nachricht des Waldbrandes und der Gefahr des Königs in Allarm gesetzt, — waren fast sämmtlich herbeigeströmt.

Die Königin empfing ihren Gatten mit einem Thränenstrome. Ihre Nerven hatten heftig gelitten, und so machte sich wohl ihre Freude in Thränen Luft. So wenigstens dachte König Carl. . . . . . !

Als sich nun aber die Granden beeilten, ihre Glückwünsche seiner Majestät darzubringen, ergriff der König die Hand Manuels und sagte:

„Geliebte Vettern! Nach Gott, der heiligen Jungfrau und Sanct Jacob, dem Schutzheiligen Spaniens, verdanken Wir dem Muthe dieses Edelmannes Unser Leben. Begrüßen Sie in Don Manuel de Godoy den Freund Ihres Königs; . . den Generaladjutanten der königlichen Leibwache!"

Manuels Herz schlug laut; er hatte diese Auszeichnung verdient.

XV.

Man kann sich denken, daß nach diesem Ereignisse, der Hof nicht mehr in Truxillo verweilen mochte.

Schon den kommenden Tag ward eine Junta niedergesetzt, welche die Untersuchung wegen des Brandes auf-

nahm und den Befehl erhielt, mit unnachsichtiger Strenge gegen die Anstifter desselben als Brandstifter und Hochverräther vorzugehen. Vergebens flehte Godoy den König an, Gründe zur Gnade in dem Umstande zu finden, daß die armen Bauern noch an demselben Morgen auf das Empfindlichste beleidigt und zur Rache gereizt worden seien. Carl IV. war, wo es die Verletzung seiner königlichen Macht galt, unerbittlich und schon zwei Monate später büßten vierzehn Bauern ihr Verbrechen durch den Strang, achtundvierzig mit lebenslänglichem Gefängniß und die ganze Gegend mit Verlust aller ihrer so kostbaren Privilegien.

Truxillo sah den Hof nie wieder. Graf Oropeza kam mit einem Verweis durch.

Indeß, so furchtbar tief und erschütternd dies Ereigniß auch auf den König und die Königin, so wie auf alle diejenigen eingewirkt hatte, die es mit erlebt, so bald war seine Erinnerung wieder verwischt. In jenen Sphären, in welchen die Wellen rauschender Vergnügen sich Tag auf Tag, gleichmäßig überstürzend, folgen, wirkt sogar eine solche erschütternde Begebenheit momentan anregend. Es war doch einmal Etwas in der Wüste der alltäglichen Plattheiten, der herkömmlichen Intriguen und langweiligen Kurzweiligkeitshascherei. Allein die Wirkung glich eben nur der eines elektrischen Funkens. Er zuckt, er schlägt! und vorbei ist es! Als man sich wieder zwei Tage in Aranjuez befand, war die Sache vergessen.

Nur für zwei Personen hatte der Tag einen höchst wichtigen Charakter angenommen: für die Königin und für Don Manuel.

Es dürfte übrigens schwer zu entscheiden sein, ob Manuels guter oder böser Genius es gewesen, der unmittelbar nach jenem verhängnißvollen Kusse das Pärchen so grausam aufgeschreckt. Jedenfalls trug dieser neckische Dämon die Schuld, daß die Königin, — verblendet durch die eigene Leidenschaft, — in der Täuschung befangen blieb, sie werde von Godoy eben so feurig wiedergeliebt, als sie ihn liebe; was ja dieser durch den Schluß seiner Erzählung so schön angedeutet habe. Eine Täuschung, die ihrer Liebe nur neue Nahrung gab, und sie selbst unter dem zurückhaltenden Wesen, das Manuel von jenem Tage an, ihr gegenüber, beobachtete, nur stille Anbetung und allzugroße Schüchternheit vermuthen ließ.

Ach! sind wir armen Sterblichen denn nicht Alle so? Sieht unser Egoismus nicht gar häufig, selbst in Erscheinungen, die uns feindlich bedrohen, nur Verbündete .... weil wir eben so eitel sind, zu glauben, dem Zauber, den unsere Person, unser Rang, unser Talent ausübe, dem könne nichts in der Welt widerstehen?!

Aber es kam noch mehr dazu; Marie Louise hatte nun einmal den Stolz reiner Weiblichkeit, — die heilige Scheu vor der Verletzung ihrer Pflichten, — den schweren Schritt des Geständnisses überwunden. Es war geschehen .... Manuel wußte, daß sie ihn liebe! Sie glaubte sich wiedergeliebt, und wer bedenkt, was dies bei dem heißblutigen Temperamente einer Spanierin und bei einer Fürstin heißt, die gewohnt ist, auch die leisesten Wünsche ihres Herzens, die grillenhaftesten Verlangen ihrer Laune in Erfüllung gehen zu sehen, — der wird begreifen, wie ungebunden sich von nun an die Königin

den süßen Träumereien, dem heißen Verlangen der Liebe hingab.

Sollen wir, was Manuel betrifft, die Wahrheit sagen? Die Geschichte mit der Reitpeitsche, — das Tête-à-tête in jenem stillen waldigen Thälchen, — der flammende Kuß von den Lippen jenes Götterweibes, der teuflisch verführerische Gedanke, von einer „Königin" geliebt zu werden.... alles dies hatte ihn aus seinem bisherigen Gleichgewichte gebracht.

Er hatte von der Frucht des Baumes der Erkenntniß gekostet, die Augen waren ihm aufgegangen, er fühlte und erkannte jetzt erst, wie göttlich schön, wie über alle Begriffe reizend dies Weib sei und .... wußte, daß es ihn liebe.

O Gott! die Verführung war groß!

Aber trete doch ein Jüngling auf, der mit einem gleich gefühlvollen Herzen, mit einer eben so leicht erregbaren, wild schwärmenden und glühenden Phantasie begabt ist, wie Manuel; — ein Jüngling in seinem Alter, in einem Alter, in dem die Sinne noch frisch, die Lebenskraft noch ungeschwächt, der Ehrgeiz erst recht erwacht ist ..... und sage uns, die Hand auf das Herz gelegt, ob auch nicht er sich in der Lage Godoy's einer ungemein gefährlichen Versuchung gegenüber gefühlt hätte?

Aber Manuel zu Ehren sei es gesagt, er überwand die Krisis. Seine Liebe zu Linda erfocht einen glänzenden Sieg über die männliche Eitelkeit — seine Vernunft über die aufgewiegelten rebellischen Sinne.

Dennoch erkannte sein scharfer Verstand recht gut, daß er einen gefährlichen Weg wandele; und zwar um so

mehr, als hier mit einem einzigen Siege nichts gethan war, sondern ein ganzes Leben voll Siege erfordert würde, wenn er nicht entweder den Hof verlasse oder eine unübersteigbare Kluft zwischen sich und die Königin schleudere.

Ein Leben voll Siege?! dafür fühlte er sich, da er aus Fleisch und Blut bestand, nicht stark genug. Nicht Jeder ist zum Heiligen geboren.

Den Hof verlassen? jetzt, wo sich ihm eben die Gunst des Königs wie eine lichtstrahlende Sonne zugewandt, dafür war der thatendurstige Jüngling nicht Philosoph genug.

Also blieb nur Eines ..... es mußte, ohne die Herrscherin zu beleidigen, eine Kluft zwischen sie und ihn geschoben werden. Und war dies nicht leicht zu bewerkstelligen? Er durfte ja nur seine bevorstehende eheliche Verbindung mit Donna Illescas beeilen. Einmal Gatte einer Anderen, dachte er, und sie weiß, daß sie sich in mir getäuscht, und die Sache gibt sich von selbst.

Armer Junge! wie wenig kennst Du noch die Weiber; und hast Du, als Spanier, noch nie etwas von Eifersucht und Frauenrache gehört? Aber dies ist wieder einer von jenen so allgemein verbreiteten Fehlern: Was in den Kram unserer Wünsche paßt, das stellen wir uns gar gerne als unendlich leicht erreichbar vor. Dann steuern wir mit vollen Segeln darauf zu, scheitern aber gar oft, weil wir den Compaß der Vorsicht zu Hause gelassen haben.

Manuel, von der Vortrefflichkeit und Weisheit seines Entschlusses durchdrungen, eilte denn auch, mit dem Ungestüme der Jugend, ihn zu erfüllen. Er benutzte daher die erste, beste Gelegenheit, sich von Aranjuez zu entfernen, und flog nach Madrid.

Linda, die von Hörensagen schon erfahren hatte, mit welchem Muthe, mit welcher kühnen Selbstaufopferung Godoy dem Könige das Leben gerettet, empfing ihn mit Stolz und mit Freude; — Bruder Anselmo mit einem fast wehmüthigen Ernste.

Manuel war dabei, in dem Bewußtsein als rechtlicher Mensch gehandelt zu haben, doppelt glücklich, und seine Seligkeit spiegelte sich reizend in der Geliebten Zügen. Mit süßem Erröthen hörte hierauf Linda seinen Vorschlag einer baldigen Vermählung an und Beide setzten diese sodann auf die Zeit der Rückkehr des Hofes von Aranjuez nach Madrid fest. Anselmo sollte — so wünschte es Linda — die Trauung vollziehen.

Die Trauung selbst hätte indeß beinahe einen Mißton in der sonst so harmonischen Stimmung der kleinen Gesellschaft hervorgerufen. Manuel war zwar aus vollem Herzen damit einverstanden, daß sie sein Freund Anselmo vollziehen solle, doch bestand er darauf, daß dieser schönste Tag seines Lebens, und namentlich dieser erhebende Moment, mit so viel Glanz und Pracht gefeiert werden müsse, wie es die Stellung eines Generaladjutanten der königlichen Leibwache, der jedem Granden von Spanien im Range gleich stehe, erheische.

Davor aber erschrack Linda, die, wie sie lächelnd sagte, mit dem Generaladjutanten nichts zu thun habe, sondern nur mit ihrem Manuel. Außerdem wisse er ja, wie sehr sich ihre Natur gegen alle solche Ostentationen sträube, und wie sie gerade, weil es auch für sie der schönste Tag des Lebens sei, diesen so recht still glücklich mit ihm und Anselmo verbringen möchte.

Godoy stellte ihr dagegen vor, welchen sonderbaren Eindruck eine so stille, fast geheimnißvolle Vermählung am Hofe machen müsse. Man werde die Achseln darüber zucken und am Ende falle gar ein zweideutiges Licht auf die ganze Verbindung.

Das schnitt Linda in die Seele. Manuel versicherte zwar, er habe sie nicht kränken wollen; aber so sehr er auch ihr stilles in sich gekehrtes Leben ehre, so müsse sie doch auch Rücksicht auf seine Stellung in der Welt nehmen.

Ja, meinte Linda, das sei es eben. Dies unselige Hofleben entfremde sie ihm. Dort sei Alles nur hohl und gehaltlos, nur auf äußeren Glanz berechnet, nur Egoismus und Intrigue; und so fürchte sie, — eben weil sie ihn so unaussprechlich liebe, — daß man ihn nur eine Zeit lang zu irgend welchen Zwecken gebrauchen und dann fallen lassen werde. Dafür aber müsse sich Manuel zu gut halten.

Diese Aeußerung berührte nun aber wieder Godoy unangenehm, weil man ihm so wenig Scharfsinn zutraue, daß er sich wie ein Spielzeug gebrauchen lasse.

Bis dahin hatte Bruder Anselmo geschwiegen; jetzt aber konnte er nicht umhin, Linda's Partie zu ergreifen, und Manuel auf die Schlüpfrigkeit des schwindelnden Pfades aufmerksam zu machen, den er wandle.

Anselmo sprach mit Wärme und Milde, aber zugleich auch mit so viel Einsicht, daß Manuel sich manchmal ordentlich betroffen fühlte. Indessen gerade wenn uns die Wahrheit trifft, schlagen wir am empfindlichsten

gegen sie aus; wie der Schmetterling gegen die glühende Nadel, die ihn mitten durchbohrt.

Und warum war denn Manuel gekommen?

Hatten Linda und Anselmo nicht in ihren Behauptungen hinsichtlich der Gefahr, in der er am Hofe schwebe, Recht?

Aber das war ja das Verwünschte, daß sie Recht hatten! Und er konnte ihnen doch nicht sagen, wie sehr er ihrer Meinung sei, und daß er eben deswegen seine eheliche Verbindung mit Linda beschleunigen wolle, um in ihr einen Demantschild gegen die flammenden Pfeile Amors zu finden, die, vom Throne herab, auf ihn abgedrückt wurden. Er fühlte sich in einer höchst peinlichen Lage.

Anselmo bemerkte es und rieth daher, die Sache für heute auf sich beruhen zu lassen. Jedes möge sie für sich weiter in Erwägung ziehen und gelegenheitlich werde man sich dann schon einigen.

Der Rath war so gut als wohlgemeint; die vorige Stimmung ließ sich indessen nicht wieder in ihrer vollen Reinheit herstellen und so kehrte Manuel ziemlich verstimmt nach Aranjuez zurück.

Die nächsten Tage brachte der König auf dem Schlosse Escorial zu. Godoy folgte ihm mit dem Hofe; die Königin, die Escorial nicht ausstehen mochte, blieb in Aranjuez und ärgerte sich nur, daß ihr dadurch der Geliebte entführt sei. Von dem was zu Madrid geschehen, hatte sie keine Ahnung; aber im Buche des Schicksals

war es beschlossen, daß ihr noch während Manuels Abwesenheit ein furchtbares Licht aufgehen sollte.

Salvaterra nämlich, der Godoys Verhältniß zu Linda durch den Wasserträger Gines auf das Genaueste überwachen ließ, der wieder die geschwätzige Duenna des Mädchens in Händen hatte, hatte durch diesen in einer jener nächtlichen Audienzen zu seinem Schrecken erfahren, daß das Pärchen die Vermählung auf die Zeit der Rückkehr des Hofes von Aranjuez festgesetzt habe.

Das mußte um jeden Preis verhindert werden, da Salvaterra ganz andere Dinge mit Don Manuel vor hatte. Aber wie? . . . Doch wie könnte es einem Manne, wie dem Beichtvater der Königin, je an Mitteln fehlen, seine Zwecke zu erreichen?!

Er lächelte nur mitleidig über den jugendlichen Brausekopf, der, gerade durch dies Dringen auf eine eheliche Verbindung mit Donna Illescas, dem schlauen Priester verrieth, daß er sich schon in den ihm gestellten Netzen gefangen habe, und nun nur mit den Flügeln schlage, die Maschen desselben zu zerreißen. Doch Geduld, dachte Salvaterra, Du zappelst mir lange gut; sollst bald an der Leimruthe kleben, daß Du nimmer fortkannst.

Und die Königin?

Er zuckte die Achseln und sagte: „Mein Gott, sie ist ein Weib!"

Darauf begab sich Salvaterra zu seinem königlichen Beichtkinde.

Marie Louise hatte eben ihre Siesta vollendet und lag noch, leicht hingegossen, auf einem prachtvollen

Divan von dunkelrother Seide, die mit goldenen Blumen von abenteuerlicher Gestaltung durchwirkt war; persische Teppiche dehnten sich zu ihren Füßen. Ein Blumenflor, wie ihn nur der Süden erzeugt, prangte in Vasen aus Japan; während eine Masse kunstvoller Gegenstände, in den Reichen der spanischen Indien gefertigt, in niedlichen Gruppen an den Wänden des Gemaches aufgestellt waren. Die geschlossenen Jalousien, so wie die dichten schwerseidenen Vorhänge ließen nur einen matten Schimmer des Tageslichtes herein, während ein künstlich gearbeiteter Springbrunnen — einen mit einer Nymphe ringenden Faun darstellend — der sich in der Mitte des Zimmers befand, eine erquickende Kühle verbreitete.

Neben der Königin saß auf einer Stange der Lieblingspapagei ihrer Majestät, mit einem zierlichen silbernen Kettchen an seinen Zwinger gefesselt.

Da es unerträglich heiß war, und Marie Louise sich bestimmt hatte, bis zum Abende allein zu bleiben, war sie nur sehr leicht gekleidet. Eine Robe von feinem weißen Zeuge, mit breiten kostbaren Spitzen garnirt und so weit ausgeschnitten, daß sie Schultern und Busen kaum bedeckte, hüllte ihre üppige Gestalt ein. Die kurzen weiten Spitzenärmel ließen dabei die vollen, runden und doch so zierlichen Arme fast bis zur Schulter sehen; während eine Silberschnur, die als Gürtel diente, die Robe leicht und verführerisch zusammenhielt und ein zweites ganz einfaches weißes Unterkleid durchblicken ließ.

Wie sie so dalag, das zierliche, von einer Fülle schwarzer Locken reich umflossene Haupt auf den wunder-

vollen Arm gestützt, ein träumerisches üppiges Lächeln um den feingeformten, kussigen Mund . . . . da war sie zum Rasendwerden schön; . . . . . reizend genug, einen Plato, einen Sokrates, einen Xenokrates . . . ein Herz von Eis und Marmor zu verführen!

Aber sie übte diese zauberische Kunst eben jetzt nur an duftigen, luftigen Traumgebilden. Und wie gehorsam war da die erhitzte Phantasie, wie ließ sie die trunkene Schwelgerin Siege auf Siege feiern.

O wer es gesehen! wie sie triumphirend lächelte.... wie sich nun ihr Busen stürmischer hob . . . . wie die Blicke funkelten und die Lippen sich so süß, wie zum Kusse, spitzten! . . . Wer es gesehen, wie sie jetzt Arm und Haupt langsam in die Kissen des Divans sinken ließ und die Augenlider halb geschlossen, das Leben auszuhauchen schien . . . . . wer das gesehen, der hätte ihr glutentbrannt zu Füßen sinken . . . . oder wahnsinnig werden müssen.

Und ist die Phantasie nicht eine göttliche Bildnerin? Das Werk des Pygmalion bewegt sich, und den überraschten Künstler ergreift ein freudiger Schauer im Bewußtsein eigner Unsterblichkeit, und wie der Adler den Ganymedes, reißt ihn die göttliche Hoffnung mit mächtigen Fittigen zum Olymp!

Marie Louise entschlummerte sanft, indem sie leise Manuel flüsterte.

— — — — — — — —

Eine Stunde später war es, als Salvaterra in die Vorzimmer Ihrer Majestät trat, und sich mit der

Bitte an Donna Maria de Molina wandte, ihn bei Ihrer Majestät zu melden, da er etwas Wichtiges mitzutheilen habe.

Donna Maria wollte dem Beichtvater eben bedeuten, daß die Königin noch Siesta halte, als ihr ein Silberglöckchen das Zeichen von dem Erwachen derselben gab.

Sie trat ein und zwei Minuten später öffnete sie dem geistlichen Herrn die Flügelthüre zu dem Gemache der Königin.

Marie Louise lag noch immer auf dem Divan, auch genirte sie ihr reizendes Negligée, Salvaterra gegenüber, keinesweges; so wenig wie es den Mann mit den Marmorzügen überraschte, da in Spanien die Priester überhaupt in einem ganz eigenen Verhältnisse mit den Weibern stehen; — in einem Verhältnisse, das so dominirend, so sicher, so überlegen ist, daß sie zu jeder Stunde Zulaß finden, selbst wenn der eigene Gatte abgewiesen wird.

„Was führt Eure Hochwürden in dieser Stunde unerträglicher Hitze zu Uns?“ — frug in wohlwollendem Tone Marie Louise, nachdem sich die Thüre hinter Donna Molina wieder geschlossen.

„Vergebung, Majestät, wenn ich störe!“ — entgegnete der Angeredete mit einer tiefen Verbeugung — „aber das Sprüchwort sagt: „Wer schnell gibt, gibt doppelt!“ und da mir der Allmächtige in meinem heiligen Amte so zu sagen zugleich die Würde eines Großalmosenier ertheilt hat, so halte ich es auch für eine heilige Pflicht diesem Amte nachzukommen, und wäre es selbst auf die Gefahr

hin, ein Wölkchen des Unmuthes auf die hohe Stirne meines königlichen Beichtkindes treten zu sehen."

„Ich denke nicht, Salvaterra!" — entgegnete die Königin freundlich — „daß Ihr uns je lässig und zu bequem gefunden habt, wenn es galt, Wohlthaten zu spenden."

„Nein, gewiß nicht, Majestät!" — versetzte Jener — „im Gegentheile, Gott und die heilige Jungfrau mögen Euch die Herzensgüte und wahrhaft königliche Freigebigkeit lohnen, mit welcher Ihr immer bereit seid, die Seufzer der gedrückten Menschheit zu beschwichtigen."

„Und thue ich da mehr als meine Pflicht?" — fuhr Marie Louise fort. — „Wenn Uns Gottes Weisheit und Gnade eine so erhabene Stellung der übrigen Menschheit gegenüber angewiesen hat; . . . . . wenn Uns, — die Großen der Erde, — sein Rathschlag gleichsam zu seinen Vertretern stempelte, so ward Uns damit auch der Beruf, gleich der Gottheit mit vollen Händen Segen zu spenden, Thränen zu trocknen und einen Schimmer Unseres Glücks in die Hütten der Armuth fallen zu lassen."

„Gott erhalte Spanien!" — versetzte Salvaterra ernst — „und seine erhabene Herrscherin, deren edles Herz solche ächt christlichen und wahrhaft königlichen Gesinnungen schwellen."

„So lange Wir leben," — sagte Marie Louise — „werden Wir dieser Ansicht treu bleiben. Doch zur Sache, Hochwürden. Was führt Euch zu Uns?"

„Ein schreiender Hülferuf von 4000 Unglücklichen" — antwortete Salvaterra mit Salbung — „die obdach-

los, ohne Kleidung, dem Hunger und dem rauhen Klima ihrer Gegend ausgesetzt sind."

„Mein Gott!" — rief die Königin in der That tief bewegt. — „Und wer sind die Armen? Was ist geschehen?"

„In Eurer Majestät Provinz Biscaya" — fuhr der Beichtvater fort — „liegt am Fuße eines mächtigen Gebirges, bespült von den Wellen der Nerva, das Städtchen Orduna. Es wurde jüngst durch Anschwellen des Flusses fast vernichtet, seine Einwohner sind in Verzweiflung."

„Und der Staat" — rief die Königin — „hat er nicht sogleich geholfen?"

„Wenn er könnte, Majestät!"— versetzte Salvaterra achselzuckend, — „die Kassen sind leer."

„Aber wo kommt denn das viele Geld hin?" — frug Marie Louise.

Salvaterra verbeugte sich tief und sprach: „Majestät vergeben: die Reise nach Truxillo nahm Einmalhunderttausend Piaster in Anspruch; der Aufenthalt des Hofes in Aranjuez kostet zwei Millionen Piaster; .... der Ausflug nach Escorial ...."

„Genug!" — fiel die Königin ein — „das sind alles Dinge, die sein müssen. Aber der Fehler liegt an der schlechten Verwaltung. Wir haben es ja immer gesagt, so lange dieser unausstehliche Trotzkopf Florida Blanca an dem Ruder bleibt, so lange wird es nicht besser."

„Sicher nicht!" — sagte Salvaterra und setzte lauernd hinzu: — „Wenn wir nur erst einen Anderen hätten, Jenen zu ersetzen."

„Nun" — meinte die Königin — „es fehlt ja doch nicht an jugendlichen Kräften. Da ist Gonsalvo Fernandez de Cordava ....?"

„Vergebung Majestät, Don Gonsalvo mag ein ganz guter Reiter sein, aber von einem Staatsmanne hat er keinen Anflug."

„Nun denn, der junge Herzog von Varagua?"

„Ein vortrefflicher Dichter; aber durch seinen unbändigen Stolz beim Volke verhaßt."

„Und Gomez Suarez de Figuerra, Markgraf von Villaba?"

„Ein bornirter Kopf."

„Und Mencia Davalos de Sessa?"

„Ungeheuer gelehrt; aber Freigeist. Angesteckt von den gottlosen Ideen eines Voltaire. Freund jener unseligen Bewegungen, wie sie sich gerade jetzt in Frankreich kund geben, und die, Gott weiß wohin, führen werden!"

„Behüte Uns der Himmel! ... aber .... dann sieht es freilich schlimm mit Unserem guten Spanien aus ..... doch .... —" Die Königin schien zu sinnen, dann sagte sie leicht hingeworfen: „Eignete sich denn nicht Don Manuel de Godoy zu diesem wichtigen Posten?"

Diese Aeußerung hatte Salvaterra längst erwartet. Jetzt war das ersehnte Ziel seiner Wünsche, Bestrebungen und Intriguen mit einem Schlage nahe gerückt. Sein Inneres jauchzte hoch auf, aber gewöhnt, Herr aller seiner Empfindungen zu bleiben, zeigte sein Aeußeres nicht die geringste Veränderung, als er sagte:

„Bei Gott! erhabene Frau! Ich staune über Eurer Majestät Scharfblick! Mir wäre der Gedanke an Godoy nicht gekommen, und doch . . . . ich glaube selbst, daß man keine bessere Wahl treffen könnte. Don Manuel ist Euer Majestät und Carl IV. auf das Innigste ergeben; . . . er hat Fähigkeiten . . . Talente sogar! . . . ein Herz für das Volk, und wird vom Volke geliebt. Auch möchte außer ihm schwer eine Persönlichkeit aufzutreiben sein, die seine Majestät, der König, als Minister an Florida Blanca's Stelle dulden könnte."

„Aber wie den Unerträglichen stürzen?"

„Das dürfte sich finden. Es hat Mancher schon über einen Kieselstein den Hals gebrochen. Wenn also Eure Majestät für Manuel de Godoy sind? . . ."

„Ja! nur in so fern Wir es für das Wohl des Landes halten."

„Gut denn, ich will die Sache im Auge behalten . . . . . Und nun meine armen Biscayer?"

Die Königin löste schweigend ein prachtvolles mit den kostbarsten Juwelen besetztes Armband von ihrem linken Arme, und es mit unnachahmlicher Grazie Salvaterra reichend, sagte sie:

„Verkauft es für die Unglücklichen. Wir wollen dafür ihre Freudenthränen als Diamanten in unsere Krone setzen."

„Majestät . . . ." sagte Salvaterra.

„Nur keinen Dank!" — befahl die Herrscherin. — „Erinnert Euch jetzt, Hochwürden, was Ihr vorhin sagtet: „„Wer schnell gibt, gibt doppelt!""

„Der Herr segne Euch!“ — sagte Salvaterra, verbeugte sich und ging. An der Schwelle kehrte er indessen noch einmal um und sagte:

„Noch Eines, königliche Frau! .... Weil wir vorhin von Don Manuel de Godoy sprachen .... haben Eure Majestät schon vernommen, daß sich derselbe nächstens zu verehelichen gedenkt?“ .... Wenn ein Wanderer, in Amerikas Wäldern fröhlich dahinstreifend, mit einemmale auf einen Gegenstand tritt, der ihm ein großer Giftschwamm däuchte, in demselben Momente aber sich hoch aufrichtet und als Klapperschlange ihm entgegenzischt, so kann er nicht entsetzter zurückfahren, nicht tödtlicher erbleichen, als bei diesen Worten die Königin.

„Godoy?!“ — stammelte sie, unfähig die Bewegung zu verbergen, die sie durchstürmte. — „Ihr irrt wohl, Salvaterra .... Godoy eine ....“

„Andere lieben“, wollte sie sagen, besann sich aber noch zeitig genug und ergänzte: „Godoy lieben? Wir können es nicht glauben. Er hat nie ein Wörtchen davon gesagt. Und wer sollte ..... Es ist nicht möglich!“

„Und doch, Majestät!“ — versetzte Salvaterra mit dämonischer Ruhe, — „Es ist so! Donna Linda de Illescas ist seine Verlobte und die Trauung soll stattfinden, wenn der Hof von Aranjuez zurückkehrt.“

„Illescas?“ — sagte die Königin, die immer blässer wurde und ihre Stimme zitterte — „wer ist diese Illescas?“

„Ein schönes Mädchen .... aber eine unbedeutende Persönlichkeit!“ — versetzte der Beichtvater — „Schwärmerin dabei und überspannt wie eine Deutsche.“

„Und an sie kann sich Godoy wegwerfen?!“ — rief jetzt Marie Louise; — setzte aber rasch und finster hinzu: „Aber, mein Gott, was geht das Uns an!“

„Doch Etwas!“ — sagte Salvaterra, und seine Marmorzüge versuchten mühselig etwas herauszubringen, das ein Lächeln sein sollte. „Man schaut der Schönheitssonne Eurer Majestät nicht ungestraft in die Augen. Dem armen Jungen ist es bange geworden um sein Herz und seinen Verstand. Und da er beide zu Eurer Majestät Füßen zu verlieren fürchtet, so will er sie an die goldene Kette der Ehe legen. Es ist nur Eines schade, begeht er diesen dummen Streich, dann ist er uns als Minister verloren! ... Doch Vergebung! Ich belästige da Eure Majestät mit Dingen, die Sie langweilen müssen.“

Und mit diesen Worten verbeugte sich Salvaterra mit ächt spanischer Gravität und verließ das Zimmer.

Aber die Königin?

Herr, mein Gott! Wie kochte und siedete und sprudelte es da.

Sie war aufgesprungen und ging in raschen, großen Schritten im Gemache auf und ab. Die Todtenblässe einer rasenden Eifersucht lag noch immer auf ihrem Antlitze. Das Athmen ward ihr schwer. Sie wollte sprechen und konnte nicht. Sie riß an den Spitzen ihres Kleides, ... sie ballte krampfhaft die kleinen weißen Händchen, ... sie strich die rabenschwarzen Locken zurück, als wolle sie dieselben sich ausreißen; .... sie wollte reden .... es ging nicht. Nur einzelne Ausrufe brachte sie hervor, wie: „Verräther! ... Elender! aber ich werde mich rächen!“ —

„Ja, rächen!" — rief sie endlich, und ihre Augen funkelten und Zornesröthe verdrängte die Todtenblässe und ihre Gestalt hob sich mit königlichem Stolze, so daß sie, — hoch aufgerichtet, die linke Hand auf die Brust gedrückt, die Rechte krampfhaft wie um den Griff eines Dolches geschlossen dastand, furchtbar schön wie Medea, als sie, racheschwörend, den Fuß auf ihren Drachenwagen setzte.

„Ja rächen will ich mich!" — wiederholte sie zornflammend — „rächen an ihm und an ihr! — Mich, die Königin, betrügen; — neben mir eine andere lieben ... ein unbedeutendes nichtssagendes Ding ..... o! es ist zum Rasend werden!"

Und raschen Schrittes, die Arme gekreuzt, ging sie wieder auf und ab.

„Und ich!" — sagte sie dabei voll tödtlichen Ingrimms — „ich, die Königin, habe ihn geliebt, wie nur ein Weib lieben kann! Ich habe ihn aus dem Staube erhoben .... ich habe, o mein Gott, ihm selbst meine Liebe gestanden ... ich wollte .....!"

Sie biß die Lippen zusammen und warf sich auf den Divan.

Eifersucht, Zorn und Rache tobten durch ihren Busen; aber so aufgeregt sie war, alle ihre Bewegungen, selbst der Ton ihrer Stimme verlor sich nicht über die Grenzen einer schönen Leidenschaftlichkeit. Auch hier blieb sie ein Götterweib, eine Königin, und Alles was sie that, schwamm, trotz des inneren Sturmzuckens, in einem Duft von Grazie.

„Aber!" — rief sie jetzt, auf's Neue vom Divan auffahrend und ein milderer Strahl leuchtete in ihren Blicken, — „sagte denn nicht selbst Salvaterra, daß

Manuel sich nur verehelichen wolle, weil er zu meinen Füßen Herz und Verstand verloren?! ..... o mein Himmel, dann wäre er ja doch nicht schuldig; .... dann triebe ihn ja wohl nur Schüchternheit diesem nichtssagenden Wesen zu, mit dem er unglücklich werden muß. Ja! er muß mit ihr unglücklich werden! .. Und dann, sagte nicht Salvaterra auch, er gehe mit dieser Heirath der Welt verloren! Nein ..... das darf nicht sein .... ich muß ihn retten .... schon um des Landes, schon um Spaniens willen! ... Aber wie?"

In diesem Momente glitten Marie Louisens Blicke über einen großen kostbaren Spiegel, der ihr ganzes Bild strahlend zurückwarf.

Die Königin erschrack selbst über ihre bezaubernde Schönheit, die das leichte, verführerische Gewand und die brennende Röthe der erregten Leidenschaft noch mächtig hoben.

„Wie!??" — wiederholte sie triumphirend — „Bedarf es der Frage? Mein Sclave soll er sein; zu meinen Füßen soll er Abbitte thun. Und an Dir, Verhaßte, werd' ich mich furchtbar rächen; .... wenn auch nicht mit Gift und Dolch!" Und sie erfaßte rasch die silberne Glocke und auf ihr Zeichen trat Donna Maria de Molina ein.—

XVI.

Wenige Tage später traf König Carl IV., von Escorial zurückkehrend, mit seinem Gefolge wieder in Aranjuez ein.

Zu seinem Empfange hatte die Königin ein Fest veranstaltet, das alle bisher gegebenen an Glanz überbieten sollte. Da der König erst gegen Abend erwartet wurde und in jener Jahreszeit in Spanien auch nur die Nächte zu genießen sind, so hatte Marie Louise den Anfang des Festes mit Anbruch der Dunkelheit bestimmt und gab es in den berühmten Gärten von Aranjuez, die bekannterweise die Form eines ungeheuren Sternes bilden und an Alleen und Wasserkünsten mit zu den ersten der Welt gehören.

Die Hauptallee von uralten Ulmen ist allein 700 Schritte lang. Alle siebzig bis achtzig Schritte sind in ihr Ruheplätze in Form eines Hexagon mit Springbrunnen angebracht. Zwölf andere Ulmenwege vereinigen sich mit dieser Hauptallee und stoßen auf einem ungeheuren großen runden Platze zusammen, der den Mittelpunkt des Ganzen bildet.

Blumenbeete, Orangenwälder, dichte Gebüsche, Wasserwerke, dunkle Grotten u. s. w. liegen in Masse dazwischen.

Hier also empfing Marie Louise ihren königlichen Gemahl, als die Nacht bereits angebrochen. Der ganze Hof und zahllose Gäste, wohl an zehntausend Menschen, waren zugegen.

Aber auch diese Feenpracht! diese sinnigen Einrichtungen! diese Abwechslung! In der That, der Himmel schien sich zu der Erde herabgebogen zu haben.

Die Luft so lind und weich, wie sie nur eine Nacht unter Hispaniens Himmel bieten kann; und getragen von ihrem leichten Flügelschlage die Düfte all der Blumen und

Blüthen! und all die Bäume, Sträuche, Alleen, Schlangenwege, Bosquets, Lauben und Grotten schimmernd in unzähligen Lämpchen mit Flammen in Roth und Blau, in Gelb und Grün, in Weiß und Violet, wie aufgebaut aus eben so viel funkelnden Juwelen.

Und in der Mitte all dieser Pracht ein freistehender Kiosk in maurischer Bauart, nach allen Seiten offen. Seine Säulen, Gewölbe, Treppen und Kuppeln sind aus feurigen Linien gebildet, und um ihn herum befindet sich ein kleiner Garten, dessen Gebüsche und vielfarbige Blumen aus eben so vielfarbigen flammenden Glaskugeln bestehen. Zwischen den grünen strahlenden Blättern blicken dunkelglühende Rosen hervor, auf schlanken Stengeln wiegen sich weiße glänzende Lilien, und hier und da zwischen diesen Feuerblumen stehen wirkliche Gesträuche, deren Blätter auf die seltsamste Art von dem Farbenmeere rings herum angestrahlt werden.

Wahrlich! die Tausende von Menschen, die hier auf- und abwogten, umrauscht von den Klängen unsichtbarer Musikchöre .... sie mußten sich fragen, ob es menschlichem Witz und menschlicher Kraft möglich gewesen sei, dies Wunderland .... diesen Paradiesesgarten zu schaffen?

Und doch je weiter sie wandelten, desto mehr Wunder entfalteten sich vor ihren trunkenen Blicken!

Hier eine reizende Aussicht künstlich angebracht und vortrefflich erleuchtet .... dort, hinter einer Biegung des Weges versteckt, dunkle Gartenpartien mit wunderlichen Statüen. Auf dieser Seite unerwartet der Anblick eines stolzen mittelalterlichen Schlosses mit Zugbrücken und Thoren, lustig flatternde Fahnen auf den Zinnen, die

Fenster wie zum Banket erleuchtet und dabei eine fröhliche rauschende Musik. Und jenseits wieder freie Plätze, die sich rechts und links öffneten und seltsame Unthiere zeigten, die mächtige Wasserstrahlen hoch in die Lüfte warfen.

Der Hof und alle sonst Anwesenden waren überrascht, ja geblendet und betäubt. Der König nur ging schweigend durch all die Herrlichkeiten, den freundlichen Anreden seiner, in ihrer ganzen Schönheit strahlenden, Gattin nur kurze trockene Antworten entgegensetzend und zwischen den steifen, kalten und oft recht ungeschickt angebrachten Complimenten verstohlen gähnend.

Wer konnte es ihm verübeln? Er war müde von der Jagd und der Reise und hatte keinen Sinn für solche Dinge.

Aber nur eine Frage. Wer auf Gottes Erdboden kann es da aber auch einer jungen, schönen, lebenslustigen, heißblütigen Frau, die noch dazu eine Königin ist, übel nehmen, wenn es jedesmal bei dem Anblick ihres königlichen Gatten wie mit einer eisigen Faust an ihr warmes, so stürmisch schlagendes Herz griff.

Manuel, der dicht hinter seiner Majestät ging, bedauerte sie, und da er Sinn für Poesie hatte, so konnte er nicht umhin, er mußte diesen Geist bewundern, der so Poetisches geschaffen.

Und ach! wie zaubrisch schön war sie wieder! Er konnte es nicht lassen, von Zeit zu Zeit einen Blick nach ihr zu werfen. Und warum sollte er auch nicht? die Vermählung mit Linda war ja beschlossen.....

So verging wohl eine volle Stunde, bis der König Alles gesehen. Als er zurückgekommen, verkündete es der

Donner der Kanonen, der zugleich das Zeichen gab, daß nun das Abbrennen des Feuerwerkes beginnen könne.

Die ganze ungeheure Menschenmasse wogte nun der Rückseite des Palastes zu, woselbst die Majestäten und die Grandezza unter einem prachtvollen Zelte Platz genommen hatten.

Hundert Raketen, zugleich angezündet, machten den Anfang. Sie stiegen majestätisch zu einer fabelhaften Höhe, neigten sich dann oben zierlich und sprühten sofort unzählbare Sterne in dem glänzendsten Farbenlichte, in Roth, Grün, Gelb, Blau und Weiß, von einer Glut und einem Glanze, wie man kaum etwas Aehnliches sehen kann.

Kaum verschwunden, stiegen Leuchtkugeln gegen den dunkeln Nachthimmel empor, abermals in allen Farben; .... Sonnen prasselten, ... Schwärmer zischten .... Kronen und Namenszüge erschienen .... riesenhafte Sterne, kleine Tempel, Feuerregen und glühende Wasserfälle wechselten. Alles war entzückt, außer sich. Man glaubte zu träumen. Selbst am Hofe gestand man, daß man ein solches Fest noch nicht erlebt und als sich Marie Louise zu ihrem Gatten wandte, ihn über den Eindruck zu befragen, den alle diese flammenden Prachterscheinungen auf ihn gemacht .... da war Carl IV. auf seinem Sessel sanft eingeschlafen.

Die Königin biß sich in die Lippen; aber sie war zugleich zu indignirt, als daß man ihr eine kleine Bosheit verdenken sollte. Auf ein Zeichen mit ihrem Schnupftuche, donnerten die Kanonen, Fanfaren schmetterten und eine Flammenpyramide erschien als Schluß des Feuerwerks.

Der König war erschrocken aufgefahren; wagte aber

natürlich nichts zu sagen, als: „Schön! . . . . vortrefflich . . . . ausgezeichnet!" was freilich in einem Tone heraus-kam, der ohngefähr bedeutete: O wäre ich all den lästigen Unsinn los!

Marie Louise würdigte ihn keiner Antwort, nahm aber Anstandes halber den ihr gebotenen Arm, und der Zug begab sich in die inneren Räume des Schlosses.

Aber, o Gott! welche neue Ueberraschung!

Man mochte in der That mit den ausschweifendsten Erwartungen hieher gekommen sein, ... sie waren übertroffen.

Manuel und mit ihm alle Anwesenden, außer der Majestät, standen ergriffen, gefesselt von Staunen, überwältigt von dem prachtvollen Anblicke. Der König selbst stutzte.

So golden und flammend hat die Alhambra und das Generalife nicht gestrahlt; . . . . solch' eine mährchenhafte Zauberpracht vermochte nur der Wink einer Ueberirdischen hervorzurufen.

Der große Saal des Schlosses, wohl 6000 Menschen fassend, war umgewandelt in einen Tempel nach maurischem Geschmacke! In drei Schiffe getheilt, wurde das Gewölbe des Hauptschiffes von großen maurischen Bögen in Hufeisenform getragen, alle in kunstreich durchbrochenem Holzwerk gearbeitet. Dagegen ruhten die Bögen der Gallerie ringsumher auf gekuppelten maurischen Säulen, deren Sockel und Kapitäle rothe und blaue Farben auf goldenem Grunde zeigten.

Und wie zierlich geschwungen alle die Linien waren,

und wie satt die Farben und welche nicht zu beschreibende Verschwendung an Gold!

An den vier Ecken der Festhalle führten dabei breite Trepen über kostbare Teppiche durch einen Wald exotischer Gewächse nach oben auf die Gallerien. Springbrunnen rauschten Kühlung und Frische, während zahllose Spiegel ringsumher beim Glanze vieler Tausenden von Lichtern das Wunderbild verhundertfachten.

Und nun die Musik und die köstlichen Weine, und die leckeren Speisen .... und die Tausende von Menschen in den bunten, reichen, malerischen Trachten ...! Die Spitzenroben von unschätzbarem Werthe, mit Diamanten und Perlen besäet, die glänzenden Uniformen, die strahlenden Decorationen .... beim Himmel! das war ein Rauschen, ein Blitzen, ein Fluthen von Licht, Farben, Tönen und Strahlen, das hinreißen, berauschen, betäuben mußte.

Und doch .... die Krone aller dieser Herrlichkeiten, wer war es? .... Wer anders, als Marie Louise, Spaniens reizende Königin.

So schön hatte sie Manuel noch nie gesehen. Ihr ganzes Wesen war Leben und Entzücken. Die Wangen glühten wie Rosen, die Augen blitzten und funkelten in leidenschaftlicher Glut; und lächelte sie, da war es, als ob ein ganzer Himmel sich in diesen Zügen spiegle.

Und nun die zauberhaften Formen ihres Körpers! Die Wellenlinien des schwellenden Busens, der, gefesselt unter dem straffen Atlas, jedem künstlerisch gebildeten Auge als ein Ideal classischer Formen gelten konnte. Und der schön und edel gebildete Hals, die wundervollen Arme,

die zierlichen Händchen und Füße, ... und das alles verwoben und verschmolzen zu einem einzigen harmonischen Ganzen!

War es da ein Wunder, daß ihr Anblick alle Männerherzen höher schlagen machte? . . . War es ein Wunder, daß Manuel, bei dem Gedanken: und dieses Götterweib liebt dich! fühlte, daß auch er von Fleisch und Blut sei?

Aber „Nein!“ rief er sich in seinem Inneren zu, — „Du darfst Dir nicht nachgeben. Linda hat Dein Herz, sie betäubt nur Deine Sinne!“

Und er gedachte Odysseus, wie er seinen Gefährten die Ohren mit Wachs verstopfte und sich selbst an einen Mastbaum band, den Lockungen der Sirenen zu entgehen. Und er riß sich mit Gewalt aus der Nähe der Fürstin. Da erfaßte ihn der Bruder der Molina am Arme, — sie waren lange schon näher bekannt geworden, — und rief: „Wo Teufels steckst Du heute nur immer; ich suchte Dich schon im ganzen Saale. Bist Du denn des Gaffens noch nicht müde? Ich, für meinen Theil, habe einstweilen dem königlichen Keller tüchtig zugesprochen. Sieh, Freundchen, dort unter dem künstlichen Blumengange gibt es Weine . . . . . . Weine! . . . wie Du sie noch nicht gekostet!“

Mochte nun auch Manuel den jungen Mann für gewöhnlich nicht leiden, da er gerade nicht im besten Rufe stand, so kam er ihm doch jetzt nicht ungelegen, da er Zerstreuung suchte. Gerne folgte er ihm daher nach einem der vierundzwanzig Büvets, die theils in den Gärten, — wo die Menge noch immer wogte, — theils in den Sälen

des Schlosses angebracht waren, und stürzte hier, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, ein Glas feurigen Weines nach dem anderen hinunter.

Wäre Don Manuel ruhiger und unbefangener gewesen, so hätte es ihm auffallen müssen, daß ihm Gomez de Molina beständig dabei zutrank, und, sobald sein Becher nur leer war, immer wieder eingoß. So aber bemerkte er es um so weniger, je lustiger, ja ausgelassener er ward. Aber mit der heiteren Weinlaune verschwanden auch seine vorherigen Scrupel mehr und mehr, und bald fand sich Godoy wieder mitten im Saale, um den Gegenstand zu suchen, den er vorher geflohen; aber König und Königin waren mit ihrem Gefolge verschwunden. Aergerlich und gereizt wollte er eben zu Gomez zurückkehren, der noch unter den Blumengewinden zwischen silbernen Kannen und Becher saß, als eine weibliche Gestalt an ihm vorbeihuschte und ihm in das Ohr flüsterte: „Folgt mir, man erwartet Euch!"

Godoy schaute erstaunt auf, es war Donna Maria de Molina. „Wer erwartet mich?" frug der Jüngling; aber die Hofdame machte ein Zeichen des Schweigens, winkte ihm zu folgen und glitt, leicht wie eine Sylphide, durch die Säle.

Manuel ging ihr nach. Tausend Gedanken durchzuckten sein erhitztes Gehirn. Sollte es die Königin sein, die ihn zu sprechen begehrte? . . . Und was hatte sie ihm jetzt zu sagen? . . . jetzt . . . . da Mitternacht bereits angebrochen? . . . . Das göttergleiche Weib um Mitternacht?!

Sein Herz schlug höher! — Aufgeregt durch die Pracht des zauberhaften Festes; — erhitzt durch den rasch hinunter gestürzten Wein; — glühend angefacht durch das Bild Marie Louisens, das sich mit üppigen Farben in seine Phantasie eingebrannt hatte, und gereizt durch das Abenteuerliche seiner augenblicklichen Lage, flammten seine Sinne wirbelnd auf, während seine Nerven in fieberhafter Anspannung bebten. So folgte er raschen Schrittes der Molina, die bald durch eine Nebenthüre, die sie hinter Manuel schloß, die Gesellschaftssäle verließ.

Da sich jetzt Manuel mit ihr allein sah, wollte er seine Frage: Wer ihn denn eigentlich zu sprechen wünsche! wiederholen; aber Donna Maria, die es merkte, legte rasch den Finger auf den Mund und schritt so hastig wie vorhin einer endlosen Reihe von Zimmern entlang, die völlig dunkel gewesen wären, wenn nicht die Hunderttausende von Lampen und Lämpchen, die den Garten erleuchteten, einen matten Abglanz ihres Lichtes durch die riesigen Fenster geworfen hätten.

Endlich blieb sie stehen und ließ Manuel herankommen. Als dies geschehen, drückte sie an dem Rahmen eines Bildes, das den heiligen Jakob in Lebensgröße darstellte. Es drehte sich leicht wie eine Feder und ließ eine verborgene Treppe erkennen.

„Und was soll das Alles?“ — frug Manuel auf das Höchste gespannt.

„Das werdet Ihr sehen, Ihr Glücksprinz!“ — entgegnete das Mädchen geheimnißvoll — „nur jetzt fein aufgepaßt . . Diese Treppe führt zu einem geheimen Gange, auf welchen acht Zimmer in eben so viele Thüren

münden. Die Vierte, von dem Aufgang der Treppe an gerechnet, ist diejenige, welche Ihr zu öffnen habt. Ein dunkles Zimmer wird Euch empfangen. Ihr tretet ein und wartet das Weitere ab. Vor allen Dingen aber, sprecht Ihr kein Wort . . . Hört Ihr? . . . Es mag geschehen was da will, Ihr sprecht kein Wort!"

„Aber . . ." — hub Manuel an.

„Kein „aber"!" — flüsterte die Hofdame; schob Godoy leise in die Oeffnung und das verhängnißvolle Bild schloß sich hinter ihm:

Es war stockfinster. Manuel mußte mit den Händen tappen, um nicht zu fallen. Da aber die Treppe so schmal war, daß sie nur ein Mensch, der Breite nach passiren konnte, so kam er leicht vorwärts. Auch die geheime Gallerie war nur matt durch den Schimmer aus dem Garten erhellt. Mit Mühe erkannte er die Thüren und trat durch die vierte ein.

Das Zimmer war, wie Donna Maria gesagt, finster wie die Nacht.

„Aber zum Teufel!" — dachte Don Manuel, als er nun mitten in der Finsterniß allein stand, — „was soll ich denn nun hier? Am Ende hat man mich gar zum Besten."

Und er sann in der That darauf, ob er sich nicht lieber wieder zurückziehen solle, als er einen leisen Seufzer vernahm.

„Also doch nicht allein!" — flüsterte er — „Was soll das, ... und ich darf nicht reden. . . ."

Der Seufzer wiederholte sich. Da ging Manuel vorsichtig nach der Gegend, aus der er kam. Und wie er

nun, die Hände vorgestreckt, die Gegend erreicht, da .... o Himmel! ... da fühlte er einen Divan und in der Ecke des Divans saß ein weibliches Wesen. Und wie er nun den zarten, in ein leichtes, feines Nachtgewand gehüllten Leib umschlang, da brannten wild glühende Küsse auf seinen Lippen.

Er schwindelte! ... Wie hauchte es ihm so lebenswarm, so duftig, so süß berauschend entgegen. Ha! das war Liebesglut die ihn hier empfing ... Liebesglut, gereift unter den Strahlen einer südlichen Sonne.

Horch! da raschelte es in der Gallerie.

„Mein Gott!“ — rief erschrocken auffahrend, die Glühende.

Manuel aber sank zitternd zu ihren Füßen nieder. Es war die Stimme .... der Königin!

XVII.

Was ist doch selbst der edelste Mensch für ein schwaches, unselbstständiges Wesen!

Herrscht auch in diesem Augenblicke noch, bei ruhigem Blutumlaufe, die Vernunft; wer kann Dir sagen, was im nächsten Momente die Wellen desselben peitscht, bis sie, wild schäumend, die Adern Dir durchströmen, und mit ihrem Wogenschlage jede ruhige Ueberlegung unmöglich machen?

Plato — Griechenlands großer Sohn — nennt unsere Triebe „Flügel der Seele" und Demokritos setzt dazu: Und ein geflügelter Geist wie leicht verfliegt sich der?

Und doch sind es auf der anderen Seite nicht gerade wieder unsere Leidenschaften und Triebe, die uns zur Thätigkeit treiben? Sind sie es nicht, die die Weisheit des Ewigen in unser Fleisch und Blut gesenkt, uns anzustacheln zum großen Kampfe, dessen Endzweck der Sieg des rein Menschlichen über das Thierische ist?

Aber freilich! dieser Sieg ist so leicht nicht errungen; und erst muß die Sturmperiode der Jugend verbraust, müssen die Leidenschaften vertobt, muß das Blut ruhiger geworden sein, bis die Vernunft, dieser Abglanz der ewigen göttlichen Sonne, still und groß wie der Vollmond hinter den Wolken hervortritt, uns die Erdennacht leidlich zu erleuchten.

Aber wie viele Niederlagen bis zu diesem Siege! Und wie oft sinkt der Sterbliche in die Gruft, ehe die Palme ihm wird.

Nur Eines dürfen wir nicht; und dies Eine ist: verzagen! So oft auch im Kampfe der Leidenschaft mit der Vernunft, die letztere von der ersteren aus dem Sattel gehoben wird, immer muß sich die Vernunft wieder auf das Schlachtroß schwingen und die Lanze neu einlegen. Das ist ja die Aufgabe unseres Lebens, daß wir die Schwächen unseres Temperamentes — einmal erkannt — überwinden, bändigen und unserer Willenskraft unterwerfen. Haben wir das gethan, dann ist schon eine feste Position erreicht, das heißt: dann ist die Vernunft stark genug in

uns geworden, um den aus der Sinnlichkeit entspringenden Leidenschaften zu widerstehen. Aber auch hier hält der Kluge noch nicht an; denn wer dem Feinde nur widersteht, ist vor der Rückkehr des Kampfes nie sicher. Willst Du dies aber sein, so suche Deinem Körper durch unermüdliche Anstrengung eine andere Stimmung zu geben, und hebe dadurch die Veranlassungen auf, durch welche Deine Leidenschaften hervorgerufen wurden. Hier liegt auch der Schlüssel zu den Worten: „Aergert Dich Dein Auge, so reiße es aus!“

So ohngefähr dachte auch Manuel nach jener verhängnißvollen Nacht; und wohl wußte er, daß es sein guter Genius war, der so zu ihm sprach. Aber ..... wenn nur der gute Genius im Menschen nicht meistens flüsterte, während die Leidenschaften toben und schreien, und ihn entweder auf diese Weise nicht zu Worten kommen lassen oder übertölpeln.

Mußte er sich denn nicht, — trotzdem, daß er sich des Verrathes an seiner Liebe schämte, — sagen, daß so zu sündigen himmlisch! göttlich sei?!

Wirbelten ihm doch noch alle Sinne, wenn er an das Erlebte zurückdachte; — fuhr er doch mehr wie einmal mit der Hand über die Stirne, als wolle er sich fragen: Ist denn das Alles Wahrheit oder nur ein toller, wahnsinnig-schöner Traum?!

Und dann die Eitelkeit! die liebe Eitelkeit!

Wie ihn der Gedanke reizte, das Herz einer „Königin“ zu besitzen, — Diejenige „sein“ zu nennen, die an Schönheit alle Frauen Spaniens überbot, und um deren einziges Lächeln der ganze Hof, Fürsten und Her-

zöge, Grafen und Barone buhlten und warben. Und diesen Allen war er vorgezogen! Die Liebe der Königin von Spanien hob ihn über sie; ja; .... so schwindelte ihn der eitele Wahn der Jugend empor .... sie stellte ihn selbst dem Könige gleich!

In solche Träumereien seiner erhitzten Phantasie verloren, ging Godoy in seinem Zimmer auf und ab. Lindas Bild war mächtig erblichen; — ein peinliches Etwas drängte sich zwischen ihn und sie. Die Königin und Linda! ... Hier die üppigste Schönheit, der vollste, wildeste, göttlichste Genuß .... dort ein stilles Madonnabild, zwar unendlich mild und süß, voll tieferen inneren Lebens, rein wie die Engel des Himmels; aber auch wie diese fast nur ein Gedanke .... ein Hauch!

Hier Größe, Erhabenheit, Majestät, ... dort ein bescheidenes, fast bürgerliches Wesen!

Hier der Blick in eine Zukunft voll schwindelnder Herrlichkeit, Macht, Ehre und Ruhm; — die Aussicht auf einen Wirkungskreis, wie ihn der kühnste Ehrgeiz sich nur wünschen kann .... und dort .... ein, für ein jugendlich stürmendes, nach Thaten durstiges, ehrgeiziges Herz, unerträglich enger Kreis!

Und hier und drüben ein Versprechen; denn auch diese Nacht hatte er Eines gegeben.

Es war ein elender Seelenzustand in dem er sich befand. Dämonen spielten mit seinem Herzen Kopfball, während ihn das Fieber des Ehrgeizes rüttelte; — jenes unselige Fieber, das schon die größten Menschen im Paroxismus mit sich fortriß, und, der biblischen Sage nach, selbst Engel zu Teufeln machte.

Und wie stand es mit dem Frieden seines Herzens? .... Er war verloren .... dafür war Don Manuel de Godoy von nun an entschiedener Günstling der Königin und erhielt auf deren Betrieb das Großkreuz des Ordens Carl III. und die Würde eines Generallieutenant.

Daß die Königin dafür sorgte, Manuel in der Stimmung zu erhalten, in welcher er sich nach jenem Feste befand, kann man sich denken. Und es ward ihr leicht genug. Denn wie bei einem fröhlichen Gelage den munteren Zechern der Durst wächst, je öfter sie den schäumenden Becher leeren, so auch geht es Jenen, die, in Amors Netze verstrickt, mit dürstenden Lippen den Nektar der Liebe schlürfen.

Freilich erfüllte Manuel, gegenüber der Königin, nicht jenes tiefe seelenvolle Gefühl, welches ihn bis dahin an Linda gekettet; — nicht jene reine edle Liebe, die ihn verklärt und gehoben; — deren mächtiger Flügelschlag ihn der Gottheit näher gebracht; — die ihn, in der ruhigen Beseligung, die sie gewährte, einen Blick in die Sphären höherer Wesen gegönnt; ..... was er für die Königin empfand, war rein irdischer Natur, war ein wildschäumendes stürmendes Glück ..... war eine Art Raserei der Liebe.

Manuel glich hierin auf ein Haar den Theriaki, den Opiumessern des Orientes. Wie diese, wenn sie einmal dies verlockende, süßberauschende Gift genossen, seinen Genuß nicht mehr lassen können, und daher so oft Abspannung erfolgt, eine neue größere Dosis nehmen; so stürzte auch er sich, so oft der Gedanke an seinen Verrath gegen Linda in ihm aufstieg, nur noch tiefer in die

Wellen der berauschenden Lust, bis sie, sein Gewissen betäubend, über ihm zusammenschlugen.

Linda wartete indessen umsonst auf die Rückkehr des Geliebten. Ihr edles Herz hatte schon den kleinen Eigensinn bereut, mit dem sie auf einer stillen Feier des Festes bestanden, das den Glanzpunkt ihres Lebens bilden sollte. Da sie jedoch, ein ächt weibliches Gemüth, jeder Aufopferung für den Geliebten fähig war, so entschloß sie sich bald, hierin nachzugeben, und, — da seine Seele daran zu hängen schien, — in eine lautere Feier zu willigen. Ja das treffliche Mädchen war im Stillen noch weiter gegangen.

Durch Bruder Anselmo aufmerksam gemacht, erkannte sie, wie nothwendig es sei, dem Thatendurste des geliebten Mannes einen freieren Spielraum zu gönnen, und so war sie auch hier bereit, auf die ihr so lieb gewordene Zurückgezogenheit zu verzichten. Die stille Welt in ihrem Innern mußte ihr ja doch bleiben; und war sie nur der treuen Liebe ihres Manuels gewiß, so konnte sie, — dies sagte ihr ja ihr Herz, — in allen Lagen des Lebens glücklich sein.

Wie kindlich freute sie sich nach diesen Entschlüssen auf die Rückkehr des Theuren; — wie schwelgte sie in dem Gedanken, ihn durch die Nachricht davon zu überraschen!

Die Unglückliche! sie ahnte so wenig in welche Netze der Verführung der, im Grunde seines Herzens edle, junge Mann gefallen war; wie er es ahnte, welche Perle er aufgegeben, um den Phantomen der Ehrsucht, der Eitelkeit und flüchtigen Sinnentaumels nachzujagen.

Thörigte Menschen! . . . Ihr klagt und jammert ohne Aufhören über das endlose Elend dieser Welt. Nun ja, es gibt dessen viel! Aber eben so viel Paradiese hat Gott in Euer Leben gestreut; wenn Ihr nur nicht so oft bei der blinden Jagd nach erträumtem Glück über sie hinstürmen und sie muthwillig zertreten würdet!

Als Manuel immer ausblieb, und nur hie und da ein kurzes, beinahe kaltes Briefchen als verirrter Sommervogel von Aranjuez herüberflog, entschloß sich eines Tages Linda, auf Zureden Bruder Anselmo's, mit diesem und ihrer Duenna selbst einen Besuch auf jenem königlichen Lustschlosse abzustatten.

Es war ein herrlicher Tag! Da man die Mittagshitze vermeiden mußte, begab sich die kleine Gesellschaft schon in der ersten Morgendämmerung auf den Weg. Aber die ersten Strahlen der Sonne fanden auch schon zu Aranjuez zwei Personen wach, die Beide eine schlaflose Nacht zugebracht, und nun in der Frische der Morgenluft die Erquickung suchten, die ihnen Morpheus versagt.

Beide Personen waren aber sehr verschiedener Natur; so wie es auch die Gründe waren, warum sie die Nacht kein Auge zugethan.

Salvaterra — der Eine der Beiden — hattte die ganze Nacht gearbeitet. Schlimme, sehr schlimme Nachrichten waren aus Frankreich im Geheimen bei ihm angelangt. Die Gährung, die sich der Gemüther dort schon lange bemächtigt hatte, und die mit den Unruhen, wegen der cours plénières und der grands baillages begonnen, und durch die legislative Versammlung nur ge-

nährt worden war, fing an in hellen Flammen emporzuschlagen und den Thron der Bourbonen in Frankreich thatsächlich zu erschüttern. Der Einfluß solcher Bewegungen konnte aber für Spanien, dessen Herrscher ja ebenfalls ein Zweig der Bourbonen war, nicht verkannt werden, und da außerdem mit den Thronen auch die Kirche bedroht wurde, so galt es allerdings der größten Wachsamkeit.

Uebrigens stand die Camarilla der Königin von Frankreich durch ihr Haupt, Bertrand de Molleville, mit jener Marie Louisens von Spanien, die der Beichtvater der Königin leitete, in Verbindung, so daß beide Höfe bei den Kabalen, die sie spielten, gewissermaßen als verbunden angesehen werden konnten.

Bisher nun war dies alles auf das Vortrefflichste gegangen, da sich die Völker nicht in die Regierungsmaßregeln gemischt und der Kirche blindlings gefolgt waren; jetzt aber, nachdem ein Voltaire, ein Holbach, ein Diderot, ein Rousseau ein Camus und Gregoir ihre Stimmen erhoben und der französischen Nation die Augen aufgegangen waren, ... jetzt gestalteten sich die Dinge mit einemmale höchst beunruhigend.

Mit Entsetzen hatte denn auch Salvaterra aus seinen jüngst erhaltenen Depeschen ersehen, daß nicht weniger als vierhundert Advokaten — mit die ärgsten Feinde der Kirche, wie es sich bei Vertreibung der Jesuiten gezeigt — unter den siebenhundertfünfundvierzig Mitgliedern der neuen legislativen Versammlung gewählt seien. Mit Schrecken las er, daß sich die geheimen und öffentlichen Clubbs mehrten und die revolutionären und freigeistigen Ideen mit rasender Schnelle um sich griffen.

Hier galt es also für Thron und Altar zu handeln, und Salvaterra war wahrlich der Mann nicht, der, wenn es galt, die Hände in den Schooß legte.

Seine Augen hatten sich daher die ganze Nacht nicht eine Minute geschlossen, und selbst jetzt, da er, — sich einigermaßen zu erfrischen, — einer der Ulmenalleen der königlichen Gärten langsam hinabwandelte, arbeitete es in seinem Geiste fort und fort.

Ganz anders ging es dem Zweiten der morgendlichen Spaziergänger.

Es war Manuel. Seine Seele war matt bis in den Tod. Die Königin befand sich unwohl, er sich selbst in einem unerträglichen Zustande; — in einem Zustande der Verstimmung, des Mißbehagens, der inneren Leere, wie er ihn bis dahin nicht gekannt.

Die ganze Nacht, die furchtbar schwül gewesen, hatte er sich schlaflos auf seinem Lager umhergeworfen. Tausend Gedanken waren ihm gekommen, ... tausend Bilder vor seine Seele getreten. Bald gaukelten die jüngsten Erinnerungen im üppigsten Gewande an ihm vorüber, und reizten seine Phantasie sich tief und tiefer in sie hinein zu wühlen, ohne doch sein Herz auch nur im Geringsten zu befriedigen; ...... bald ließ ihn wieder sein aufblitzendes Gewissen das Unwürdige seiner Lage fühlen, das Drückende der Fesseln, die er trug .... und dann führten ihn die Gedanken wieder hinüber in die Zeit, in welcher er, als einfacher Edelmann, in innigster Freundschaft mit seinem Bruder, in dem edelsten, seligsten Verhältnisse mit Linda gelebt.

Ach! er fühlte es tief! Es war eben doch ein großer Unterschied zwischen damals und jetzt! Und nun drängte sich auch noch Linda's Bild dazwischen . . . . Linda's Bild, das ihn so sanft, so bleich, so vorwurfsvoll ansah.

Er warf sich auf die andere Seite, — verfluchte die unausstehliche lange Nacht, — und suchte seine Phantasie vorsätzlich wieder durch üppige Bilder zu erhitzen. Aber auch die Teufel haben ihre Capricen! Trotz allem Zwang zerfloß das heraufbeschworene Bild gleich wieder, und aus den Nebeln, in die es zerronnen, gestalteten sich abermals Linda's Züge.

Aber jetzt lag sie leichenblaß auf einem Catafalke, und Anselmo stand daneben, deutete auf sie und sprach: das hast **Du** gethan.

Manuel war aufgesprungen! . . . . . Die wachen Träume machten ihn rasend. Er hätte sich und die Welt umbringen können, und wenn er recht nachdachte, schalt ihn wieder seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz einen Thoren.

Da es noch dunkel war, legte er sich wieder; aber das alte Spiel erneuerte sich. Endlich als der Morgen graute stand er auf und zog sich mit der Ueberzeugung an, daß er nun wisse, was es heiße: auf der Folter liegen.

In der That war sein Gehirn wie ausgebrannt; sein Herz wie verkohlt.

Er eilte in die königlichen Gärten, über welchen eben der Morgen — unbekümmert über der Menschen Freuden und Leiden — zauberhaft schön aufgegangen war. Die Frische der Luft, in der er sein entblößtes Haupt badete, that ihm wohl. Und welcher Friede herrschte hier! . . . . ein

Frieden, der ihn den, den er aus seiner Brust verloren, erst recht beklagen ließ.

Wie so still und groß lag doch die Natur vor ihm! Die Luft wehte kühl und frisch vom Tajo her, der Himmel erglänzte im reinsten Blau, die Sonne strahlte wie der feurige Schild eines zum Kampfe geschmückten Riesen und funkelte in den zahllosen Diamanten wieder, die sie als Freudenthränen an den Wimpern der Blumen und Blätter begrüßten. Und wie die Vöglein in den hohen, dichtbelaubten Ulmen so heiter sangen, als dankten sie in ihrer Unschuld dem lieben Gott, daß er sie zum freundlichen Leben neu erweckt.

Es war eine Scene paradiesischer Ruhe, die tief in die Seele Manuels einschnitt und das peinliche Mißbehagen, das ihn bis dahin erfüllte, in eine stille Wehmuth auflöste. Er hätte weinen können! .... Warum? .... Eben weil er kein verdorbener, sondern nur ein verirrter Wanderer war, den, — ohne daß er sich selbst Rechenschaft davon geben konnte, — das Heimweh anwehte.

Er warf sich auf eine Bank und starrte träumerisch nach den Schwänen hin, die auf dem gegenüberliegenden Weiher majestätisch dahin zogen. Stunden mochten so vergangen sein, als er auffuhr. Er hatte an Linda gedacht und an den Abend, an welchem Bruder Anselmo seine Leidensgeschichte erzählt. Schreckliches Schicksal der Schwestern! War er denn nicht im Begriff ebenfalls einen Mord zu begehen? Denn daß sein Verrath Linda's Herz brechen würde, das konnte er sich nicht verhehlen!

Und wie in der Nacht fing seine Phantasie wieder

zu glühen an, und halb wachend, halb träumend, sah er Linda ganz deutlich dicht vor sich. Sie trug ein blendend weißes Gewand und ein Kranz weißer Rosen prangte in den dunkelen Haaren. Aber sie war unbeweglich und ihre Augen blieben geschlossen. Da rief er leise: Linda! theure Linda! erwache; ich bin es ja, Dein Manuel, der Dich ruft; Dein Manuel, der zu Dir zurückkehrt, — verzeihe, verzeihe mir! — —

Aber die Augen blieben geschlossen. Und plötzlich bog sich eine lange, hagere, schwarze Gestalt herüber und eine knochendürre Hand strich über Linda hinweg. Und ihr Bild war wie ausgelöscht von der Tafel der Lebendigen.

Und Mannel fuhr mit einem Schrei in die Höhe. Müde von der Nacht, hatte ihn ein halbwacher Schlaf hier überrascht. Und doch! . . . Es war ihm, als habe er die lange, hagere, schwarze Gestalt eben noch verschwinden sehen. Wie er sich aber auch umblickte, er gewahrte nichts; doch fiel sein Auge auf einen Strauch weißer Rosen, der dicht vor ihm prangte; und siehe, eine der schönsten Blumen hing geknickt an ihrem Stiele. Es mußte eben erst geschehen sein, denn sie war noch nicht welk und schien nur trauernd ihr duftiges Leben verhauchen zn wollen.

Und als sie Manuel so anblickte, siehe! da mahnte es ihn gar wunderbar an Linda, und er nahm die Rose, und tief ergriffen in ihren weißen, nur von einem glanzlosen Roth angehauchten, Kelch blickend, rief er, eine Thräne der Reue im Auge: „Nein, stiller Engel, Du sollst nicht sterben!“

Aber fast im gleichen Augenblicke hörte er auch hinter sich ganz deutlich seinen Namen von einer bekannten lieben Stimme rufen. Er fuhr zusammen; — zu gleicher Zeit entsetzt und erfreut — aber schon lag Linda, vor Freude weinend, in seinen Armen.

„Linda!"

„Manuel!" — tönte es von ihren Lippen und ein langer heißer Kuß besiegelte das Wiedersehen der Geliebten.

„Gewiß Du hast an mich gedacht!" — hob das Mädchen süß erröthend an, — „Bruder Anselmo und ich, sahen Dich ja schon von weitem, wie Du sinnend vor Dich hinschautest. O sage mir, hab' ich's errathen?"

„Ja Du hast es!" — entgegnete Manuel — und seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung. — „Ich küßte Dich in dem Bilde dieser Rose!"

„Gib mir sie!" — sagte Linda — „sie soll mir heilig und von nun an das Sinnbild unserer Liebe sein. Wenn Anselmo am Altare unsere Hände zusammenlegt, dann reiche ich Dir eine weiße Rose, und wenn ich einst gestorben sein werde, dann legst Du mir eine solche Blume auf das stille Herz!"

„Linda!" — rief Manuel, entsetzt an den Traum denkend, der eben erst an seiner Seele vorübergegangen. — „Wie kommst Du auf solche Gedanken?!"

„Du hast recht!" — entgegnete diese — „zumal ich Dir Freundliches zum Wiedersehen bringe. Aber nun begrüße auch unseren Bruder und dann sage ich Dir Alles!"

Sie ließ ihn los und Godoy reichte Anselmo herzlich die Hand; aber sein Blick konnte den des Mönches

nicht ertragen. Es war ihm, als lese dieser in seiner Seele, was geschehen sei. Doch die Erinnerung daran durchzuckte ihn auch wie ein Blitz. Er wechselte die Farbe bei dem Gedanken, daß Jemand die Scene des Wiedersehens gesehen haben und der Königin davon berichten könne. Glücklicherweise war es noch frühe, und wohin sein Auge spähte, kein Mensch zu erblicken. Doch war Vorsicht nöthig.

„Komm, mein Engel!" — sagte er daher mit einer Aengstlichkeit zu Linda, die wohl dieser in ihrer Unbefangenheit, keinesweges aber Anselmo entging — „wir sind in den Gärten von Aranjuez und Du kennst die Starrheit nicht, mit der der Hof auf der hier vorgeschriebenen Etiquette hält. Nur einige hundert Schritte indessen, und wir befinden uns an einem Orte, wo wir so ungenirt wie zu Hause sind."

Linda folgte gern, und so schritt das Pärchen, in Gesellschaft Anselmos und der Duenna, auf buschigen Seitenwegen nach einer versteckt liegenden künstlichen Ruine. Der Ort war in der That schön und wie für Liebende gemacht.

Als sie sich nun aber unter einem anscheinend Jahrhunderte alten Gewölbe auf einer Moosbank niedergelassen, da fing Linda zu erzählen an und berichtete mit kindlicher Freude, wie sie ihren kleinen Eigensinn von jüngst so bald bereut, und nun bereit sei, in Betreff der Hochzeit in alle Wünsche des Geliebten einzugehen. „Ja," — fügte sie hinzu — „und auch das habe ich eingesehen, daß ein so kühnes und wildes Herz, wie das Deine, mehr Raum braucht, wie ein stilles Mädchenherz. Und darum will ich

mich freuen, wenn Du ein recht großer und berühmter Mann wirst. Und wenn Du dann da draußen in der Welt zu kämpfen und zu ringen hast, mit so manchem Unangenehmen und Widerwärtigen, so wird Deine Linda so oft Du in ihre Arme eilst, bemüht sein, den Sturm der Leidenschaften wieder zu beschwichtigen und Friede und Ruhe in Dein Herz zurückzuführen. An meiner Seite sollst Du dann ausruhen von Deinen Mühen und Sorgen; — durch meine sanfte Aufheitrung sollst Du vergessen, was Dir das Leben Feindliches bot; — vergessen den Stolz und Uebermuth der Großen, den Neid der Gleichgestellten, die Undankbarkeit falscher Freunde und den Haß der Schlechten. Und so, mein Herz, wird es Deine Linda sich zur Aufgabe ihres Lebens machen, das Deine zu verschönen, während Du nach Außen hin ihr Beschützer und ihr Stolz bist!"

Ach! wie schnitt ein jedes dieser Worte so tief und schmerzlich in Manuels Herz! Und je inniger sich Linda an ihn anschloß und je kindlicher und offener sie sich aussprach, und — je heiterer und seliger schwärmend — sie das Bild einer Zukunft entwarf, in der Manuel ihr Eines und Alles sein sollte ..... desto klarer trat die Ueberzeugung vor seine Seele, wie doch nur sie es sei, die ihn wahrhaft und dauernd beglücken könne.

Und schwärzer und schwärzer schien ihm der Verrath, den er an ihr begangen; und wie es so oft bei sanguinischen Naturen zu gehen pflegt, daß sie urplötzlich von einem Extrem in das andere überspringen, so ging es hier auch Manuel in seinem Schmerz und seiner Reue. Ungestüm, als wolle sie ihm ein feindlicher Dämon entreißen,

zog er sie an seine Brust und sprach den Entschluß aus, noch heute mit ihr im Geheimen den Hof auf immer zu verlassen.

O wie gerne hätte Linda nicht widersprochen; aber Bruder Anselmo faßte trüb lächelnd die Hände der Liebenden und sprach:

„Ihr seid Beide edle Menschen, darum laßt Ihr leicht das Herz mit dem Verstande durchgehen. Die Treue, die mein Freund Manuel vor Gott seiner Linda geschworen, wird er halten; thörigt aber, undankbar und gefahrvoll wäre es, wenn Manuel heute noch den Hof verlassen wollte. Aber gibt es denn kein anderes Auskunftsmittel?"

„Nein!" — rief Godoy mit einer Heftigkeit, in der sich die Todesangst vor der eigenen Schwäche aussprach — „ich darf..... den Hof nicht wiedersehen!"

„Ihr müßt den König und die Königin wiedersehen" — sagte Anselmo ernst und mit einer eigenen Betonung — „und in Ehren von ihnen scheiden. Manuel de Godoy, ich weiß es, hat dazu Muth und Charakter genug."

„Man wird mich nicht lassen!"

„Vielleicht auf immer nicht. Aber Ihr seid noch jung, der König will Euch wohl, bedeutende Posten sind Euch einst zu bekleiden vorbehalten; bittet den König, daß er Euch zur Vorbereitung darauf einige Zeit auf Reisen schicke."

„Und ....."

„Die Königin?" — wollte Godoy sagen, aber Anselmo fiel ihm rasch ins Wort.

„Und Linda wird Euch durch mich im Stillen angetraut. Ihr geht nach Rom und wir kommen nach.“

Der Gedanke, den Anselmo ausgesprochen, war so übel nicht. Linda erfaßte ihn mit Freuden, und auch Manuel kam er wie ein rettender Engel, nur frug es sich, wie sollte er damit bei der Königin durchdringen. Nach langem Berathen kam man endlich darin überein, das Unwohlsein der Königin zu benutzen. Manuel sollte zugleich Florida Blanca für den Plan zu gewinnen suchen, was — wie Godoy selbst zugestand — wohl um so leichter sein dürfte, als der Minister bereits angefangen, den so rasch emporsteigenden Günstling zu fürchten. Dieser Furcht mußten ihn ja aber die projektirten Reisen Godoys überheben.

Als dies alles festgesetzt, entschloß sich Manuel — da keine Zeit zu verlieren war — Florida Blanca sogleich aufzusuchen; während man sich gegen Mittag an derselben Stelle wieder zu treffen versprach, an der man sich bis jetzt so traulich und verschwiegen befunden.

Noch einmal umarmten sich die Liebenden und verschwanden dann auf verschiedenen Wegen.

Als es stille geworden, bogen sich die Zweige eines dichten Gebüsches, das die Oeffnung eines gewölbten Ganges innerhalb der Ruine verbarg, auseinander und eine lange, hagere, schwarze Gestalt trat hervor.

Es war Salvaterra, der Beichtvater der Königin.

XVIII.

Alles was der zur geistigen Reife gekommene Mensch denkt und will, unternimmt und ausführt, dreht sich um die Axe der gesunden Vernunft. In wem nun dies Organ wahrer Weltweisheit zum Durchbruch gekommen, der wird in all seinem Handeln ruhig und doch entschieden zu Werke gehen; aber sich eben dadurch auch in ein harmonisches Verhältniß zu der Außenwelt setzen, und auf diese Weise Zufriedenheit und wahres dauerndes Glück erlangen.

Ganz anders ist es mit dem geistig noch werdenden Menschen, mit dem Jünglinge, in dem noch Alles tobt und braust. Hier deuten erst die heftig verlangenden Triebe, die wild schäumenden Leidenschaften an, wie sich in ihm ein höheres ideelleres Leben vorbereitet. Er wird, er muß — irregeführt durch die Heftigkeit seines Wesens — oft fehlgreifen; da aber dies Fehlgreifen naturgemäß in dem Entwicklungsgange der niederen zu den höheren Lebenszuständen liegt, so ist dieses wankende und schwankende oft übermäßig heftige Wesen auch als nothwendige Lebensbedingung des werdenden Geschöpfes gerechtfertigt; — wohl gemerkt, „gerechtfertigt" — nur von dem Standpunkte einer höheren Kritik aus; denn für den unklug Handelnden verdammt und straft sich jede Thorheit selbst. Darum sagt man gewöhnlich auch: „Jugend hat keine Tugend!" oder „die Jugend muß sich austoben!" Und in der That! wer der Jugend dies „Fehlgreifen" und „Austoben" als himmelschreiende Sünde aufbürdet, der ist entweder ein Pedant oder ein Frömmler und Heuchler.

Nur muß freilich den Jüngling auch hier tief innerlich ein edles Auf- und Vorwärtsstreben erfüllen, damit er stets dem Adler — dem Könige der Lüfte — gleiche, der, wirft ihn auch einmal der Sturm in die niederen Sphären des Staubes, schon im nächsten Augenblicke wieder, durch die Kraft seiner Schwingen getragen, hoch emporstrebt in das Reich der reinen Aetherlüfte.

Don Manuel de Godoy aber stand eben jetzt in dieser Sturm- und Drangperiode der Jugend. Sein Herz glühte für alles Schöne und Edle, sein Geist lechzte nach großen Thaten; aber Sinnlichkeit, Eitelkeit und Ehrgeiz stürmten eben auch in seiner Brust. Der große, geistig-sittliche Prozeß hatte erst begonnen; daher auch dies Schwanken, dies schnelle Ueberspringen von einem Extreme zum anderen, — dies Mißtrauen in die eigene moralische Kraft, — daher jetzt wieder dies hastige Ergreifen des von Bruder Anselmo herrührenden Vorschlages.

Was übrigens den Minister betraf, hatte sich Godoy nicht getäuscht. Florida-Blanca war zwar keineswegs eifersüchtig auf den neuen Günstling; allein den Haß der Königin kennend und im Bewußtsein, wie unendlich schwer der ihm anvertraute Posten auszufüllen sei, und wie viel von seiner tüchtigen Besetzung, namentlich jetzt abhänge, da in dem benachbarten Frankreich ein furchtbares Gewitter heraufzuziehen schien — fürchtete er allerdings, daß Derjenige, der in kürzester Zeit vom einfachen Edelmanne bis zum Generallieutenant, Großkreuz des Ordens Carl III. und Günstling beider Majestäten gestiegen, auch sehr leicht seine Verdienste um den Staat,

so bedeutend sie auch waren, verdunklen und ihn aus seiner Stellung verdrängen könne.

Florida-Blanca war dadurch keineswegs dem untreu, was er einst zu Salvaterra, seinem vermeintlichen Freunde gesagt, daß er nämlich, wenn dieser einen anderen würdigen und erfahrenen Mann, einen Vaterlandsfreund, ein ächtes spanisches Herz, einen festen Charakter wisse, zu dessen Gunsten gerne von seinem Posten zurücktreten werde. Im Gegentheile! dies waren zur Stunde noch die Gesinnungen des würdigen Staatsmannes; ja er selbst hatte sogar in der That ein Auge auf Don Manuel de Godoy geworfen, dessen große Begabung, bei öfterem Zusammentreffen mit ihm, dem scharfen Blicke Florida-Blancas nicht entgehen konnte. Nur reifer mußte, seiner Ansicht nach, der junge Mann noch werden, und so fand er sich wirklich sehr angehm überrascht, als Don Manuel selbst vor ihn trat und ihn um die Freundlichkeit ersuchte, sich mit ihm gemeinsam bei seiner Majestät dem Könige um die Gnade für ihn zu verwenden: seiner diplomatischen Ausbildung auf Reisen einige Jahre hindurch nachhängen zu können.

Florida-Blanca ergriff aber diese Gelegenheit, Godoy auf einige Zeit von dem Hofe zu entfernen, noch aus einer anderen Ursache mit dem größten Eifer. Vermochte er dadurch doch den jungen Mann den Händen und dem Einflusse seiner gekrönten Feindin zu entziehen, und wer konnte ihm denn dafür stehen, daß es Marie Louisen bei ihren ungeheuren Hülfsmitteln nicht gelingen werde, dies noch so biegsame jugendliche Herz gegen ihn

selbst einzunehmen und vielleicht später auch sogar zu gebrauchen.

So kam es denn, daß der Minister — der so gut wie Godoy einsah, daß eine solche Gunst von Carl IV. nur in Abwesenheit seiner Gemahlin errungen werden könne — sich sogleich zu seiner Majestät verfügte und dem Könige die Sache mit einer solchen Wärme und Beredsamkeit vortrug, daß dieser, nach einigem Widerstreben, nachgab, und zwar um so mehr, als der Herzog von Sanlucar auf seiner Demission als spanischer Gesandter in Rom bestand, und man Don Manuel mit diesem Posten bekleiden konnte. Godoy sollte sofort nach dem Orte seiner neuen Bestimmung abgehen.

Einmal diese Ernennung in der Tasche, blieb nur noch der Abschied von der Königin als einzige Schwierigkeit, und dieser konnte vielleicht einerseits durch die Eile der Ausführung, andererseits durch das Unwohlsein Marie Louisens entgangen werden. Dieser Hoffnung wenigstens gab sich Manuel hin, als er, — freudetrunken über das rasche Gelingen seines Vorhabens, — gegen Mittag zu dem bestimmten Rendezvous in der Ruine eilte.

Wer war glücklicher als Linda, wer freudiger überrascht als Bruder Anselmo. Man stellte sogleich fest, daß Manuel noch diese Nacht nach Madrid eilen solle, wo alsdann Anselmo die Trauung im Geheimen vorzunehmen versprach. Zwei Tage nach Manuels Abreise habe ihm dann seine junge Gattin in Begleitung ihrer Duenna und des Mönches zu folgen. So weit im Reinen, trennte man sich der Vorsicht wegen, und während

die Einen nach der Hauptstadt zurückkehrten, suchte Manuel seinen Bruder Louis auf.

Aber . . . . . unser großer Schiller sagt:

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten!“

und wie wahr er spricht, bewies sich hier. Während Manuel zu Florida-Blanca geeilt, stand schon Salvaterra vor der Königin und berichtete, was er gesehen und gehört. Die Königin war wüthend, ihr Unwohlsein vergessen. Salvaterra blieb lange allein bei ihr, dann verfügte er sich zu seinem Collegen, dem Beichtvater seiner Majestät, und mit diesem zum Könige selbst.

Abermals geheime Conferenz, von der der dienstthuende Kammerherr nur häufig die Worte Florida-Blanca, ... Verrath an Vaterland und König ..... französische Freigeisterei ..... Umsturz der Throne .... hörte. Auch die Königin, etwas bleich und aufgeregt, trat ein. Das Gespräch erhitzte sich von Neuem. Gleich darauf wurde eine Sitzung des großen Rathes von Castilien angesagt, und da die Betreffenden rasch erschienen, sofort abgehalten.

Ordonnanzen kamen und gingen und selbst unter den Truppen der Hauptstadt machten sich Bewegungen kund, die sich Niemand erklären konnte.

Manuel, der unterdessen bei seinem Bruder Louis gewesen, um demselben das Vorgefallene mitzutheilen und Abschied von ihm zu nehmen, ahnte von allem dem nichts. Es galt für ihn nun den letzten schweren Gang . . . . .

den zur Königin; doch hoffte er immer noch, wegen dem Unwohlsein Marie Louisens nicht vorgelassen zu werden, und rechnete darauf, daß bei dem schnellen Verlauf der Sache Ihre Majestät noch gänzlich ohne Kenntniß davon sei. Der kommende Tag sollte ihn dann schon auf der Reise finden. Mochte sich dann auch ihre Liebe zu ihm in Haß verkehren, er war wenigstens aus ihrer so gefährlichen Nähe entfernt, und in den Armen seiner Linda konnte er dann leicht ihrer Ungunst Trotz bieten.

Diese Berechnungen im Kopfe, ließ er sich melden . . . . . und wurde zu seinem Entsetzen vorgelassen.

Aber welch ein Auftritt erwartete ihn hier!

Die Königin, blaß wie der Tod, empfing ihn mit funkelnden Augen. Ein Blick, und er wußte daß Alles bereits verrathen sei. Das war nicht die reizende, durch ihr zauberisches Lächeln Alles beglückende Herrscherin Spaniens, vor der er stand, — das war das beleidigte, in seiner glühendsten Leidenschaft verhöhnte Weib, ... das war die in ihrer Liebe verrathene Spanierin, die nichts mehr kennt als Eifersucht und Rache.

Manuel erbebte; aber gerade der Zorn der Fürstin und ihre unbegrenzte Leidenschaftlichkeit rief das Gefühl männlicher Würde in ihm wach. Er stand ruhig und erwartete mit ehrfurchtsvollem Schweigen die Anrede der Königin, die auf einen raschen gebietenden Wink ihre Umgebung entfernte.

„Das also, Herr Gesandter“ — hob sie, als sie sich mit Manuel allein sah, in schneidendem, fast höhnendem Tone an — „das also ist der Dank, den Wir, die Königin von Spanien, von Euch ernten . . . . . von Euch,

Don Manuel, den Wir vom einfachen Edelmann bis zu der Höhe eines Granden von Spanien, ja durch unsere Liebe bis zu Uns selbst erhoben?! Das ist der Dank, daß Ihr Uns an eine Andere verrathet . . . an ein unbedeutendes, nichtssagendes Wesen, das Euch in den Staub der Alltäglichkeit herabzieht, während Wir Euch eine Laufbahn eröffnet, so glänzend, so groß, so weit sehend, wie sie selten einem Sterblichen wird. Und die Liebe Eurer Königin . . . . . meine . . . . meine Liebe ist Euch nichts?!"

Ihre Stimme zitterte. Manuel wollte sprechen, aber sie fiel ihm in das Wort und rief:

„Vertheidigt Euch nicht! Läugnet nicht, Wir wissen Alles! . . . Und hinter Unserem Rücken wollt Ihr — Eurer Schwüre ohnerachtet — Euch vermählen, ... wollt fliehen, wie ein Verräther?!"

„Majestät!" rief Godoy . . . .

„Schweigt!" — herrschte die Erzürnte — „Euren Undank würde die Königin verachten; den Verrath ihrer Liebe verzeiht sie nie! Aber Ihr sollt ihn kennen lernen Unseren Zorn! die Wucht Unseres Hasses soll die Elende zerknirschen, die sich zwischen Uns und Euch gedrängt. Zittert für sie und Euch!"

Aber die Königin hatte sich hier verrechnet; gerade die allzu scharf hervortretende Eifersucht setzte sie dem Manne gegenüber in Nachtheil. Manuel sagte daher mit einer Ruhe, die ihr die Seele durchschnitt:

„Nein, Majestät! Don Manuel de Godoy zittert nicht. Für sich nie, und noch weniger für das Schicksal

eines unschuldigen Mädchens, das meine königliche Gebieterin niemals beleidigt hat."

„O schön!" — entgegnete bitter lachend Marie Louise. — „Habt Ihr Uns nicht versprochen, sie nicht wiederzusehen, und kam sie nicht hierher Euch Unserem Herzen zu entreißen?"

„Bedenkt, erhabene Frau! sie kannte mein Versprechen nicht .... die Unglückliche kam .... ihren Bräutigam zu sehen!"

„Wohl ohne Euer Wissen ...?"

„Ohne mein Wissen und meinen Willen!"

„Und doch so willkommen .... und doch mit offenen Armen aufgenommen?! O ich möchte rasend werden! — Lüge also war es, was Du, Treuloser, mir in jener ersten Nacht nach dem Feste geschworen; ... Lüge, Manuel, was Du mir im Walde von Estremadura angedeutet .... Lüge, was ich seitdem so tausendmal von Dir gehört, wenn meine Küsse Deinen Athem tranken; — wenn ich im seligen Vergessen der Liebe, Krone und Pflicht mit Füßen trat, und nur dachte, in Deinem Glücke selbst glücklich zu sein?! — Gelogen, wie Dein Mund, haben mir Deine Augen! .... Gelogen Deine Küsse! ... Gelogen die Schläge Deines Herzens, das da höher pochte, wenn es an dem meinen ruhte! .... Gelogen hat selbst die Stimme der eigenen Brust, wenn sie in mir aufjauchzte und rief: Dein Manuel liebt Dich! Du bist doch nicht so ganz verdammt unter diamantenen Ketten ein einsam liebeleeres Leben qualvoll hinzuschleppen!"

Und die Königin barg schluchzend ihr reizendes Antlitz in den Kissen des Divans. Manuel war ergriffen. Der Zorn der Herrscherin hatte ihm Ueberlegung und Ruhe gegeben, ja seine Brust gegen alle Keulenschläge der Eifersucht gepanzert; die Thränen des schönen Weibes, das ihn an so süße Stunden erinnerte, erschütterten ihn. Jetzt erst fühlte er, was er aufzugeben im Begriffe stand. Der alte böse Kampf begann auf's Neue und im Uebermaße der anstürmenden Gefühle sich der Weinenden zu Füßen werfend, rief er:

„Und warum denn, himmlisches Weib, warum habe ich so rasch den Entschluß gefaßt, jenes Mädchen zur Gattin zu nehmen und Deine Nähe zu fliehen? .... Warum anders, als weil ich fühle, daß ich mich und Dich in das Verderben stürze! .... weil mein Herz zu schwach ist, in Deiner Nähe so viel Liebreiz zu widerstehen! .... weil ich den Fluch einer doppelten Sünde nicht auf unsere Häupter herab beschwören ..... weil ich Dir und mir den Frieden der Seele wiedergeben will!“

„Den Frieden der Seele?“ — lächelte die Königin schmerzlich unter Thränen — „und den, Manuel, willst Du mir, dadurch wiedergeben, daß Du mir das Herz brichst? — Du sprachst von Sünde? ... Weißt Du denn, was es heißt, eine Königin sein? ... das heißt sein Herz ertödten, alle die schönen Blüthen eines kindlichen Gefühls zerknicken; .. begreifen lernen, daß man zu einer unseligen Ausnahmestellung verdammt sei; ... verurtheilt, über der menschlichen Gesellschaft auf eisiger Höhe allein und verlassen zu stehen, ... auf einer Höhe, die das Herz erstarren macht und unempfänglich für die kleinlichen

Empfindungen der übrigen Staubgeborenen. Sieh, Manuel, das war mein Schicksal, das ist das Schicksal aller Derjenigen, die die thörigte Welt um ihre Kronen beneidet. Zu hoch gestellt, um menschlich mit Menschen zu fühlen und doch zu schwach, den Göttern gleich zu sein, erfüllte nun mein leeres, einsam darbendes Herz ein unersättlicher Ehrgeiz; weil ich nicht lieben sollte, wollte ich herrschen; weil ich kein Herz hatte, das mich verstand, wollte ich die Welt zu meinen Füßen sehen. Da kamst Du, Manuel, und ich fühlte zum erstenmale, was wahre Liebe ist. Die Natur aber ist mächtiger als die Convenienz, und wer auf Gottes weiter Erde will mich tadeln, wenn ich fühllos neben dem fühllosen, stumpfsinnigen Gatten blieb und selig aufjauchzte, als die Liebe mir in einer Minute mehr gewährte, als Ehrgeiz und Erdenhoheit in Jahren! ... Und nun sprichst Du! .... Du! .... von Sünde? ... Verräthst mich, und willst mir dadurch den Frieden der Seele wiedergeben, daß Du mir das Herz brichst?"

„Ich werde es nicht brechen, königliche Frau!" — entgegnete Godoy — „aber mein früherer Schwur bindet mich. Ich würde der Mörder jenes edlen Wesens werden ...."

„Jener Elenden!" — rief die Herrscherin und die Eifersucht funkelte bei der Erinnerung an die Nebenbuhlerin wieder aus den noch thränenfeuchten Augen.

„Königin!" — entgegnete Don Manuel gereizt, indem er sich erhob.

„Jener Elenden!" — wiederholte Marie Louise zornglühend — „Ihr seid ihr enthoben. Donna Illescas ist bereits verhaftet! Ihr seht sie nie wieder!"

„Gerechter Gott!“ — rief Godoy — „es ist unmöglich, . . . was hätte Linda verbrochen?“

„Sie ist des Hochverrathes angeklagt!“ — sagte feierlich eine tiefe Stimme.

Manuel wandte sich entsetzt, es war Salvaterra, der lautlos eingetreten und jetzt starr, bewegungslos und kalt wie eine Statue dastand.

„Linda . . . des Hochverrathes?“ — wiederholte Godoy und trotz dem Schrecken, der ihn erfaßt, drängte sich ein Lächeln in seine Züge.

„Ja!“ — entgegnete Salvaterra — „da sie sich mit den Feinden seiner katholischen Majestät, Carl IV., — den Gott erhalten möge, — eingelassen hat, um dessen beste Freunde und Stützen vom Hofe zu entfernen.“

„Ich verstehe kein Wort!“ — rief Manuel.

„Ihr werdet es“ — versetzte der Beichtvater der Königin — „und könnt sie und Anselmo dem sicheren Verderben entreißen, wenn Ihr am Hofe bleibt.“

„Jetzt nie!“ — rief der Jüngling, der die Intriguen zu durchschauen anfing, empört aus. — „Ich habe von seiner Majestät den Befehl schon Morgen nach Rom abzugehen.“

„Der zurückgenommen ist!“ — sagte Salvaterra kalt, indem er Don Manuel de Godoy ein Papier reichte, auf welchem der schwache König Carl eigenhändig seine frühere Ordre widerrufen.

„Aber, mein Gott!“ — sagte Manuel — „was soll denn dies Alles?“

„Was es soll?“ — wiederholte Salvaterra und zog ein zweites Papier aus seiner Brusttasche — „Lest!“

„Wie? — was?“ — rief Manuel erbleichend, als

er einen Blick hineingeworfen — „Florida-Blanca in Ungnade? ... seines Postens enthoben?"

„Ja!" — fuhr der Beichtvater der Königin fort — „Und Don Manuel de Godoy, Major der Leibgarde, erster Minister an Florida-Blancas Stelle, Herzog von Alcudia, Ritter des Ordens vom goldenen Vließe, Grand von Spanien."

„Herzog von Alcudia!" — wiederholte die Königin lächelnd — „Wir freuen Uns ....!"

„Und doch!" — unterbrach sie Manuel ungestüm — „und doch! ... ich kann nicht! ... Hinweg Verführung! Was ich versprochen, will ich als Mann auch halten."

„Gut!" — rief Salvaterra — „so verderbt Euch und sie. Ihr habt die Wahl: entweder Ihr nehmt die Gnaden des Königs dankbar an und rettet somit Donna Illescas und Euren Freund; oder Ihr wandert noch heute in den Thurm von Segovia und seht, gleich Jenen, das Tageslicht nie wieder!"

Und auf ein Zeichen des Sprechenden, füllten sich die Räume der königlichen Gemächer mit verschiedenen Abtheilungen der Garde.

„Manuel!" — flüsterte die Königin mit einem flehenden Blicke.

Es trat eine Pause ein, die für Alle furchtbar war, weil der nächste Moment für die ganze Zukunft eines jeden der Betheiligten entscheiden mußte. Manuel kämpfte sichtbar einen schweren Kampf. Endlich schien er entschlossen:

„Und schwört Ihr mir" — sagte Godoy zu Sal=

vaterra gewandt — „daß, wenn ich Eurem Willen folge, Donna Illescas und Anselmo sofort frei sind und frei bleiben?“

„Ich schwöre es!“ — entgegnete der Beichtvater, indem er die Hand zum Schwure ausstreckte: „Bei Gott und allen Heiligen!“

„Nun denn“ — sagte Manuel finster — „so nehmt den Frieden meines Herzens und gebt mir die goldene Dornenkrone!“

Salvaterra aber wandte sich zu den Anwesenden und rief in feierlichem Tone:

„Im Namen seiner katholischen Majestät Carl IV., König von Spanien und beider Indien verkündige ich: daß seine Majestät geruht haben, Don Manuel de Godoy zu ernennen, zu seiner Majestät erstem Minister, Herzog von Alcudia, Major der Leibgarde, Grand von Spanien und zum Ritter des goldenen Vließes!“

Und die Garden salutirten und die Flügelthüren öffneten sich und der Hof trat ein, die aufgehende Sonne schmeichelnd zu begrüßen.

Manuel aber stand unbeweglich und gedachte schmerzlich . . . der weißen Rose.

Mannheim. Druckerei des k. Bürgerhospitals.

Druckfehler.

Seite	69	Zeile	9	muß	stehen	Ehrenkette statt Ehrenrette.
„	74	„	7	„	„	Wassertropfen statt Wassertopfen.
„	90	„	10	„	„	Kind statt Kiud.
„	165	„	3	„	„	Madrid statt Maddrt.
„	172	„	22	„	„	Hand statt Händ.
„	173	„	14	„	„	entrissen statt eutrissen.
„	178	„	15	„	„	Schwert statt Schwer.
„	199	„	9	„	„	Sire statt Sirr.
„	199	„	25	„	„	schlanke statt schlauke.
„	227	„	6	„	„	rief statt rirf.
„	234	„	20	„	„	Prozeß statt Prozes.
„	252	„	2	„	„	Gutsherrn statt Gutshern.
„	264	„	15	„	„	Rom statt Nom.

Unterhaltungen im Bade aus d. Papieren e. hochgestellten Dame

Bd.: 1

Mannheim 1853